Adolph Friedrich
erwählter König von Schweden.

Christoph Burchard Graf von Münnich.
Rußsisch Kaiserl: General-Feld-Marschall.

Geschichtskunde

von der

Regierung Friedrichs des Großen
bis auf unsere Zeit,

oder

vom Jahr 1740 bis zum Jahr 1830

von

M. I. Klarke.

Vᵉʳ Band.

Frankfurt a/Main.

in der

Jäger'schen Buch- Papier- und Landkarten-Handlung.

1829.

5

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Vorerinnerung.

Das Publikum erhält mit diesem Hefte die Geschichtskunde in verändertem Format. Wir glaubten bei Anordnung desselben dem Wunsche einer großen Anzahl derjenigen zu entsprechen, in deren Hand sich die 17 ersten Hefte befinden, und hoffen, daß diese Veränderung den Beifall einer bedeutenden Menge von Geschichtsfreunden finden werde. Die innere Form des Werkes ist dabei unverändert geblieben. Nach dem anfangs zu Grunde gelegten Plane ist und wird fortgearbeitet, und eben dadurch wird der Charakter eines jeden Ereignisses hervorgehoben werden. Jede Periode, ja selbst jede hervorstehende Begebenheit, soll ihre Eigenthümlichkeit zeigen. Wie mit dem ersten schlesischen Kriege eine Militärepoche eintritt und bis nach dem Hubertsburger Frieden währt, so wird nach ihr das Volksthum sich bemerklich machen und

die Ereignisse beherrschen, bis durch Napoleon eine neue Militärepoche entsteht. Diese findet in dem neuerwachten Volksthume ihr Grab, und dieses räumt bald dem seit einem Jahrzehnt die europäischen Kabinette lenkenden Geiste die erhaltene Stelle ein. Mögen diese Andeutungen dazu dienen, die weiteren Leistungen der Geschichtskunde aus dem richtigen Gesichtspunkte zu betrachten; so wird das geäusserte Vorurtheil, als beschäftige sich dieselbe fast ausschließlich mit Militärereignissen, von selbst verschwinden.

Geschrieben im December 1828.

Karl Keim.

Wichtige Begebenheiten in einzelnen europäischen Staaten.

Erstes Kapitel.

Revolution in Rußland 1762.

Nach der schädlichen Regierung der Kaiserin Elisabeth besteigt Peter III. den Thron. Sein Charakter, Unvorsichtigkeit und unkluge Veränderung im Reiche, ziehen ihm den Haß des Volkes zu. Seine Gemahlin Katharine verschwört sich gegen ihn, er wird entthront und ermordet. Ausbildung der russischen Regierung unter Katharine II.

Die unglücklichen Verhältnisse Peter's des Großen mit seinem entarteten Sohne, Alexei Czaarowicz, legten den Grund zu mancherlei Gewaltthaten in der Erwerbung seines Kaiserthrones. Ungeheures hatte dieser Heros seines Volkes gethan, und kein Zweig der öffentlichen Wohlfahrt war von ihm unberücksichtigt oder unverbessert geblieben; aber noch unendlich viel war in dem ungebildeten Reiche zu ordnen, als er sein Auge schloß, und es bedurfte eines Regenten von Einsicht, Kenntniß und Kraft, wie er es gewesen war, um das angefangene Werk zu einem schönen Ende fort zu führen. Katharine I., seine Gemahlin, arbeitete zwar in seinem Geiste fort, allein ihre Laufbahn war bald zu Ende, und ihr folgte Peter II., ihr Enkel, ein schwächlicher Prinz, den der Tod eher wegraffte, als er ein Zeugniß seines Vermögens oder Unvermögens ablegen konnte. Anna Iwanowna des großen Peter's Nichte wurde auf des klugen

Ostermann's Verwenden von dem Stuhl der Herzoge von Kurland auf den erledigten Thron der Czaare berufen. Zwölf Jahre lang saß sie auf demselben, zwölf Jahre, mit dem Blute von 12,000 Unglücklichen, die wegen Empörung gegen die wortbrüchige Fürstin*) und wegen Auflehnung gegen ihren Liebling, Biron, auf dem Schafotte starben und mit den Thränen von 20,000 Anderen, die von der Rachsucht dieses Uebermüthigen nach Sibirien verbannet wurden, in der Geschichte Rußlands aufgeschrieben. Doch nicht blos der Fluch der edelsten Geschlechter bezeichnet die Regierung dieser von ihrem Günstling geleiteten Fürstin, auch Wichtiges zur Ausbildung Rußlands geschah unter ihr durch Biron, Münnich und Ostermann. Anna starb kinderlos und hinterlies den Thron ihrem Schwester-Enkel Iwan, dem Sohne des Prinzen Ulrich von Braunschweig und der Prinzessin Anna von Meklenburg, die an des unmündigen Iwan Statt Regentin von Rußland wurde. Schon stand sie im Begriffe, die Zügel der Regierung für immer an sich zu reißen, als der Arzt Lestoc die Unvorsichtige stürzte und Elisabeth, Peter's I. Tochter, auf ihres Vaters Thron setzte. Elisabeth, von Körper groß, von Geist klein, gebrauchte die ihr verliehene Herrschergewalt nicht zu des Volkes Wohlfahrt, nur ihrem Hang zur Ungebundenheit und der Leidenschaft ihrer Liebhaber diente der Scepter der Czaare; Wollust und Andachtsübungen waren die Marksteine ihres Willens, Guthmüthigkeit und Härte das seltsame Gemisch ihres Charakters. Durchaus unfähig der Regierung eines weit ausgedehnten Reiches, überließ sie die Sorge für die Angelegenheiten desselben ihren Günstlingen, deren jeder bei ihr die Stelle des Gemahls vertrat;

---

*) Anna hatte dem Senate versprochen, den Günstling Biron zu entfernen und die unbediengte Gewalt der Czaare durch gewisse Einschränkungen zu mässigen. Sie hielt aber das Versprechen nicht. Vergleiche zum folgenden 3. Heft S. 97 und 4. Heft S. 3 ꝛc.

ohne Entschluß, wo es Handeln galt, war sie das blinde Werkzeug ihrer Liebhaber, und wie sie sich von diesen zum Kriege gegen Preussen verleiten ließ, so mehrte sie, die eine Ehre darin suchte, daß unter ihr niemand zum Tode verurtheilt würde, selbst auf leere Beschuldigungen ihrer Vertrauten die Zahl der nach Sibirien Verbannten ungeheuer; Hofkabalen wurden wie Staatsverbrechen bestraft, die Gerechtigkeit war leidenschaftlich und feil und die Verwaltung unordentlich. Aus Vorliebe gegen ihr Volk, oder gewarnt durch den Haß, den ihre Vorgängerinnen durch die Auszeichnung der Fremden auf sich geladen hatten, zog sie den einsichtsvollsten Ausländern selbst unwissende Russen vor und vergaß, daß ihr Reich allein durch den aus Teutschland kommenden Geist aufgeblüht war. Die Krankheit, an der sie in den letzten Jahren ihres werthlosen Lebens litt, beunruhigte ihr Gewissen über manchen Theil ihres Handelns, und die Furcht vor der ewigen Vergeltung trieb sie zur Verehelichung mit dem Oberjägermeister Rasumowsky und zur Befreiung von 25,000 Unglücklichen, die wegen Schulden oder Schleichhandels im Gefängnisse schmachteten. Ihr Tod befreite Rußland von dem Unheil einer kraftlosen Regierung und gab es einer bessern Zukunft hin.

Doch nicht ohne gewaltsame Kämpfe sollte dieses Reich zur Macht der ersten Größe werden. Peter III. bestieg den Thron der Czaare. Karl Peter Ulrich, ein Sohn des Herzogs Karl Friederich von Holstein-Gottorp, durch der verstorbenen Elisabeth Schwester, Anna Petrowna, ein Enkel Peter's des Großen und durch seinen Vater ein Schwesterenkel Karl's XII., war früher *) zum Könige von Schweden bestimmt aber in demselben Jahre von der Kaiserin Elisabeth zu deren Nachfolger ernannt worden. Bei seinem Uebertritt zur griechischen Kirche erhielt er den Namen

*) Durch Beschluß des Reichstages vom 6. Nov. 1742. Vergleiche 4. Heft S. 26 u. ꝛc.

Peter Fedorowicz und wurde bald darauf mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, die bei der Veränderung ihres Glaubens den Namen Katharine Alexiewne angenommen hatte, vermählt. Peter, der in seinem fünfzehnten Jahre nach Petersburg gezogen worden war, hatte bei seinen holsteinischen Lehrern große Talente entwickelt und zu schönen Hoffnungen berechtigt; allein seine Fortbildung in Rußland entsprach diesen Erwartungen nicht, entweder, weil die Männer, welchen man seine geistige Entwicklung anvertraute, selbst die Stufe der Bildung nicht erreicht hatten, auf die sie ihren Zögling stellen sollten, oder weil es im Interesse der Russen lag, keinen zu gebildeten Fürsten auf dem Throne zu sehen. Die Erziehung Peter's zum Regenten wurde vernachlässigt, er, der Millionen beherrschen sollte, lernte nicht, sich selbst beherrschen, und die besten Anlagen und Grundsätze gingen in seinen heftigen Leidenschaften unter. Bestuschef, Großkanzler des Reiches und allgebietender Rathgeber der Kaiserin Elisabeth, war Peter's erklärtester Feind, und entwarf den Plan, den zum Kronerben ernannten Herzog von der Thronfolge auszuschließen und dessen Sohn den jungen Großfürsten Paul an diese Stelle zu erheben. Schon war der Plan zur Ausführung reif, da stürzte Peter den mächtigen Gegner durch die Entdeckung der Intriguen, mit welchen derselbe das siegreiche Heer aus Preussen zurückgerufen hatte *).

Fünf und dreißig Jahre zählte Peter III., als er die Krone seines Großvaters erbte. Mit einem edeln Willen für die Wohlfahrt des Reiches, mit einem kräftigen Vorsatze, die unter seiner Muhme eingeschliechenen Mißbräuche abzuschaffen und die Bahn seines großen Ahnen zu gehen, trat er die Regierung an. Aber ihm fehlte die Ruhe des Philosophen, um die Verhältnisse zu würdigen, in denen er stand, ihm gebrach es an Erfahrung und an Kenntniß des in seinem

*) 1757. Vergleiche 7. Heft Seite 19 rc.

Volke herrschenden Geistes, ihm mangelte die Klugheit, ohne welche Kraft und Willen selten große Dinge vermögen, und er verdarb durch Uebereilung mehr, als er zu bessern im Stande war. Den Anfang seiner Regierung bezeichneten Handlungen der Milde, Mässigung und Gerechtigkeit; verdienstvolle Männer, von dem Haß der vorhergehenden Regentinnen nach Sibirien verbannt, wurden zurückgerufen und alle übrige Staatsgefangene, mit Ausnahme des Grafen Bestuschef, von der ihnen zuerkannten Strafe befreit. Unter den nach Petersburg zurückkehrenden Großen waren Biron und Münnich. Mit dem Schafpelze, den er ein und zwanzig Jahre in Pelim getragen, erschien der letztere vor dem Kaiser, voll des innigsten Dankes gegen diesen seinen Befreier. Noch mehr that Peter; er hob die geheime Kommission zur Untersuchung und Richtung der Staatsvergehen, eine Staatsinquisition, die bisher Tausende von Unschuldigen mißhandelt hatte, auf, legte Hand an eine bessere Rechtspflege und verpflichtete sich den Adel durch die bisher ihm verweigerte Erlaubniß, sich dem Kriegsdienste zu entziehen und außer Land zu reisen. Auch der geheime Rath wurde aufgelöset, an seine Stelle eine kaiserliche Kommission angeordnet und der Prinz Georg von Holstein, Peters Ohm, der Graf Münnich, der Kanzler Woronzow, der Fürst Wolchonsky und Andere zu Mitgliedern ernannt; die Feindseligkeit gegen Preussen wurde eingestellt, mit Friedrich II. Frieden, selbst ein Schutz- und Trutz-Bund, geschlossen, und eine Abtheilung Kriegsvolkes zu seiner Unterstützung befehligt.

So weise, zweckmäßig und empfehlend diese ersten Regentenhandlungen Peter's waren, so zeigte der Kaiser nach einigen Wochen eine Verfahrungsweise, die sein Ansehn bei der Nation bald herabsetzte. Rücksichtslos durchzugreifen und in der Meinung, seine Gedanken müßten des Volkes Gedanken und seine Ansichten die Wünsche seiner Unterthanen werden, seinen Willen ohne Ansehn der Personen, der Verhältnisse und des Herkommens geltend zu machen, dünkte ihm so ein-

fach, so leicht, so natürlich, daß Freundesrath ihn vergebens warnte. Rasch und ohne Aufhalt wollte er in Rußland eine Regierungsweise einführen, die bei einem Volke, dessen allerkleinster Theil nur auf Bildung Ansprüche machen konnte, dessen größte Masse nicht allein unwissend, sondern auch roh und ungezügelt war, keinen Eingang finden konnte. In der Befangenheit seiner Ideen stieß Peter wider alle Interessen des Volkes, beleidigte die Sitten und die Religionsgebräuche desselben, den Adel und die Geistlichkeit und grub sich eine Grube, in die er bald hinab stürzte. Der Adel fühlte sich gekränkt durch den Vorzug, welchen der Kaiser den Fremden schenkte, und sah mit Eifersucht auf den Prinzen Georg von Holstein, der zum Generalissimus der ganzen Kriegsmacht ernannt wurde; Adel und Volk murrete über die Auszeichnung, welche Peter den Preussen schenkte, blickte mit Neid auf die preussischen Offiziere, die alle frei in ihre Heimat entlassen und deren jeder mit 1000 Dukaten beschenkt wurde; die Garden grollten über den Vorzug, welchen die holsteinische Leibwache genoß, über das höhere Vertrauen, welches der Kaiser ihr schenkte, und über den unerhörten Befehl, daß zwei Regimenter der Garde gegen Dänemark ausrücken sollten; Heer und Volk sah mit Mißvergnügen Peter's Vorliebe für die Preussen, mißbilligte die Einführung der preussischen Waffenübung und Mannszucht, und nahm an der Vertauschung der grünen Uniform mit der blauen Anstoß, und wenn auch viele Offiziere sich freuten, neben den Preussen fechten zu können, so war doch die Masse des nicht zu Felde gezogenen Kriegsvolkes gegen jede Neuerung. Der Geist der Unzufriedenheit, der sich in allen Ständen zeigte, wurde von dem Hasse der Popen übertroffen und es bestättigte sich hier die Erfahrung aller Zeiten, daß keine Körperschaft furchtbarer ist, als die der Priester, weil sie, indem sie sich des Besitzes göttlicher Geheimnisse und eines besonderen Rechtes des Zutrittes zu Gott rühmt, ihre irdischen Vortheile stets mit denen des Himmels vermischen und unter der Larve des Ei=

fers für die Religion ihre selbstsüchtigen Absichten fördern und schützen, besonders ein rohes Volk durch fanatische Begeisterung ohne Mühe für ihre Vortheile bewaffnen kann. Wehe dem Fürsten, der ohne den Talisman der Gerechtigkeit und der ererbten, Gewohnheit mit ihr in den Kampf tritt! Der Belehrung zum Troß, welche die Geschichte aller Reiche von Europa der Nachwelt überliefert, griff Peter, der sich mächtig dünkte, wie es sein Großvater gewesen war, die Geistlichkeit an, zog viele ihrer Güter ein, setzte den Mönchen, statt der reichen Einkünfte aus ihrem Klostervermögen, geringe Jahrgehalte aus, verbot den Klöstern, Novizen unter 30 Jahren auf zu nehmen und ließ sogar aus den Kirchen mehrere Heiligenbilder entfernen. Der Erzbischof von Nowgorod glaubte sich berufen, den Neuerungen des Kaisers zu widersprechen und zeigte eine solche Unbeugsamkeit gegen dessen Befehle, daß er aus der Hauptstadt verbannt wurde. Bald überzeugte sich der unvorsichtige Peter, daß es in Rußland nicht in seiner Macht stehe, einen hohen Beamten der Kirche, dessen Ansehen bei dem unwissenden und abergläubischen Volke etwas Heiliges hat, ungerügt an zu tasten; das Murren des Volkes über des Erzbischofs Verweisung drang bis an die Stufen des Thrones, und der Kaiser sah sich genöthigt, um der öffentlichen Meinung Willen den Verbannten zurück zu rufen. Doch damit gewann er wenig in den Augen des Volkes, bei welchem ihn die Priester als einen Irrgläubigen verschrien. Unbedachtsamkeit hatte ihn zu Handlungen verleitet, aus welchen man auf seine Geringschätzung gegen den griechischen Glauben schliessen konnte, er hatte in Oranienbaum der Einweihung einer lutherischen Kapelle beigewohnt, hatte sich von der Einweihung einer griechischen zurückgezogen, hatte unter die Soldaten Gesangbücher austheilen lassen, — genug, um ihn, der früher dem lutherischen Glauben zugethan war, für zweifelhaft in seinen Religionsansichten zu halten, und in alle seine Handlungen Argwohn und Mißtrauen zu setzen. Zu diesem Allem gesellte sich der

Mißmuth, welchen der zwecklose Krieg gegen Dänemark erzeugte. Die Russen sahen ein, daß der Zwist mit dieser Nation von dem Kaiser absichtlich veranlaßt sei, damit er sich an den alten Freunden Rußlands für Beleidigungen rächen könnte, die seinem Hause, ehe er noch Ansprüche auf den russischen Thron hatte, von jenen zugefügt worden waren; sie mißbilligten es, daß russisches Blut in dem Privatstreite des Kaisers fliessen und das Geld, dessen das unter der vorigen Regierung hart bedrückte Land für sich bedurfte, ausserhalb verschwendet werden sollte. Eine bedenkliche Unzufriedenheit entstand in den Herzen derer, die den neuen Beherrscher mit Freuden aufgenommen hatten, eine gefährliche Masse zündbaren Stoffes häufte sich schnell, und es bedurfte nur einer kekken Hand, welche das Feuer anlegte, so stand der Thron Peters in Flammen.

Vielleicht hätte die Unzufriedenheit des Volkes durch behutsames Einlenken sich beschwichtigen lassen, hätte nicht der Kaiser im eigenen Palaste den gefährlichsten Feind erzogen. Seine Gemahlin Katharine, ein Weib von seltenen Talenten, die männliche Kraft, tiefen Scharfsinn und beharrliche Ausdauer mit weiblicher Schönheit vereinigte, und von gleichem Hang zur Sinnlichkeit, wie ihr Gemahl, trachtete nach seinem Sturze. Als eine sechzehnjährige Jungfrau war sie nach Rußland gekommen und hatte von ihrer Vermählung an bis zur Geburt ihres ältesten Sohnes Paul *) neun Jahre lang in Liebe und Eintracht mit Peter gelebt. Damals aber geschah es, daß Menschen, die des Großfürsten Vertrauen besassen, sei es mit Recht oder aus Bosheit demselben gegen die Treue Katharinens Verdacht erweckten. Die bisherige Zuneigung ging in Kälte und stufenweise endlich in erklärten Widerwillen über. Noch wurde Anfangs der Schein gewahrt, und Peter stellte als Oberst, den Sponton in der Hand, ihr die Offiziere seines Regimentes vor. Katharine

---

*) 1754.

empfing diese und ähnliche Huldigungen; allein das Band, das sie verbunden hatte, wurde mit jedem Tage loser; eine verderbliche Gleichgiltigkeit entfernte beide Gatten immer mehr, und Jedes suchte für den Verlust der Eintracht in der Ehe unrühmliche Entschädigung ausser derselben. Die Gräfin Elisabeth von Woronzow, des Großkanzlers jüngere Tochter fesselte Peter's entzweites Gemüth und er war ihr mit aller Gewalt der Liebe zugethan. Die Freunde der Zwietracht benutzten selbst dieses zärtliche Verhältniß, um den Großfürsten und die Großfürstin noch mehr zu entzweien. Der Gräfin Woronzow ältere Schwester, die Gräfin Daschkow, ein Weib, eben so neidisch und eitel, als schön, war Katharinens Vertraute. Darum erweckten die Feinde der letzteren bei Peter den Verdacht, seine Gemahlin habe sich bemüht, daß das Liebesverhältniß der Gräfin Woronzow mit ihm angeknüpft werde, damit sie selbst desto ungebundener ihrer eigenen Neigung leben konnte. Das Ungeräumte dieser Behauptung entging dem schon befangenen Großfürsten, er begegnete seiner Gemahlin achtungslos und unhöflich und überließ sie sich selbst und ihren Lieblingsneigungen.

Katharine übertraf ihren Gemahl in vieler Hinsicht an Stärke des Geistes. Sanft und liebenswürdig im Umgang, war sie ernst in ihren Beschäftigungen und unermüdet in ihrem Eifer ein vorgesetztes Ziel zu erreichen. Ihr fast zwanzigjähriges Leben als Großfürstin widmete sie den Wissenschaften; kein angesehener Schriftsteller im Fache des Staatswesens blieb ihr unbekannt, und tief drang sie in den Geist desselben ein. Die Zurücksetzung, die sie von Peter erfuhr, vermehrte in ihr die Zuneigung zu anderen Männern, der Graf Soltikow und der schöne Pole, Stanislaus Poniatowsky, wurden ihre innigen Vertrauten. Katharinens hochstrebender Geist sah in der Verbindung mit Peter und in dessen stets wachsenden Abneigung für sich eine traurige Zukunft; sie verband sich deßhalb schon bei Elisabeth's

Lebzeiten gegen den harten Gemahl und suchte ihn, im Verein mit Bestuschef, von der Thronfolge auszuschließen. Der Plan scheiterte an der Unvorsichtigkeit des Ministers, aber der Vorsatz solcher That blieb in Katharinen fest. Ihre Besorgniß, nach der Thronbesteigung ihres Gemahls dessen Rache für ihre Untreue in vollem Maase fühlen zu müssen, ängstigte sie lange, und es scheint, als ob die Aemsigkeit, mit der sie bei Elisabeth's letzter Krankheit die Kirchen besuchte, und an den öffentlichen Gebeten für die Genesung der Kaiserin Antheil nahm, den geheimen Zweck gehabt habe, die Zuneigung des Volkes im Voraus zu gewinnen. Peter nahm den Scepter Rußlands, und — zum Staunen des Hofes schwang er ihn nicht über seiner Gemahlin, sondern gab, wie umgewandelt, ihr unzweideutige Beweise von Zutrauen, besuchte sie oft und brachte längere Zeit in ihren Gemächern zu. Vielleicht war dieses eine Wirkung des von dem Könige von Preußen erhaltenen Rathes, seine Gemahlin nicht mit Geringschätzung zu behandeln und, wenn er sie nicht lieben könne, ihr doch äusserlich mit der Achtung zu begegnen, welche ihr Stand erfordere. Katharine traute der Gesinnung des Kaisers nicht und fand in seinem veränderten Betragen nicht die Wirkung einer besseren Gesinnung, sondern das Bedürfniß, in den Angelegenheiten der Regierung ihren Rath zu hören, fürchtete seinen Haß, wie bisher, und gab den Plan einer Thronveränderung nicht auf. Die ungünstige Stimmung des Volkes gegen die Neuerungen Peter's diente ihrem Zwecke. Peter, der sie mit demselben Mißtrauen betrachtete, wie sie ihn, rechtfertigte das ihrige bald durch neue Vernachlässigung und durch eine Art von Verweisung nach Peterhof, einem mehrere Meilen von Petersburg entfernten Lustschlosse. Hier brütete sie im Stillen über den kühnsten Plan und leitete durch ihre Freunde das ungeheure Werk, das in kurzer Zeit sie auf den Thron ihres Gemahls erhob.

In Petersburg gab es verschiedene Partheien, die unzufrieden mit Peter's Maasregeln oder gekränkt durch seine Verfügungen, eine Veränderung in der Regierung wünschten, Hohe und Niedere, die nicht nur auf schickliche Gelegenheit dazu lauerten, sondern sie herbei zu führen bemüht waren. Unter diesen zeichnete sich der Fürst Wolchonsky, Mitglied der neuen kaiserlichen Kommission, der Graf Panin, Oberhofmeister des Großfürsten Paul, der Hetman Rasumowsky, Oberst-Lieutenant in der ismailowischen Leibwacht, und Glebow, General Prokurator des Senates, Gregor Orlow, Zahlmeister bei dem Geschützwesen, der Nachkomme eines der von Peter I. vernichteten Strelitzen, sammt seinen Brüdern, Potemkin, Fähndrich bei der Leibwacht, und Odart, geheimer Sekretär der Kaiserin, ein geborner Piemonteser und ein Mann, voll italischer Arglist, am meisten aber die junge Fürstin Daschkow, aus. Eine der wichtigsten Rollen spielte die letztere. Sie konnte es ihrer jüngern Schwester nicht vergeben, daß sie, weniger schön, die Neigung des Monarchen gewonnen hatte; Eifersucht und schändliche Eitelkeit trieb sie zur heillosen That. Der Gefahr achtete sie nicht, die, mißlang der Plan, Vater und Ohm verderben und das ganze Haus Woronzow zu Grunde richten konnte. Sie übernahm es, die getrennten Ansichten der Unzufriedenen zu vereinigen und besonders, Panin und Rasumowsky von ihrem ersten Vorsatze abzulenken, auf den umgestürzten Thron Peter's den jungen Großfürsten Paul zu erheben und Katharine zu dessen Vormünderin und zur Reichsverweserin zu machen. Orlow, durch Kühnheit und körperliche Schönheit ausgezeichnet und schon seit längerer Zeit ein heimlicher Vertrauter und Liebling der Kaiserin, warb unter seinen Freunden und in den Kasernen; die höheren Mitglieder der Verschwörung suchten den Senat zu gewinnen; von allen Leidenschaften gepeitscht arbeiteten die Verschwornen an dem Plane, Katharine zu erheben mit einer Dreistigkeit, die ihnen mehr als ein Mal Gefahr drohete.

Dem fernen Ausland entging die dumpfe Gährung nicht, und es trug sich mit mancherlei Botschaften über das Beginnen der Unzufriedenen; Peter allein bemerkte nichts und wähnte, die Krone ruhe fest auf seinem Haupte, wie der Himmel auf den Schultern des Atlas. Vergebens warnten ihn seine Freunde, er achtete es nicht; sie baten, sie beschworen ihn, er wies ihren Rath von sich; Friederich II. schrieb an ihn und machte ihn aufmerksam auf das Treiben um ihn her, rieth ihm, sich in Moskau krönen zu lassen, damit seine Person in den Augen des Volkes geheiligt erscheine, mahnte ihn von allen Neuerungen ab, ertheilte ihm die besten Rathschläge zu einer weisen Regierung und beauftragte seine Gesandten in Petersburg, den Kaiser von der ihm drohenden Gefahr zu überzeugen; dieser aber sprach: „Ich will nichts weiter davon hören.“ So ging Peter blindlings seinem Verderben entgegen. Wie von einem Verhängnisse getrieben oder von einem Zauber geblendet schritt er auf dem ein Mal betretenen Wege fort, aller Klugheit und Vorsicht ledig, die jeder Zeit sich an dem gerächt haben, der sie aufgegeben hat. Auch da noch, als die Absichten seiner Feinde ihm enthüllet wurden, blieb er selbstgefällig in seiner sträflichen Sorglosigkeit. Ein Franzose, Namens Valois, in den Plan der Verschwornen eingeweihet, entdeckte denselben dem Kaiser, aber dieser mißtraute dem Rathe eines ihm wohlwollenden Fremdlings, hielt die Arglist seiner treulosen Freunde für eine Erdichtung, die Anzeige für eine Beleidigung seiner Person und wies, weil die als Verschworne bezeichneten nicht blos Gesellschafter der Kaiserin, sondern seine eigenen Vertrauten waren, die Anklage von sich. Nochmals warnte ihn ein unerwarteter Vorfall, allein vergebens, wie alles Andere, und er ging hin in seines Herzens eitlem Sinn, zu thun, was nichts taugt. Durch Potemkin, Orlow und dessen Brüder war ein bedeutender Theil der Leibwacht für die Verschwornen gewonnen und kühn betrieben sie ihre weiteren Werbungen. Schon war dem arglosen Kaiser der Tod ge-

schworen, als ein Zufall ihn rettete. In der Leibwacht stand ein Lieutenant mit Nomen Passek, ein wilder, zügelloser Mensch, der mit in die Verschwörung verflochten war und seine Kompanie für diesen Zweck geworben hatte. Von tödtlichem Haß gegen den Kaiser beseelt, hatte er sich erboten, den Monarchen mitten unter seinem Hofstaate nieder zu stoßen, allein er wurde vorher verrathen. Ein Soldat seiner Kompanie in der Meinung, die Verschwörung sei Sache des ganzen Heeres und werde von oben herab geleitet; fragte seinen Hauptmann, ob der Tag nahe sei, an welchem man die Waffen gegen den Kaiser führen und ihn in eine Festung einsperren werde. Der Hauptmann, ein Anhänger Peter's, staunte über die Entdeckung des Verrathes, verschwieg seine Gesinnung und eilte, dem Kaiser die Nachricht von der ihm drohenden Gefahr mitzutheilen. Auch jetzt vernahm der verblendete Monarch die Stimme der Warnung umsonst; der Wahn, von seinem Volk geliebt zu sein, weil er dessen Glück wollte, hatte sich seiner so sehr bemächtigt, daß er die Anzeige keiner besonderen Aufmerksamkeit widmete. Freunde, welche des Volkes unruhigen Sinn besser kannten und belehrt durch die Vorfälle, die vor zwanzig Jahren Jammer und Weh über die kaiserliche Familie und über so viele andere gebracht hatte und für den Kaiser fürchteten, riethen, die Sache einer genauen Untersuchung zu unterwerfen und die Schuldigen nach der Strenge der Gesetze bestrafen zu lassen. Vergebens. Peter beharrte in seiner unbegreiflichen Sorglosigkeit; Passek wurde verhaftet, die Verschwörung aber keiner besonderen Acht gewürdigt, und den Verschwornen freies Spiel gelassen.

Erwünschter konnte für diese nichts sein. Passek's Verhaft hatte sie alle mit Schrecken erfüllt; in jeder Stunde waren sie eines ähnlichen Schicksals gewärtig, und Katharine wurde in ihrer Abgeschiedenheit zu Peterhof von banger Besorgniß gefoltert: denn die Abneigung ihres Gemahls und sein aufbrausendes Gemüth liessen für sie Alles besorgen, und ihre lebhafte Einbildungskraft malte ihr alle Folgen des

kühnen Vorhabens mit den grellesten Farben. In dieser Lage war es, daß Peter, der, um das Peterfest zu feiern, mit seinen Vertrauten nach Oranienbaum, einer am finischen Meerbusen zwölf Meilen von Petersburg entfernten Stadt, gegangen war, sich bei der Kaiserin anmelden ließ, um bei ihr Mittagstafel zu halten. Dieser Besuch konnte in dem Augenblicke der Gefahr bei Katharine und ihren Anhängern nur neue Besorgniß erwecken, zumal da die Sage ging, auf der Festung Schlüsselburg sei eilig ein steinernes Haus mit 11 Zimmern für eine hohe Person eingerichtet worden. Man fürchtete, des Kaisers Erscheinen in Peterhof werde das Zeichen zur Gefangenschaft seiner Gemahlin und des Großfürsten Paul sein, oder man machte es die Kaiserin glauben, ja man behauptete sogar, Peter habe diesen Vorsatz seiner Geliebten, der Gräfin Woronzow anvertraut. Die Unruhe Katharinens wuchs mit jedem Augenblick und zwischen Furcht und Hoffnung schwebend sah sie einer Botschaft von Petersburg entgegen, wo ihre Anhänger die Abwesenheit des Kaisers zur schnellen Ausführung ihres Anschlages benutzten. Da erschien Alexis Orlow, mit dem schwierigen Auftrage von Petersburg abgesandt, die Kaiserin aus dem bewachten Schlosse nach der Hauptstadt zu führen. Der Wagen, den er zu diesem Behufe mitgebracht, blieb in einiger Entfernung von Peterhof halten. Um zwei Uhr Nachts *) wird die Kaiserin geweckt. Sie erhebt sich, legt fremde Kleidung an, schleicht sich allein aus dem Schlosse und gelangt unentdeckt an den von den Verschwornen bezeichneten Ort, wo Orlow der Flüchtigen harret; sie besteigt den Wagen, Orlow ergreift die Zügel und jagt mit der Hast der Verzweiflung davon. Doch wehe! noch hat er nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, da stürzen, von der fürchterlichen Anstrengung ermattet, die Pferde. Die Lage der Kaiserin ist gefährlich. Die Verschwornen haben aus Vorsicht

*) Am 8 — 9 Juli.

oder aus Uebereilung versäumt, für wechselnde Bespannung zu sorgen. Hinter ihr ist die Furcht vor den Verfolgern, vor ihr die weite Strecke zur Hauptstadt, nirgends Hilfe. Dennoch faßt sie Muth; verbrennt, um für den unglücklichsten Fall nicht ihre eigene Verrätherin zu sein, ihre Papiere und versucht es, den Weg zu Fuß fortzusetzen. Es gelingt; die Fürstin, in der Weichlichkeit des Hofes erzogen und an keine körperliche Anstrengung gewöhnt, eilt flüchtigen Fußes davon; bald zeigt sich ein Bauerkarren, hier ein Retter in der Noth; sie redet den Eigenthümer an, gewinnt ihn durch reichen Lohn, besteigt das Fuhrwerk, eilt auf demselben der Stadt zu und langt um 7 Uhr frühe in Petersburg an.

Hier hatten ihre Anhänger auf ihren Empfang Alles bereitet und einen Theil der Leibwacht fertig gehalten. In der Kaserne des ismailowischen Regimentes, von welchem drei Kompanien durch Geld gewonnen waren, stieg sie ab; die Offiziere und Soldaten wurden zusammen gerufen und noch ehe Rasumowsky, der Oberst-Lieutenant des Regimentes, ein Mitglied der Verschwörung kam, war dasselbe, zum Theil nur halb angekleidet, versammelt. Katharine hatte in der Kunst Gefühle zu heucheln, eine bedeutende Höhe erreicht, und mächtig wirkte sie mittelst derselben auf das staunende Kriegsvolk. Mit dem Feuer der Leidenschaft redete sie die Versammlung an, schilderte des Kaisers Verachtung der Sitten, der Gebräuche und des Glaubens der Nation; sprach von der Zurücksetzung der Würdigen in dem Volke gegen unverdiente Ausländer; erzählte unter Seufzern und Thränen, wie sie von der Härte des Kaisers gedrückt und schon verstoßen einem elenden Schicksale solle preis gegeben werden, ja, wie man ihr und ihrem Sohne, dem einstigen Erben der Krone nach dem Leben getrachtet, wie sie dem Morde entgangen sei, und rief die Vertheidiger des Vaterlandes um Schutz und Beistand an. Die Worte der Fürstin erschütterten die meisten der Zuhörer, ein Geschrei der Theilnahme und der Wuth wurde gehört und tausend Stimmen versprachen ihr Hilfe.

Noch zauderten einige Offiziere und Soldaten, die gewissenhafter dachten, als ihre Brüder, den Eid der Treue zu brechen. Da trat Rasumowsky unter sie, bestimmte sie durch sein Ansehen zur Mitwirkung an dem Verrathe, und — das ganze Regiment schwur der Kaiserin Gehorsam. Ihm folgte die simonoskysche Garde, und die preobraschinskysche, die bei gewaltsamen Regierungsveränderungen sich schon öfter thätig bewiesen hatte, legte den Huldigungseid in die Hände ihres Feldpriesters ab.

Aus der Kaserne der ismailowischen Garde zog Katharine nach der Kirche der heiligen Jungfrau von Kasan, wo der Erzbischof von Nowogorod mit seiner Geistlichkeit ihrer wartete. Dort wollte sie ihrem Schritte der Empörung durch die Weihe der Religion den Stempel der Rechtmäßigkeit aufdrücken. Die gewonnenen Regimenter der Leibwacht schlossen sich an den Zug an; eine große Anzahl vom hohen und niederen Adel that ein Gleiches, und das Volk, das sich so leicht von der Gewalt betäuben, wie vom Schimmer blenden läßt, folgte Schaarenweise. Sie trat in das Gotteshaus, vom Segen der Priester empfangen. Der Oberhirte der Kirche, Peter's erklärtester Feind, nahm ihr mit großer Feierlichkeit den Throneid ab, setzte ihr die Krone der Czaare aufs Haupt, rief sie mit lauter Stimme zur Selbstherrscherin aller Reussen aus, und Paul Petrowicz, ihren Sohn, zum Nachfolger. Man stimmte den Lobgesang an, dankte Gott für das glückliche Ereigniß, sprach Gebete für die Wohlfahrt der neuen Beherrscherin und für die des Reiches und begleitete die Kaiserin aus dem durch Empörung und Meineid entweiheten Tempel unter wildem Hurrah-Geschrei des Volkes und der Soldaten in den früher von Elisabeth bewohnten Palast. Auch in dem Senat erschien Katharine, umringt von ihren Freunden und die halbgewonnene Versammlung erkannte sie ohne Säumen als Oberhaupt des Staates an. Mit Windesschnelle flog das von den Anhängern der Verschwörung verbreitete Gerücht, der Kaiser sei durch einen

Sturz vom Pferde umgekommen, durch die ganze Stadt, und vermischte sich mit dem Jubelruf: „Es lebe Katharine II!“ Die Popen, dienstbare Geister der Verschwörung, priesen das unter dem Scepter des Weibes zu erwartende Glück, reizten durch Lüge und Verdrehung des Volkes Haß gegen Peter, und Edelleute und Bürger schwuren freudig den Eid der Huldigung ... Die Begeisterung des Pöbels wurde bald durch Gewaltthat laut; er rottete sich zusammen, durchzog freudebrüllend die Straßen, fiel über die Schenken her, plünderte sie, trank in dem geraubten Brandwein auf das Wohl der Kaiserin und feierte deren Regierungsantritt durch Ausschweifungen und Zügellosigkeiten.

Vom Glücke begünstigt, vergaß Katharine nicht, sogleich durch kluge Anordnungen ihre Freunde zu fesseln. Sie sandte an die gegen die Dänen bestimmten Garderegimenter den Befehl zur Rückkehr nach Petersburg, verkündigte ihre Thronbesteigung durch ein der Volksmeinung schmeichelndes Manifest und sah in wenig Stunden mehr denn 10,000 Mann ihres Gebotes harren. Um sechs Uhr Abends erschien sie, einen weiß-grauen, schwarzgetiegerten Hengst reitend, in der Uniform der Leibwacht, die sie von dem Grafen Stroganow geliehen hatte, den Hut mit einem Eichenzweige geschmückt, begleitet von dem Hetmann Rasumowsky, der Fürstin Daschkow und den Gebrüdern Orlow vor den von Wolkonsky und Villebois befehligten Truppen, ritt durch die Reihen, um durch Herablassung und Freundlichkeit die noch zweifelhaften Herzen zu gewinnen. Ihr Degen ohne Degenquaste fiel manchem gedienten Offizier auf. Der Fahnjunker Potemkin bemerkte es, knüpfte schnell die Quaste von seinem Degen los und reichte sie der Kaiserin hin. Er legte dadurch den Grund zu seiner nachherigen Größe *).

*) Die Kaiserin, welche schöne Männer liebte, lächelte ihm mit Wohlgefallen zu, machte ihn zu ihrem Liebhaber und erhob ihn später zu ihrem ersten Minister.

Nachdem Katharine bei diesem kurzen Schauspiele sich der Treue der Mannschaft versichert hatte, zog sie mit ihr nach Peterhof ab. Auf dem Wege dahin schloß sich noch ein Regiment an den Zug an. Ein erfreulicher Umstand für die Kaiserin, welche sich dorten ihres Gemahls bemächtigen wollte.

Keine Ahnung des ihm drohenden Unglückes stieg in dem verrathenen Kaiser auf. Der Prinz Georg von Holstein, der mit einer Bedeckung von Husaren nach Oranienbaum eilen wollte, wurde verhaftet, alle andere Botschaften, von des Kaisers Freunden abgesandt, wurden angehalten, und die Verbindung mit Oranienbaum aufs Strengste bewacht, damit Peter seinem Schicksale nicht entgehe.

Den Abend vor dem verhängnißvollen Tage hatte er zu Oranienbaum in froher Unterhaltung bei vollem Glase mit seinen Günstlingen zugebracht, hatte die Nacht durch in argloser Ruhe geschlafen und war gegen Mittag in preussischer Uniform und in Gesellschaft des Grafen Münnich, seines Lieblings Godewicz, der Gräfin Elisabeth von Woronzow, ihres Ohms und einiger andern Personen nach dem zwei Meilen entfernten Peterhof gefahren, um bei seiner Gemahlin zu Mittag zu speisen, oder, wie seine Feinde sagen, sie nach Schlüsselburg abführen zu lassen. In geringer Entfernung von der Stadt ereilte ihn ein Edelmann, der trotz der Wachsamkeit der Gegner aus Petersburg entkommen war, bat dringend um Gehör, wurde aber von dem Kaiser mit den Worten zurückgewiesen: es sei in Peterhof, noch Zeit, ihn an zu hören. Doch der Treue ließ nicht nach mit Bitten und beschwor den Monarchen bei seinem Leben und Glück ihm Gehör zu gönnen. Peter stieg aus dem Wagen und entfernte sich mit ihm. Die Nachricht aus dem Munde des Unglücksboten dünkte ihm so sonderbar, fast märchenhaft, daß er ihr keinen Glauben schenken wollte; allmählich erwachte jedoch in ihm manche Bedenklichkeit, und die Mittheilung der näheren Umstände setzte ihn in Besorgniß und Verwirrung. Indessen sandte er einen Adjutanten nach Oranienbaum zurück

mit dem Befehle, die Besatzung ausrücken zu lassen; die Fahrt nach Peterhof wurde eilends fortgesetzt: denn hier konnte man über das Geschehene Gewißheit erhalten. Das Schloß war leer, die Kaiserin entflohen und über das Vorgegangene kein Zweifel mehr. Peter schwankte und wußte keinen Entschluß zu fassen. Da trat der alte Münnich auf, der Vielversuchte, um dessen graues Haupt Gefahren aller Art gespielt hatten. Mit dem Feuer des Jünglings sprach der achtzigjährige Greis von dem, was in dem Augenblicke der Gefahr zu thun sei, er rieth, auf der Stelle nach Petersburg zu rükken und den so meuchlings geschürzten Knoten mit einem Streiche zu zerhauen. „Ich will vorangehen!“ setzte er hinzu. — „Nur über meinen alten Körper soll man zu Eurer Majestät durchdringen können!“ Doch vergebens. Kühn war Peter mit den Vorurtheilen eines mächtigen Reiches in die Schranken getreten, hatte keine Gefahren gefürchtet, — jetzt, wo es Handeln galt, wo es galt, dem Feind in's Auge zu schauen und Ehre gegen Ehre, Krone gegen Krone, Leben gegen Leben zu setzen,—jetzt verzagte er; eine bedauernswerthe Kleinmuth schlug seine ganze Kraft nieder, Muth und Entschlossenheit waren hin, und an ihre Stelle trat eine stumme Verzweiflung. Noch war ihm nur wenig verloren, noch lebte in vielen Gemüthern Liebe und Ergebenheit für ihn, noch war nicht in Allen der Gedanke der Pflicht und Treue verloschen, noch gab es Offiziere selbst unter der bethörten Leibwacht, die ihr Leben für ihn zu wagen bereit waren. — Stellte er sich an die Spitze seiner Holsteiner, zur Seite den alten, von dem Heere gefeierten, Münnich und zog nach der Hauptstadt, den Verräthern entgegen: Tausende würden, aus ihrem Traum erwacht, die Fahnen des Aufruhrs verlassen haben und zu ihrer Pflicht zurück gekehrt sein. Peter wagte es nicht, wollte seine Holsteiner nicht aufopfern, wurde von den verschiedensten Meinungen bestürmt, erschüttert, betäubt. Alles schien sich vereinigt zu haben, seine Gedanken zu verwirren; zitternd, weinend, heulend durchrannten die Frauen die

Gemächer des Palastes, hängten sich weinend an den Kaiser und wollten ihn mit ihrem Rathe unterstützen; tausend Anschläge durchkreuzten sich in ihren geängsteten Gemüthern; die Ohren des Monarchen bestürmte ein verworrenes Geschrei, von den geheimen Anhängern Katharinens vielleicht absichtlich vermehrt; jeder vernünftige, männliche Vorsatz ging in dieser Verwirrung zu Grunde, und endlich wurde ein Rathschluß gefaßt, der eben so unklug als entehrend war. Peter schrieb an seine Gemahlin einen demüthigen Brief, erklärte in demselben, daß er seine gegen sie begangenen Fehler bereue, und zeigte sich erbötig, mit ihr den Thron zu theilen. Der Vizekanzler Galiczyn wurde mit diesem Schreiben abgesandt. Eine Meile von Petersburg traf er die Kaiserin und entledigte sich seines Auftrages. Der Treulose wechselte alsbald die Farbe, ließ sich bereden, auf die Seite der Empörer zu treten und das besondere Zutrauen seines Herrn mit dem schändlichsten Verrathe zu vergelten. Das Schreiben des Kaisers würdigte Katharine keiner Antwort. Jetzt langte auch Woronzow mit Vorschlägen bei ihr an. Er, ein Mann von Wort und Redlichkeit, widerstand der Versuchung zum Uebertritt und wurde verhaftet. Katharine setzte indessen ihren Zug fort, bis zu einem Dorfe drei Meilen von Peterhof, wo sie spät in der Nacht anlangte. Nach anderthalbstündiger Rast machte sie sich wieder auf und kam drei Stunden nach Sonnenaufgang in das Kloster des heiligen Sergius zu Strelna, wo sie, bewacht von ihrem Kriegsvolke ihre Andacht verrichtete. Hier fand sie der General Ismailow mit den letzten Vergleichsvorschlägen Peter's.

Der unglückliche Monarch hatte die preussische Uniform mit der russischen vertauscht, und nach Galiczyn's Abreise verschiedene Eilboten an die Kaiserin abgesandt. Das Ausbleiben derselben setzte ihn in ertödtende Angst und brachte ihn endlich auf den Verzweiflungsgedanken, sich nach der Festung Kronstadt zu flüchten. Die holsteinische Leibwacht erhielt

daher Befehl, sogleich nach Oranienbaum zurück zu gehen. Aber auch hier zeigte es sich, wie verderblich der Mangel an festem Vorsatz ist. Unruhe, Unordnung und Kleinlichkeit verzögerten die schnelle Abreise des Kaisers, der Admiral Talicin, Katharinens Bevollmächtigter, kam vor ihm in der Festung an, verhaftete den General Sievers auf welchen Peter hier vertraute, und die kaiserliche Jacht wurde, als sie vor dem Hafen erschien, zurückgewiesen: Wohin sollte der unglückliche Fürst sich wenden? Ueberall war Verrath, überall drohete Gefahr! Noch ein Ausweg blieb dem Bedrängten, wenn er sich eilends nach Pommern wandte und sich dorten in die Arme seines Heeres warf, oder nach Holstein zu entkommen suchte. Er wählte ihn nicht; in trauriger Verblendung schlug er einen andern ein, der ihn geradezu in die Gewalt seiner Gemahlin führte. Die leere Hoffnung, sich mit derselben auszugleichen und das Geschrei der ihn umringenden Frauen bestimmten ihn zur Rückkehr nach Oranienbaum. Mit Jubelgeschrei empfingen ihn seine Holsteiner, drängten sich um ihn, versicherten ihn ihrer Treue und erboten sich, Blut und Leben für ihn zu lassen. Da erwachte noch ein Mal der Wille des Mannes in der von tausend Besorgnissen zerrütteten Seele des Kaisers, er beschloß einen entscheidenden Streich und rief: „Zum Gewehr!" Doch bald siegte wieder die Schwachheit; die Thränen der Freunde vermochten mehr über ihn, als der Muth seines Kriegsvolkes, und — er blieb. In flehenden Ausdrücken schrieb er an seine Gemahlin, bat um Schonung und verlangte nichts, als ein kleines Gehalt und die Erlaubniß, mit Elisabeth von Woronzow und Godewicz, nach Holstein reisen zu dürfen. Diesen Vorschlag brachte Ismailow nach Strelna. Der Gewissenlose verrieth seinen Herrn noch schändlicher, als Galiczyn. Als Katharine alle Vorschläge Peter's zurückwies, von dem Kaiser unbedingte Unterwerfung forderte, und ihm gebot, seine Holsteiner zu entlassen, allein nach Peterhof zu kommen und dorten ihre Willensmeinung zu hören, versprach der

Nichtswürdige, seinen Herrn zum Gehorsam zu zwingen, und reisete zur Ausführung dieses Anschlages nach Oranienbaum zurück. Der arme Peter, fast von Allen verlassen, hoffte durch Unterwürfigkeit unter den Willen Katharinens deren Rachsucht besänftigen und ihre Gnade erwerben zu können, und ließ sich bewegen in Ismailow's Wagen der Kaiserin nach Peterhof entgegen zu fahren; mit dem Kaiser waren Godewicz und Elisabeth von Woronzow. Ach, sein Vertrauen wurde schrecklich betrogen! Als in Peterhof sein Wagen durch die Reihen der Soldaten fuhr, hörte man unter diesen ein Gemurmel, und bald den Ruf: „Wird er es leiden? — Er wird es nicht leiden!" Die Mannschaft schien das Wort des Kaisers zu erwarten, um sich für ihn zu erklären. Peter, von einem traurigen Geiste der Verblendung geleitet, schwieg furchtsam, und unwillig riefen die Soldaten: „So lebe Katharine II.!" Der Wagen hielt; Peter stieg aus; man führte ihn die große Treppe hinauf in ein Gemach und stellte Wache vor die Thüre. „Sie sind, sagte Ismailow, Herr meines Lebens; dennoch verhafte ich Sie auf Befehl der Kaiserin." Bei diesen Worten riß er ihm den Orden ab. Man nahm dem unglücklichen Monarchen alle Zeichen seiner Würde, selbst seine Kostbarkeiten, zog ihm die Uniform aus und behandelte ihn, wie den gemeinsten Verbrecher. Panin legte ihm eine Entsagungsschrift vor. Peter weigerte sich, diese zu unterschreiben, aber man zwang ihn mit Bedrohung seines Lebens, das in die Feder Gesagte zu unterzeichnen. Er mußte in derselben, seine Unfähigkeit zur Regierung des russischen Reiches aussprechen, bekennen, daß seine Verwaltung eben so schimpflich als verderblich gewesen sei, und erklären, daß er darum freiwillig die Krone ablege, die er länger zu tragen nicht würdig sei. — Noch war die Schmach des gestürzten Herrschers, noch sein Unglück nicht vollständig; nach der Ausfertigung dieser Schrift vielmehr glaubte man mit ihm nach Gelüsten verfahren zu können. Am desselben Tages Abend noch führte man ihn von Peterhof weg

nach Ropscha, einer zwanzig Wersten von Petersburg entfernten kleinen Stadt, brachte ihn in dem Hause des Hetmanns Rasumowsky in Verhaft und überließ ihn hier seiner Verzweiflung.

Katharine war Kaiserin, unumschränkte Gebieterin Rußlands; als solche kehrte sie nach Peter's Sturz in die Hauptstadt zurück. Ihr Einzug war feierlich, und Jubel über die Thronbesteigung des schönen männlichkräftigen Weibes aller Enden. Aber der Rausch währte nicht lange. Die durch den Branntwein erzeugte Begeisterung verschwand, ruhige Ueberlegung kehrte bei Vielen zurück und Tausende fragten sich nach der Ursache, durch welche Peter solche Behandlung verschuldet. Man bedauerte den unglücklichen Kaiser, mißbilligte Katharinens Verfahren, Herrschsucht und Gewaltthat, die Matrosen äusserten laut ihren Unwillen über das Vorgegangene und warfen der Leibwacht vor, den Kaiser, dessen Beschützung ihnen anbefohlen sei, für Branntwein verkauft zu haben; ein großer Theil der verführten Garden schämte sich seiner Treulosigkeit; es entstand Streit unter ihnen zwischen den Anhängern Katharinens und Peter's; die Parthei des letzteren wuchs wieder, und eine neue Umwälzung zu Gunsten Peter's nahete mit schnellen Schritten. Katharine und ihre Freunde sahen das Wetter über ihrem Haupte sich sammeln, hörten den Donner des Volksunwillens fernher rollen und fürchteten den Augenblick, wo der Blitz der Vernichtung sie treffen werde. In angstvoller Unruhe durchwachte die Kaiserin einige Nächte, und ungewiß, wie ihr Schicksal sich entscheide, überließ sie einigen ihrer Erwählten die Sorge für den Ausgang. Diese beschlossen durch des gefangenen Kaisers Ermordung sich und Katharine zu retten. Alexis Orlow schlug vor, den Kaiser durch vergifteten Burgunderwein zu tödten. Die Kaiserin nahm an dem Vorhaben keinen Theil, aber sie that auch nichts zur Verhinderung der Bosheit.

Alexis Orlow, dessen Vetter Gregor Nikititsch Orlow, der jüngere Prinz Baratinsky, Teplow, ein Offizier, und Wolkow, ein Schauspieler, Orlows täglicher Gesellschafter, reiseten mit dem Vorhaben des Fürstenmordes von Petersburg ab. In Peterhof gesellten sich zu ihnen der ältere Prinz Baratinsky, Engelhardt, ein Sergant, und zwei gemeine Gardisten. Mit der Botschaft von seiner Befreiung traten die Verschwornen bei dem Kaiser ein, und luden sich bei ihm zu Gast. Alexis Orlow goß dem Kaiser das Gift in den Wein. Fast eine Stunde währte es, bis es seine furchtbaren Wirkungen äusserte. Ein heftiges Schneiden im Hals und Magen verriethen dem unglücklichen Fürsten, was mit ihm geschehen war. Todesangst bemächtigte sich sein; mit zitternder Stimme forderte er Milch, allein man verweigerte sie selbst seinem inständigen Flehen. Vor seinen Augen stand das ganze Werk der Bosheit. Er warf sich verzweiflungsvoll in die Arme eines ihm treugebliebenen Bedienten und rief schmerzlich aus: „Man hat mich gehindert, König von Schweden zu werden, hat mir den russischen Thron geraubt und nun werde ich von den Theilhabern an Katharinens Verbrechen noch vergiftet!“ — Mit dem jüngern Prinzen Baratinsky, trat Alexis Orlow hinzu. Dem Letzteren befahl jener den Kaiser zu erdrosseln, legte selbst Hand an das verruchte Werk und warf Petern eine zur Schlinge gemachte Serviette um den Hals. Peter, nicht schwach von Körper, stellte sich zur Wehr, faßte den Prinzen im Angesichte, zerkratzte ihn mit den Nägeln und vertheidigte sich in einem fürchterlichen Verzweiflungskampfe, bis er, überwältigt, unter den Mörderhänden Baratinsky's, Orlows und Teplow's erlag. Engelhardt zog die Schlinge der Serviette zu und der Kaiser erstickte am 16. Juli Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr *).

---

*) Vergleiche Europäische Analen 1809 III. und IV. Nach anderen Nachrichten soll Peter an einer Unverdaulichkeit

Die Nachricht von Peter's Tod schien Katharine zu erschüttern; sie vergoß Thränen, zeigte eine anhaltende Betrübniß und schloß sich mit ihrer Vertrauten, der Fürstin Daschkow, und mit ihrem Liebling, Gregor Orlow, in ihre Gemächer ein. Die Leiche des unglücklichen Peter wurde einer ärztlichen Untersuchung unterworfen, und diese von dem Leibarzt Kruse in Beisein des Leibchirurgen vorgenommen. Ungeachtet des durch die fürchterliche Anstrengung im Todeskampfe und durch das Erwürgen blauschwarz aufgeblasenen Gesichtes, stellten beide über den Sachbefund ein Zeugniß aus, daß der Kaiser an einer Hämorrhoidalkolik gestorben sey. Vier Diener trugen den Sarg in die Gruft, in welcher Peter's Tochter Anna beigesetzt war. Das war das Ende eines Monarchen, der eines besseren Schicksals werth gewesen war, der bei vielen Fehlern auch viele Vorzüge besessen hatte, und das Opfer seines Eigensinnes und seiner Kleinmuth geworden war.

Zwei Jahre nachher füllten die Freunde Katharinens das Maas ihrer Bosheit voll, indem sie die Ermordung des unglücklichen Prinzen Iwan, der seit seiner Mutter, der Prinzessin von Meklenburg, Verweisung, in elender Haft geschmachtet hatte, veranlaßten *). So unfähig dieser Prinz zur Regierung war, weil man ihn unter Elisabeths Herrschaft durch wohlberechnete Bosheit geistig zerrüttet hatte, so fürchtete Katharine doch seinen Namen und sein Thronrecht, zumal da der ermordete Peter ihn aus seinem Dunkel hervorgezogen hatte, sie fürchtete ihn um so mehr, je deutlicher die Moskowiter bei der bald nach Peter's Er-

---

gelitten und von dem Leibarzt Kruse als Heilmittel einen Gifttrank erhalten haben. Ueberhaupt ist über die ganze Sache, wie über die Entthronung Peters, viel Unwahres berichtet worden. Sichere Nachrichten gibt Rulhière in seiner Geschichte der russischen Revolution von 1762. Germanien 1797.

*) Vergleiche IV. Heft S. 72. ff.

mordung erfolgten Krönung ihre Abneigung gegen sie selbst und ihre Liebe gegen den unglücklichen Prinzen geäussert hatten. Gleich nach Peter's Tod hatte ihn Katharine von Kerholm, wohin er von Peter gebracht worden war, nach Schlüsselburg zurückführen lassen. Sich seiner zu entledigen, machte der geheime Rath Gregorij Teplow den Plan. Wasili Mirowicz warb in der Absicht, ihn zu befreien, eine kleine Parthei, gewann die dem Prinzen gegebene Wache und drang mit Hilfe seiner Verbündeten in das Gefängniß ein. In demselben Augenblick aber, als er die Thüre des Gemaches öffnete, wurde Iwan von den Wache habenden Offizieren ermordet*). Als man am folgenden Tage des unglücklichen Prinzen Leiche im blosen Hemde und den Schlafhosen vor dem Wachthause aussetzte, entstand unter dem Volke eine gefährliche Bewegung. Die Thränen der Theilnahme und des Mitleides machten bald lauten Aeusserungen des Unwillens Platz, ein Auflauf entstand, Drohungen und Verwünschungen wurden ausgestoßen, so daß man sich genöthigt sah, dem Rache fordernden Volke die Leiche schnell zu entziehen. Man schaffte sie in einen benachbarten Schaafstall und setzte sie hernach in einer alten Kapelle bei.

Vielleicht um das unglückliche Ende des früher zum Thronerben ernannten Prinzen zu rächen, vielleicht aus Anhänglichkeit an den ermordeten Peter, vielleicht aus persönlichem Haß gegen Katharine, vielleicht aus allen diesen Gründen zugleich beschloß ein Offizier, das Leben der Kaiserin zu enden. Sein Name war Tschoglokow. Der Mordversuch mißlang, und der Thäter wurde nach Sibirien verwiesen.

Von jetzt an saß die mit dem Blute zweier rechtmäßiger Erben befleckte Krone Peter's des Großen auf dem Haupte Katharinens fest, selbst vor Pugatschefs weitverbreiter Empörung zitterte sie nicht, und die Fürstin, die mit verbrecherischer Hand den Scepter Rußlands ergriffen hatte,

---

*) Am 5. Juli 1764.

führte ihn von jetzt an mit solcher Weisheit, Kraft und Einsicht, daß der Geschichtschreiber fast versucht wird, ihre Fehler und Verirrungen zu entschuldigen. Mit männlicher Hand lenkte, mit mütterlicher Sorge berieth, mit dem Blicke des Philosophen übersah und ordnete sie Rußlands Glück. Die Grenzen des Reiches dehnten sich aus und die innere Kraft desselben wuchs; Wissenschaften und Künste blüheten auf; das Kriegswesen und die Rechtspflege entwickelten sich vortheilhaft; der Volksunterricht wurde gehoben und das Wort Sklave, mit welchem sich der Russe vor seinem Herrscher benannte, abgeschafft; einige Jahrzehnte reichten hin, Rußland umzugestalten, allen Kräften dieses jugendlichen Reiches Schwung zu geben, und ihm bei allen Völkern des Erdbodens einen hochgeachteten Namen zu verschaffen. Was Peter der Große geahnt hatte, das vollführte Katharine II.; ihr war es vorbehalten, für Rußland noch mehr zu thun, als die Königin Elisabeth für Großbritannien.

Im Fortgang der Geschichtserzählung werden sowohl die Vorzüge der Regierung Katharinens beleuchtet, als auch verdienter Tadel über manche Theile derselben ausgesprochen werden, aber auch neben der Schattenseite ihrer Staatsverwaltung wird die Lichtseite diese Semiramis Rußlands in einem bewundernswürdigen Glanze zeigen. —

Wichtige Ereignisse in verschiedenen europäischen Reichen.

Zweites Kapitel.

Staatsveränderung in Schweden. 1772.

Entstehung der Partheien. Die Rundhüte herrschen. Der König wird von ihnen beschränkt. Vergeblicher Versuch der Königin, sie zu stürzen. Der Plan wird entdeckt und der König fast aller seiner Vorrechte beraubt. Die Nachtmützen bemächtigen sich der Gewalt und mißbrauchen sie noch mehr. Der König will die Krone niederlegen. Adolf Friederich stirbt. Gustav III. seine Jugend, sein Charakter. Er bändigt die Partheien und gibt dem Reiche eine neue Verfassung.

Nach König Karls XII. Tod hatte dessen Schwester Ulrike Eleonore den schwedischen Thron bestiegen; sie hatte ihn für einen ansehnlichen Theil der königlichen Vorrechte gekauft und später ihren Gemahl, den Prinzen Friederich von Hessen-Kassel, der früher, um seinem Vater das Schauspiel einer Schlacht zu geben, das Treffen bei Moncallier in der Lombardei verloren hatte, zum Könige erwählen lassen. Unter der kraftlosen Regierung dieses schwachen Fürsten, sank mit jedem Jahre, das königliche Ansehen tiefer, und Friederich I. hinterließ kein anderes Werk, der Erwähnung werth, als die Bekehrung einiger lappischen Stämme, eine Maler- und Bildhauer-Akademie, eine Akademie der Wissenschaften und die Stiftung des Seraphinen-, des Schwerd- und des Nordstern-Ordens. Von der Unmacht seiner königlichen Gewalt, so wie von der Schwäche des ganzen Reiches, hatte

der Krieg mit Rußland und die Erwählung des Herzogs von Holstein traurige Beweise gegeben. Die Eroberung von fast ganz Finland war die Folge eines Krieges, den die gyllenborgische Parthei veranlaßt hatte, der Aufstand der Datekarlier und die Hinrichtung der Generale Löwenhaupt und Buddenbrock, zu welcher die Regierung durch des Volkes Ungestüm gezwungen wurde, waren traurige Zeugnisse von dem Verfall der Macht, die unter Karl XII. den Erdkreis erschüttert hatte.

Während Friederich's I. Regierung hatten sich in Schweden zwei mächtige Partheien gebildet, die mit dem Könige um die Herrschaft buhlten. Die eine, die gyllenborgische genannt, weil der Graf Gyllenborg, Kanzler von Schweden, ihr erstes Haupt war, bestand aus alten Offizieren und Anhängern Karls XII., suchte in dessen Geist fort zu wirken, tadelte den mit Rußland geschlossenen Frieden von Nystädt *), forderte laut den Bruch desselben und die Wiedereroberung der abgetretenen Provinzen. An der Spitze der anderen stand der Graf Horn. Sie bemühte sich, den Frieden mit Rußland und die Ruhe in Schweden zu erhalten, den Handel und Ackerbau zu heben und die durch einen langwierigen Krieg dem Vaterlande geschlagenen Wunden zu heilen, hielt auf heimische Sitten und Gebräuche und eiferte der Neigung der anderen zu Frankreich und dem Hange nach französischen Sitten entgegen. An Zahl und Ansehen anfangs die schwächere verlor sie gegen jene besonders durch die Vereinigung des Grafen Tessin, des Intendanten vom königlichen Hause, mit Gyllenborg; ihre Gegnerin aber fand, theils wegen des in ihr herrschenden kriegerischen Geistes, theils wegen der von ihr beschützten französischen Sitten und Moden selbst bei den Frauen der ersten Geschlechter eifrige Anhänger. Zuerst zeigten sich diese Partheien auf dem gegen Sitte und Gesetz ein Jahr dauernden Reichstage von 1738. Die Parthei

*) Von 1721.

Gyllenborg's siegte, Horn forderte seine Entlassung aus dem Reichsrathe, und ihm folgten mehrere Mitglieder dieses Staatskörpers. Für ihre Gegner ein erwünschter Umstand. Die Stellen der Ausgetretenen wurden mit Gyllenborgianern besetzt, und an dem Friedensbruch mit Rußland gearbeitet, ganz im Sinne des Hofes von Paris, der während der Ausführung seines Planes, die Erbschaft Kaiser Karl's VI. zu theilen, Rußland beschäftigt zu sehen wünschte. Ungeachtet der Ueberlegenheit der gyllenborgischen Parthei wollten jedoch die Meinungen wegen des bevorstehenden Krieges sich nicht vereinigen, und die Gemahlin des Reichsrathes und Oberhofmarschalls de la Gardie sagte zu einem der Friedliebenden: „Ihr seid rechte Schlafmützen!“ — „Wir aber sind Hüte!“ *) setzte ein in der Nähe stehender Offizier hinzu. Von der Zeit an hießen sich die Gyllenborgianer Rundhüte und trugen als Abzeichen einen Ring mit einem Hute; die von der Parthei des Horn aber nannte man Nachtmützen. Noch eine dritte Parthei bildete sich, die weder für noch wider den Krieg war, oder bald mit dieser, bald mit jener es hielt, um hierhin oder dorthin den Ausschlag zu geben. Ihre Mitglieder nannte man Jagdmützen.

Die Rundhüte zündeten den Krieg mit Rußland an und erkauften den Frieden zu Abo **) durch die Erwählung des Herzogs Adolf Friederich von Holstein zum Kronprinzen von Schweden. Dieser Prinz, ein Sohn des Herzogs Karl Friederich, welchen nach Karls XII. Tod Ulrike Eleonore um den schwedischen Thron gebracht hatte, erbte nach des schwachen Friederich I. Tod die schon entweihete Krone ***), um sie mit noch größerer Schmach zu tragen, als sein Vorfahr. Auch unter ihm blieben die Rund-

---

*) Eine Anspielung auf die damals als französische Mode erschienenen runden Hüte.

**) 1742.

***) 1751.

hüte eine Zeit lang die herrschende Parthei, vereinigten sich auf dem Reichstage von 1755 mit den Russischgesinnten und beschränkten das Königthum auf eine solche Weise, daß Adolf Friederich von demselben kaum mehr, als den Namen, behielt. Nicht nur, daß der Reichsrath ihm die meisten Vorrechte entriß, er entzog ihm selbst die Achtung, die ihm als oberster Staatsbehörde gebührte, widersprach ihm selbst bei unbedeutenden Gegenständen, und erkühnte sich sogar, ihm Verweise zu geben; ja der Graf Tessin, damals Oberhofmeister des Kronprinzen, verlangte mit tadelnswerther Heftigkeit eine Kommission von Reichsräthen gegen den König, weil dieser eine bei ihm angebrachte Beschwerde mit Kälte aufgenommen und den Druck einer von dem Grafen verfaßten Schrift; „Briefe eines alten Mannes an einen jungen Prinzen" — nicht gestattet habe. Der Reichsrath setzte ohne Fug und Recht königliche Diener ab, weil sie sich gegen die herrschende Parthei geäussert hatten, und behandelte sie wie Verbrecher, zog den Pagenhofmeister vor seinen Richterstuhl, weil er die Regierung Karls XI. gerühmt hatte, nahm dem Könige die Aufsicht über die Erziehung seiner Kinder, ernannte, nachdem Tessin sein Amt niedergelegt und der König einen gewissen Dalin an dessen Stelle gewählt hatte, den Reichsrath Grafen Scheffer zum Oberhofmeister der Prinzen und gestand dem Könige nur das Bestättigungsrecht zu.

Mit Ergebung duldete der König, seiner Schwäche sich bewußt, diese Beleidigungen; nicht so seine Gemahlin. Louise Ulrike Eleonore, eine Schwester Friederich's des Großen, fühlte, obgleich von ihrem Vater in knechtischem Gehorsam erzogen, die Erniedrigung der königlichen Würde in vollem Maase und traute sich Kraft genug zu, die drückenden Fesseln von sich und ihrem Gemahl abzuwerfen. An Männer, die solchem Vorhaben hold waren, fehlte es nicht: denn längst schon sahen viele der Besseren mit Betrübniß auf die traurige Lage des Vaterlandes, das durch der Partheien Leidenschaft-

lichkeit immer tiefer sank. Der Hofmarschall Graf von Horn, der Graf von Brahe, Oberst von der Leibwacht zu Pferd, und der Graf von Hard, Oberst-Lieutenant von den Leibtrabanten waren die Vornehmsten unter denen, welche in Verbindung mit der Königin die herrschende Parthei des Reichsrathes stürzen und die alte Verfassung herstellen wollten; viele Männer von Ansehen und Verdienst waren mit ihnen. Die unter ihnen stehenden Soldaten wurden gewonnen und die Ausführung einer erfolgreichen Begebenheit vorbereitet. Der Graf von Hard, ein kühner Mann, entwarf den Plan. In der Nacht vom 22 — 23 Juni 1756 sollten alle Theilhaber an der Verbindung durch die Lärmtrommel versammelt werden; dann wollte man sich des Zeughauses bemächtigen, sich des hier aufgestellten Geschützes versichern, Gewehre und Munition austheilen, die Matrosen und alle Freunde des Königs durch die Nachricht, daß dessen Leben bedroht sei, gewinnen, die Reichsräthe verhaften, die Anhänger derselben ergreifen, den Reichstag auflösen und den König um Annahme einer unumschränkten Regierung bitten. Alles für den Tag der Entscheidung Nöthige war angeordnet, und schon glaubten die Verbündeten des Gelingens ihres Vorhabens gewiß zu sein, als der ganze Plan, durch einen Unteroffizier der Leibwacht verrathen wurde. Wuth und Rache athmete der Reichsrath, ließ die Mitglieder der gegen ihn gerichteten Verbindung in Haft nehmen und als Hochverräther behandeln. Der Graf Hard war glücklich genug, flüchtigen Fußes zu entkommen. Man verurtheilte ihn zum Verluste seines Vermögens und seiner Ehre. Die Grafen Horn und Brahe erlitten ein trauriges Schicksal, wurden als Verbrecher gegen die Sicherheit des Staates zum Tode verdammt und öffentlich hingerichtet *).

Durch diesen Vorfall aufgemuntert eignete sich der Reichsrath, schon im Besitz des größten Theiles der königlichen Ge-

*) Am 23. Juli 1756.

walt, auch den übrigen zu, maßete sich das Recht der Dienstverleihungen an und zwang den zum politischen Schattenbilde gemachten König zu dem eben so verderblichen als schimpflichen Kriege gegen Preussen. So wurde in Schweden aus einer Monarchie eine Oligarchie, und der Verfall des Staatswesens war die traurige Folge dieser verfassungswidrigen Veränderung. Adolf Friederich ertrug nach dem mißlungenen Versuch seiner Gemahlin, den Rundhüten die Herrschaft zu entreissen, die ihm angethane Schmach mit Gleichmuth.

Der Einfluß der mächtigen Hut-Parthei hatte Schweden in den Bund Frankreichs und Rußlands gegen Preussen verflochten. Die von Paris aus verheissenen Hilfsgelder wurden jedoch nicht gezahlt, und der Krieg ungeachtet der Zerstörung des Staatkredites auf eine erbärmliche Weise fortgesetzt. Die aufgebotenen 22,000 Mann erschienen im Felde nicht vollzählig und sanken endlich auf ein Drittheil herab, weil die am Ruder des Staates sitzende Habsucht sich mit eigensinniger Selbstgenügsamkeit verbrüderte. Keine Zucht, keine Ordnung, keine Versorgungsanstalt belebte die Kriegs-Unternehmungen und — so weit kam es, daß, als im Jahre 1760 ein Reichstag ausgeschrieben wurde, 130 Offiziere, als Familienhäupter ihre Fahnen verliessen um den Berathungen in Stockholm beizuwohnen. Als nun Peter III. den russischen Thron bestieg und den Schweden Frieden mit Preussen gebot, da erhoben sich die bisher unterdrückten Nachtmützen und Schweden schloß, nachdem es in einem schimpflichen Kriege über acht Millionen Thaler Silbermünze verschwendet hatte, einen eben so schmachvollen Frieden*). Man forderte von Frankreich die versprochenen Summen, berechnete sich endlich, nach langem Widerspruche des Herzogs von Choiseul, auf zwölf Millionen Livres, erhielt aber selbst von diesen nur zwei. Das Alles raubte den Hüten das letzte Ansehen; die Mützen rissen mit jedem Tage mehr Gewalt an sich und bemächtigten sich

*) Vergleiche 15. Heft S. 17 und ff.

derselben auf dem Reichstage von 1765 — 1766 gänzlich. Hiermit war jedoch die Lage Schwedens nicht gebessert; die Tyrannei der Oligarchie hatte nur den Namen gewechselt; und wie die Hüte früher jeden, der ihnen widersprach, selbst auch den, welcher nicht beistimmte, gleich einem Staatsverbrecher behandelt hatten, so herrschten ihre Gegner jetzt mit dem nämlichen Despotismus, ja mit einem noch verderblicheren, indem sie jede von der gestürzten Parthei herrührende Einrichtung mit ihr zu vertilgen suchte. Man fragte nicht nach Recht, Nützlichkeit oder Bedürfniß, die Leidenschaft herrschte im Rathe, und die Willkühr wurde Gesetz; in den Versammlungen bediente man sich oft des Degens als Ueberzeugungsmittel und stieß selbst mehrere Abgeordnete des Bauernstandes aus dem Sitzungssaale; man erlaubte sich Gewaltthaten gegen die angesehensten Handelshäuser und zerstörte damit den Kredit; man entzog den Fabriken und Manufakturen die nöthigen Unterstützungen, verminderte dadurch in einigen Jahren die Zahl derselben um mehr denn 4000 und brachte die Zahl der Werkstätten in Stockholm unter die Hälfte herab; man nahm der Hauptstadt das ausschließliche Stappelrecht und gab verschiedenen Städten in Westbothnien und Finland Theil daran. Eine neue Einrichtung mit dem Papiergelde brachte viele Familien in's Unglück. Man verordnete, daß von den Bankzetteln nur für 100 Tonnen Goldes im Umlauf bleiben, und der Thaler in Papier auf die Hälfte des bisherigen Werthes herabgesetzt werden sollte. Kaum wurde dieser Beschluß der Regierung ruchbar, so eilte jedermann, sich seines Papiergeldes zu entledigen. Dadurch sank der Werth desselben ausserordentlich und ungeheurer Verlust erwuchs den Einzelnen. Nicht genug. Die Regierung zwang die Schuldner der Bank zur Zahlung, und Viele mußten Haus und Hof und Feldgut veräussern. Durch solche Verfahrungsweise erbitterten die Mützen das Volk gegen sich und in Stockholm wurde die Unzufriedenheit laut. Selbst zweckmäßige Einrichtungen konnten den murrenden Theil des Vol-

kes nicht mit ihnen versöhnen, und doch wurden deren mehrere getroffen. Zu Drottningholm auf einer Insel im Mälarsee legte man Fabriken an, welche seidene Zeuge, holländische Spitzen und englische Stahlwaaren lieferten; man erhielt für das damals neu ausgefertigte Privilegium der ostindischen Handelsgesellschaft eine Anleihe von 30 Tonnen Goldes, von welchen nur 20 verzinset werden sollten; man führte selbst die Preßfreiheit ein, welche den Hüten so verhaßt gewesen war: Aber bei dem Allen konnte man sich nicht verhehlen, wie unsicher die Herrschaft der Mützen war, ja man sah, nachdem die Besatzung der Hauptstadt verstärkt worden war, selbst reitende Bürgerwachen anordnen, welche zur Nachtzeit die Straßen durchstreiften.

Das sinkende Ansehen der Mützen und die allgemeine Erbitterung gegen sie erregte bei den Hüten die Hoffnung, sich den Besitz der Gewalt wieder zu verschaffen. Nachdem sie das Nöthige vorgearbeitet hatten, wendeten sie sich an den Hof, suchten hier das Ausschreiben eines allgemeinen Reichstages zu erwirken, — denn auf diesem hofften sie ob zu siegen, — versprachen dem Könige ihm alle seit 45 Jahren der Krone entzogene Vorrechte zurückzugeben, und alle während dieser Zeit gemachte Beschränkungen der königlichen Gewalt zu vernichten. Der König willigte ein und erließ an den Reichsrath eine Aufforderung, unverweilt einen Reichstag zusammen zu berufen, damit der traurige Zustand des Reiches berathen und dem allgemeinen Bedürfnisse möglichst schnell abgeholfen werde könne. Die Mützen ahneten entweder die List ihrer Gegner, oder sie nahmen Gelegenheit dem König zu widersprechen; — der von ihnen beherrschte Reichsrath erklärte die Abhaltung eines Reichstages für unnöthig und unnütz, theils, weil das den Staat drückende Uebel nicht mit einem Mal vertilgt werden könne, theils, weil ein Bedeutendes von demselben schon gehoben sei. Der eigensinnige Widerspruch des Reichsrathes kränkte den König so sehr, daß er der Versammlung

durch den Kronprinzen eine Schrift überreichen ließ *), in welcher er erklärte, er werde, wenn nicht der Reichsrath binnen dreien Tagen der ergangenen Forderung genüge, die Krone niederlegen — und verbot zugleich dem Reichsrathe den Gebrauch des königlichen Stempels. Den Entschluß des Königs machte der Kronprinz allen höheren Behörden bekannt und erregte dadurch, was man gewünscht, das Murren des Volkes gegen die Mützen. Die Hüte benutzten das Geschehene mit Sorgsamkeit und die Verlegenheit des Reichsrathes war groß. Er suchte einen Mittelweg, zeigte dem Könige an, daß der Reichstag im April des nächsten Jahres zusammenberufen werden sollte, arbeitete aber im Stillen der Ausführung entgegen. Auch dieses half nicht. Die gesetzvollziehenden Versammlungen verweigerten die Fortsetzung ihrer Arbeiten; die Generale kündigten dem Reichsrathe den Gehorsam auf; Bewegungen der Theilnahme und des Unwillens zeigten sich in dem Volke, und Alles verkündigte ein entscheidendes Ereigniß. Da beschlossen die gewaltübenden Oligarchen Nachgiebigkeit *) und beriefen die Vertreter des Volkes zusammen.

Wie im Allgemeinen bei dem Zusammentritt der Abgeordneten einer Nation von der einen oder der anderen Seite Hoffnungen genährt werden, deren Erfüllung man von der gesetzgebenden Versammlung erwartet, so sahen die Partheien in Schweden, sah der König und sein Volk mit gespannter Erwartung dem Landtage entgegen; aber mehr noch, als sonst irgendwo, wurden die Leidenschaften der verschiedensten Interessen thätig; im Geheimen wie im Oeffentlichen arbeiteten diese für ihre Zwecke, jede Parthei bot Ansehen und Bestechung auf, ihre Mitglieder in die Versammlung wählen zu lassen, um sich den gewünschten Einfluß auf die Berathungen zu sichern. Die Wahlen fielen nach den Erwartungen der Hüte und des Hofes aus. Dessen ungeachtet konnten

*) Am 12. Dez. 1768.

*) Am 19. Dezember.

diese es nicht hindern, daß die Gegner den Reichstag außer Stockholm versammelten. Der König selbst widersprach dem Vorhaben des Reichsrathes vergebens; die Mützen führten ihren Vorsatz aus und die Versammlung der Volksabgeordneten wurde zu Norköping in Ostgothland eröffnet. In dieser für Adolf Friederich empfindlichen Lage trat der französische Gesandte auf seine Seite, erbot sich im Namen seines Herrn, dem Könige zur Wiedererlangung des verlornen Ansehens behilflich zu sein und seinem Sohne den Thron zu sichern. Er verlangte als Gegenhandlung für diesen wichtigen Dienst nur Entsagung von der Verbindung mit England und übte bei den geldgierigen Schweden durch reichliche Bestechung eine solche Gewalt, daß der Reichstag von Norköping nach Stockholm verlegt wurde*). Auf diese Veränderung gründeten die Hüte, wie der König, große Hoffnung; die Theilnahme, welche das Volk für den Regenten gezeigt, als er durch Niederlegung der von der Tyrannei der Partheilichkeit entweiheten Krone sich hatte Ruhe verschaffen wollen, und die Bereitwilligkeit, mit welcher hohe Staatsbehörden den im Reichsrathe herrschenden Mützen den Gehorsam verweigerten, erweckten bei dem unglücklichen Könige die Hoffnung, mit Hilfe des Volkes das ihm aufgedrungene Joch der Oligarchie abzuschütteln; die Hüte schmeichelten sich mit der Erwartung, durch eben jene erwachte Liebe zu dem Könige mit dessen Hilfe ihr Ansehen von Neuem zu begründen, und vielleicht fester zu fußen, als früher, und sie jauchzten schon im Stillen über den Sturz der gehaßten Widersacher. Diese Hoffnungen alle wurden zu Schanden. Des Volkes Gesinnung glich dem Sturme, der heute brauset und morgen nicht mehr gehört wird. Die bewiesene Anhänglichkeit an das Königshaus war ein vorübergehender Rausch, der Eifer für das gemeine Beste blieb ein frommer Wunsch, und die Unzufriedenheit gegen die Herrschaft der Mützen wurde allmählig

*) 1769.

Gleichgiltigkeit. Diese verächtliche Stimmung benutzte der Reichsrath, sein sinkendes Ansehen wieder zu heben, klagte gegen die Hüte und den König, daß beide an der Unterdrükkung der Freiheiten des Volkes gearbeitet hätten; die in ihm herrschende Parthei rühmte nebenbei ihre eigenen Verdienste desto höher, zeigte, wie väterlich sie bisher für das Wohl des Staates gesorgt, wie weise sie die zerrütteten Finanzen geordnet, wie sie die Ausgaben um 450,000 Thaler vermindert und demnach 156 Tonnen Goldes erspaart habe, hob auch das Unbedeutende hervor und gewann dadurch die öffentliche Meinung in einem solchen Grade wieder, daß die Hüte sich nach dem Schlusse des Reichstages sehnten *), von dessen Fortdauer sie mehr zu fürchten, als zu hoffen, hatten.

Unter solcher Bewegung der Leidenschaften entarteter Partheien, deren Habsucht ihrer Herrschgier glich, endete die traurige Regierung Adolf Friederich's. Er starb plötzlich. Am Abende eines Hoffestes klagte er über Brustbeengung und verschied, ehe man Hilfe bringen konnte, am 12. Februar 1771. Kaum verbreitete sich das Gerücht von des Königs Tod, so versammelte sich der Reichsrath, erkannte und erklärte Gustav, des verstorbenen Monarchen ältesten Sohn, zum Nachfolger seines Vaters und sandte eines seiner Mitglieder nach Paris, um den dort verweilenden Prinzen auf den erledigten Thron zu rufen.

Gustav III., geboren am 24. Jänner 1746, durch seine Mutter ein Neffe Friederich's des Großen, verrieth schon in zarter Jugend ausserordentliche Talente. Sein Vater vertraute die Erziehung des fünfjährigen Prinzen einem Manne, dem es zu solch einem wichtigen Geschäfte weder an Einsicht noch an Kraft gebrach, und das Werk bewährte den Meister. Der Graf Tessin bildete Gustav's Herz eben so zweckmäßig, als dessen Geist, lehrte ihn, sich selbst beherrschen, seinen Ehrgeiz bezähmen und die Verfassung des

*) 1770.

Reiches, diesen Gegenstand der Eifersucht für die sich bekämpfenden Partheien, achten. Nach welchen Grundsätzen er gehandelt, und wie er seinen Zögling geleitet, das sprach er selbst in seinen „Briefen eines alten Mannes an einen jungen Prinzen" aus. Auf dem trefflichen, von ihm gefesteten, Grunde baute, nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, sein von gleichem Geiste beseelter Nachfolger, der von dem Reichsrathe gegen den Willen des Königs auf diesen Posten berufene Graf Scheffer fort. Dieser bändigte die Leidenschaftlichkeit des feurigen Prinzen, arbeitete dessen Ruhmsucht, Eitelkeit und Unbeständigkeit mit Eifer und Erfolg entgegen und bildete aus ihm einen Mann von seltener Größe. Gustav war von Körper schön und erhöhete durch eine bezaubernde Freundlichkeit die von der Natur erhaltene Auszeichnung; gefällige Sitten und eine seltene Gewandtheit im Umgang, gepaart mit der Milde seines vortrefflichen Charakters, im Bunde mit einem tiefeindringenden Verstande, und einer hinreissenden Beredtsamkeit, bahnten ihm den Weg zu allen Herzen. Wissenschaften und Künste waren seine Beschäftigung, körperliche Uebungen seine Erholung. Ohne Stolz trug er in sich ein hohes Selbstgefühl, das Eigenthum edler Seelen; herablassend gegen den Geringsten, blieb er sich selbst immer treu. Als er in einem Alter von neunzehn Jahren sein künftiges Reich bereisete, gewann er aller Orten das Volk durch den Ton seiner Stimme und durch die reine Aussprache der vaterländischen Mundart, die seit Karls XII. Tod an keinem Könige war gehört worden. Gustav war der Liebling aller Stände; selbst die Herrschgierigen freuten sich sein, weil sie in dem wissenschaftlichen, prachtliebenden Prinzen keinen ehrsüchtigen König fürchteten. Die Reichsstände bewilligten daher ohne Bedenken die Summen, welche man für die Reisen des Kronprinzen durch die vornehmsten Staaten Europa's verlangte. Auf diesen Reisen sah Gustav seinen mütterlichen Ohm in Berlin. Der alte Held durchblickte seinen Neffen ganz und bedauerte dessen Talente, die, wie er meinte, in Schweden

nicht entwickelt werden könnten. „Liebenswürdig ist er, und an Kenntnissen reich; — schrieb Friederich II. an den Marquis d'Alembert — aber wie viel Gelegenheit wird er zur Uebung seiner Standhaftigkeit finden! Es ist ein schreckliches Schicksal, in diesem Lande König zu sein!"

Sein eigener und des französischen Ministers Choiseuil Wunsch führte Gustav nach Paris. In Begleitung seines jüngeren Bruders Friederich Adolf kam er in die Hauptstadt Frankreichs und erregte hier eben so sehr die Aufmerksamkeit der Minister, als der königlichen Familie; selbst Bande der Freundschaft knüpften sich hier zwischen ihm und den bourbonischen Prinzen. Noch war er Willens das benachbarte Inselkönigreich mit seinen Wundern der Kunst und der Natur zu besuchen, dann den milden Himmel Italiens kennen zu lernen und über Wien die gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen nach dem Heimatlande zu bringen, als ihn zu Paris die Kunde von dem Tode seines Vaters ereilte. Sie sammt einer Versicherungsurkunde, die der Prinz unterzeichnen sollte, überbrachte der General-Lieutenant Scheffer.

Der Rath Ludwig's XV. glaubte in dem Prinzen den Mann gefunden, welcher die, Frankreichs Einfluß entgegen arbeitende, Parthei der Mützen zu demüthigen und das gesunkene königliche Ansehen in Schweden wieder herzustellen vermöge, und bot ihm dazu die nöthige Unterstützung an, zahlte ihm, ehe er von Paris abreisete, die Hälfte von den aus dem letzten Kriege rückständigen Hilfsgelder und versprach die andere Hälfte zu entrichten, sobald die verabredete Staatsveränderung gelungen sein würde; ja man versprach ihm selbst neue Hilfsgelder. So kehrte er in sein Vaterland zurück.

Als Gustav III. den Thron seines Vaters bestieg, besassen die hadernden Partheien fast alle Macht. England und Rußland erkauften die feilen Abgeordneten der Nation, und nur darin waren die Uneinigen eins, daß sie auch den Schatten der königlichen Gewalt sich noch anmaßen und dem Reichstage die ganze ausübende Gewalt zuwenden wollten. Der Grund

des Uebels lag tief. Der Adel des Reichs besaß großen theils nicht die Mittel zu dem gewünschten Aufwande, forderte Aemter und Ehrenstellen und brachte für diese der Bewerber stets so viele, daß, getäuschte Hoffnungen die unvermeidliche Folge und eben so oft Anlaß zu Mißvergnügen waren: Denn die Nichtvorgezogenen schrien über Zurücksetzung, klagten über erlittenes Unrecht, gesellten sich zu den Feinden des Hofes und nahmen aus Habsucht und Rachgier das auswärtige Geld. Solcher Menschen traten viele unter die Volksvertreter mit dem Vorsatze, für die frühere Entbehrung hier Ersatz zu suchen. Die obersten Beamten der Stände, die Sprecher *), und der geheime Ausschuß fanden ihre Erwählung nur durch die niedrigsten Bestechungen. Und in den Händen solcher, die auf den verkauften Stellen wieder käuflich waren, lag eine ausserordentliche Gewalt. Der Sprecher lenkte die Berathungen der Stände, der geheime Ausschuß verwaltete die Regierungsangelegenheiten, zu welchen es der Stände Genehmigung nicht bedurfte ohne Verantwortlichkeit und nicht nur während der Dauer des Reichstages, sondern auch nach dessen Auflösung durch geheime, dem Reichsrath gegebene Befehle. Durch diesen Ausschuß übte die herrschende Parthei ihre Gewalt; Eigennutz und Leidenschaft geboten, und wucherten durch ein heilloses Ränkespiel von einem Reichstage zum andern. Die Großen des Reiches und die anderen Stände suchten sich den Preis abzulaufen; der Vater war wider den Sohn, und die Gattin oft wider den Gatten; nirgends war Eifer für das Gemeingute und der vaterländische Sinn nur in wenigen Einzeln zu finden. Ein Spielball der verschiedenartigsten Interessen zu sein, war des Königs Loos, Widerspruch zu finden bei den nützlichsten Vorschlägen die fortgesetzte Erfahrung des Monarchen und die Wahl zwischen der kürzeren Gesetzlosigkeit eines jährlichen Reichstages und zwischen der längeren Tyrannei eines dreijährigen Reichsrathes, in welchem er

*) Präsidenten.

nur zwei Stimmen hatte und der sich dabei ohne seine Gegenwart und selbst ohne seinen Befehl versammelte, die einzige, die ihm blieb. Ohne Gewalt, ohne Ansehen, ohne Zutrauen gab die Krone dem, der sie trug, nur das einzige Vorrecht des reicheren Lebensgenusses; aber auch dieser wurde durch stete Beeinträchtigungen und Kränkungen vergällt. Darum war es „ein schreckliches Schicksal, in diesem Lande König zu seyn.“

Sechs und zwanzig Jahre zählte Gustav III., als er mit dem Vorsatze, die alten Rechte seiner Ahnen wieder zu erwerben, nach Schweden zurückkehrte. Zu solch schwerem Werke fühlte er Kraft genug und entbehrte nicht der nöthigen Klugheit. Zeigten ihm auch die Partheiungen in seinem Reiche den Weg, auf dem er zum Ziele gelangen konnte, so verschmähete er doch das Anschliessen an irgend eine eben so sehr aus Grundsatz, als aus Vorsicht. Die Unzuverlässigkeit der Großen und deren Herrschsucht, die Eifersucht des Ritterstandes und dessen Geldgier, der Wankelmuth der anderen Stände und ihre Käuflichkeit warnte ihn vor ihnen allen und wies ihn auf die Freunde hin, die er sich bei der Menge erwerben konnte. Nicht anders, als durch das Mitwirken der Nation wollte er das Werk gelingen sehen, und es dadurch zugleich mit dem Siegel der Rechtlichkeit stempeln. Und Liebe und Zutrauen erwarb er sich bei dieser leicht. Mit Freundlichkeit und Herablassung begegnete er Jedem; der Niedere, wie der Hohe, fand bei ihm Gehör und zugleich einen theilnehmenden, wohlwollenden Fürsten; an drei Tagen in der Woche war jedem Schweden freier Zutritt zu dem Monarchen gegönnt; Jeder konnte hier seine Wünsche oder Beschwerden laut werden lassen und selbst den Rath des Königs ansprechen. Ungezwungen, als ein sorglicher Vater, erschien Gustav vor seinem Volke, selbst nach den häuslichen Verhältnissen des ihn suchenden Landmannes fragte er und begeisterte für sich Alle, die ihn sahen und hörten.

Aber nicht blos das Volk, nicht die Bürger von Stockholm, denen er durch weise Veranstaltung wohlfeiles Brod verschaffte, fesselte er an sich, er suchte zugleich einen Theil der Offiziere und unter ihnen die geistvollsten und tüchtigsten zu gewinnen und daneben die gegen die herrschende Parthei lautbare Unzufriedenheit zu erhalten und zu mehren. Der Eigennutz und die Gewaltherrschaft derselben diente seinem Zwecke.

Die Bürgschaft für die bestehende Ordnung der Dinge, welche der König vor seiner Krönung geben sollte, beschäftigte alle Stände und Partheien. Die Mützen gingen mit großen Planen schwanger, denn auf dem nächsten Reichstage sollte die vollziehende Gewalt den Reichsständen gegeben werden. Nicht so die Hüte, meistens Mitglieder des Ritterstandes. Sie arbeiteten für die obere Leitung des Reichsrathes. Eine andere Meinung forderte Erweiterung der königlichen Gerechtsamen. Auf dem neuen Reichstage herrschten fortwährend die Mützen; die Ritterschaft, an Anzahl und durch den Reichsmarschall Axel Leyonhofvud mächtig, vermochte gegen sie nichts, weil die Geistlichen, Bürger und Bauern mit ihnen waren und der geheime Ausschuß aus ihren Anhängern bestand. Der König schien auf das Treiben der gegen einander Streitenden nicht zu achten; in seinen Reden und seinem Benehmen beobachtete er die größte Partheilosigkeit; das Vaterland und die Verfassung bildeten den Kreis, innerhalb dessen sich seine Thätigkeit ruhig bewegete. Dessen ungeachtet mißtrauten ihm die Mützen. Seine Vorliebe für Frankreich war den von englischem und russischem Gelde Geleiteten ein bedenkliches Anzeichen, und wenn auch der König selbst in diesem Punkte gleichgiltig schien, so entgingen ihnen nicht die Bemühungen des von dem spanischen Gesandten unterstützten französischen Bevollmächtigten, Vergennes, und nur die auf dem Reichstage herrschenden Streitigkeiten lenkten ihre Aufmerksamkeit wenigstens theilweise von dem Grunde ihres Verdachtes ab. Die Beilegung jenes Zwistes schien Gustav's angelegentlichste

Sorge; die Unterhaltung desselben war seine ernstlichste Bemühung: denn begünstigt durch ihn, vorzüglich durch den Zank des Adels mit den drei anderen Ständen wegen des Vorrechtes, der Erwerbung der hohen Staatsämter, konnte ein Schleier über die Plane Gustav's geworfen werden. Mit Begeisterung für des Vaterlandes Beste, mit Eifer für die Erhaltung des Friedens unter denen, die das Vertrauen der Nation hatten, mit Wärme für Eintracht und Gemeinwohl sprach der König, und seine Reden athmeten eine Herzlichkeit, die wohl hätte siegen mögen. Sie siegte nicht, und der Hader dauerte fort zum Verderben derer, die ihm nicht entsagen wollten. Der dem König abgeforderte Versicherungsbrief vergrößerte ihn noch, denn die Ritterschaft verweigerte standhaft ihre Einwilligung, und der König erklärte, ohne sie nicht unterzeichnen zu können, weil die Uebernahme der Verbindlichkeiten alsdann des Willens der Nation ermangele. Nach langem Unterhandeln nahm er sie an, unterschrieb jedoch, ohne die Schrift vorher des Durchlesens zu würdigen *), indem er bedeutungsvoll sagte: „Ich hoffe, man hat das Beste des Reiches beabsichtigt, und diesen Schwur habe ich schon längst in meinem Herzen abgelegt.“ — Bald darauf erfolgte die Krönung **); 27 Tonnen Goldes kostete diese, in Schweden zu einem bedeutungslosen Gepränge herabgesunkene, Feierlichkeit. Die Mützen glaubten nun ihre Gewalt für immer befestigt, denn die Untersuchung, welcher man den Reichsrath unterwarf, und der Entwurf seiner Absetzung schmeichelte ihnen mit den glänzendsten Hoffnungen und sie tyrannisirten ärger, als zuvor.

Es ist ein durch Jahrtausende bewährter Erfahrungssatz, daß eine Staatsgewalt, die der Rechtlichkeit ermangelt auf eben so unsicherem Grunde ruhet, als die, welche sich von der Klugheit lossagt, daß die aber, welche beide aufgibt, sobald

---

*) Am 5. März 1772.

**) Im Mai.

ein Anstoß gegeben wird, unwiderruflich zu Grunde geht. Daneben liefert die traurige, oft blutige, Erfahrung, fast aller Reiche Zeugnisse, daß Unverstand, Uebermuth und falsches Selbstvertrauen zu ihrem eigenen Verderben die warnenden Beispiele der Geschichte nicht beherzigen. So fielen Philipp von Macedonien, Julius Cäsar und Albrecht I. von Oestreich; so verloren in England die Stuarte Thron und Leben; so wurden in Rußland Dimitrij Iwanowicz, Biron und die Prinzessin Anna von Meklenburg gestürzt, und Peter III. endete als ein klägliches Opfer eigener Schuld; so forderte die Leidenschaftlichkeit der Partheien in Schweden und ihre Beleidigung des Königthums den Rächer gegen sie auf.

Die erste Zeit nach seiner Krönung verbrachte Gustav III. in Zurückgezogenheit der ländlichen Ruhe, vielleicht, um seine im Stillen reifenden Plane der Welt desto mehr zu verbergen. Wissenschaften und Künste hatten ihn gänzlich gefesselt, die Staatsverwaltung im Inneren und Aeusseren blieb ihm gleichgiltig, als wenn sie seines Amtes nicht sei, die wichtigen Angelegenheiten des Vaterlandes waren den ungekrönten Machthabern überlassen, — so schien es, und öffentlich und laut hörte man Tadel über des Königs ungewöhnliche Lebensweise. Auch hier war der Schein der Wahrheit fremd. Im Stillen arbeiteten Gustav's Freunde für seine Zwecke; Geld und Ueberredung standen als zwei mächtige Gehilfen in seinem Dienste, und die Staatsverwaltung der herrschenden Parthei wurde mit jedem Tage verhaßter. Dagegen zwang man die Hüte auf die Seite des Hofes. Bisher hatten diese sich der von Frankreich aus ihnen zugeflossenen Bestechungen erfreut, jetzt kündigte ihnen die französische Gesandtschaft das Versiechen dieser Erwerbsquelle an und es blieb ihnen keine andere Wahl, als sich und ihre Dienste dem Könige anzubieten. Doch nicht alle thaten es; die entschiedenen Gegner jeder Veränderung entfernten sich mißvergnügt aus der Hauptstadt. Unter ihnen war der Graf Axel von Fersen, Oberst der

Leibwacht und als eifrigster Anhänger der Hutparthei eine Zeit lang einer der mächtigsten Männer in Schweden. Seine und seiner Freunde Entfernung aus Stockholm diente der Sache des Königs.

Mit Frankreich zu brechen wagte der aus Anhängern Englands und Rußlands gebildete Reichsrath, ungeachtet des ihm entgegen wirkenden Einflusses des französischen Gesandten, nicht; anderthalb Millionen Livres jährlicher Hilfsgelder geboten ihm Achtung und Behutsamkeit, und der von ihm entworfene Plan einer Verbindung mit England und Rußland, dessen Ausführung des Königs Entwürfe gestört haben würde, gedieh nur langsam in der Berathung. Während dessen gewann der König eine ansehnliche Menge von Offizieren. Waffenübungen dienten zum Vorwande. Unter des Obersten Sprengporten Befehl versammelte man 150 Offiziere und ließ sie in neuen Kriegsbewegungen unterrichten. Der Oberst war ein talentvoller, kühner Mann, ein Freund Gustav's, ein beliebter Vorgesetzter und begeisterte seine Untergebenen bald für den König. Dieser selbst wohnte den Uebungen bei. Seine herablassende Freundlichkeit und seine gewinnende Unterhaltungsweise vollendeten das Werk des treuen Dieners; fast alle Offiziere waren für ihn; für ihn Großes zu wagen, waren sie mehr als bereit; eifrig und vorsichtig theilten sie den unter ihnen stehenden Soldaten denselben Geist mit; auch in den ausser Stockholm liegenden Regimentern wurde für die neue Ordnung der Dinge geworben, und unvermerkt stand dem Könige eine Macht zu Gebot, die seine Tyrannen nicht fürchteten und die eben um deßwillen so viel entscheiden konnte.

Nicht blos in der Hauptstadt bereitete man das große Werk vor, durch welches Schweden seine verlorne Würde wieder erhalten sollte, auch in den Provinzen arbeitete man thätig für die Veränderung in der Staatsverwaltung und suchte absichtlich die Aufmerksamkeit der Mützen hierhin zu lenken; ja man beschloß nach einer weisen Berechnung, den ersten Stoß von da aus kommen zu lassen. Zu dem Ende

sandte man des Königs Brüder, Karl und Friederich Adolf nach Schonen und Finland um sie dort an die Spitze der gewonnenen Regimenter zu stellen und die Staatsumwälzung von dort zu leiten, während der König, unterstützt von Sprengporten, dem General-Lieutenant Scheffer dem Grafen Hermannsson und Anderen, in Stockholm selbst die herrschende Parthei stürzen würde.

Die neue Verfassung, von dem Könige entworfen, lag bereit; Jedem, der für dieselbe arbeiten sollte, war sein Posten angewiesen und die nöthigen Verhaltungsbefehle vorgeschrieben; der König und seine Freunde harreten des Augenblicks der Entscheidung. Alles war für dieselbe reif.

Ohne Ahnung des ihnen bevorstehenden Schicksales wähnten sich die Mützen im Besitze der mißbrauchten Macht sicher, da erscholl plötzlich das Gerücht von Unruhen in den Provinzen; selbst in Stockholm fand man an den Ecken der Straßen und an öffentlichen Plätzen Aufforderungen zur Empörung gegen die Gewalt der Oligarchen angeheftet. Obwohl man keinen Grund zu Verdacht gegen den König hatte, wählte man das Sichere und befahl dem Oberst Sprengporten, dessen Gesinnung man mißtraute, zu dem Heere in Finland zu gehen; man gab dem geheimen Ausschusse Auftrag, für die Sicherheit der Hauptstadt zu sorgen und jedem unglücklichen Ungefähr durch zweckmäßige Maasregeln vorzubeugen, und sandte Rudbeck, den Oberstatthalter von Stockholm nach Gothenburg und Karlskrona, um dorten die Verbreitung des Aufruhrs zu hindern. Rudbeck besaß das unbedingte Vertrauen des Reichsrathes und der Mützenparthei, er war klug und thatkräftig und dem schwierigen Posten vollkommen gewachsen. An seine Stelle kam als Vicestatthalter von Stockholm, Pelchin, ein ruhig-kühner Mann, einer der ausgezeichneten Mützen. Alle diese Vorkehrungen retteten die Parthei nicht von dem Untergange.

Das erste Zeichen zum Aufstande wurde zu Christianstadt in Schonen gegeben. Der Hauptmann Hellichius, ein jun-

ger Mann, kühn und furchtlos, von grenzenlosem Ehrgeize getrieben, für die gute Sache des Vaterlandes und des Königs begeistert und Gustav's innigster Verehrer, Befehlshaber der 300 Mann starken Besatzung dieser Festung, ließ plötzlich die Stadtthore schliessen, besetzte alle Aus- und Zugänge mit Wachen und erklärte durch eine Kundmachung *) in seinen und seiner Untergebenen Namen, daß er der herrschenden Parthei um ihrer Gewaltthätigkeiten willen ferner nicht gehorchen werde. In dem acht Meilen von Christianstadt entfernten Karlskrona befehligte der Prinz Karl. Auf die Nachricht von dem Aufstande des Hellichius zog er mit mehreren Regimentern aus und erschien vor Christianstadt. Seine Aufforderung, die Festung willig zu übergeben, blieb erfolglos; die Belagerung begann, aber Angriff und Vertheidigung war, wie der ganze Vorgang, ein Mittel zur Täuschung der in Stockholm zitternden Parthei. Rudbeck überzeugte sich von dem Widerstand des Hellichius, und brachte selbst die Nachricht davon nach Stockholm. Der Reichsrath glaubte jetzt sich vor Allem, des Königs versichern zu müssen, forderte ihm das Versprechen ab, sich nicht aus der Hauptstadt zu entfernen, verlangte die Zurückberufung seiner Brüder, verstärkte die Besatzung mit zwei neuen Bataillonen, bot die Bürgerwache auf und ließ Tag und Nacht Streifzüge durch die Stadt gehen. Ohne Säumen willigte Gustav in das Begehren des Reichsrathes, zeigte bei den Nachrichten aus den Provinzen Gleichgiltigkeit und Erstaunen, gab allen Verfügungen zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Unterdrückung der Empörung seinen Beifall, sorgte selbst für die Sicherheit in der Stadt und offenbarte überall eine solche Unbefangenheit, daß der erwachte Argwohn bald besiegt war, und selbst der kluge Rudbeck den König von der Theilnahme an den in den Provinzen ausgebrochenen Unruhen freisprach. Bald regte sich jedoch der Argwohn von Neuem. Ein Schrei-

---

*) Am 12. August 1772.

ben des Prinzen Karl meldete die Zusammenziehung von fünf Regimentern in Schonen und bat um den Oberbefehl über dieses Kriegsvolk. In so bedenklichen Umständen einen Bruder des Königs an die Spitze eines größeren streitbaren Haufens zu stellen, dünkte dem Reichsrathe unweise und schon das Verlangen nach solcher Macht gefährlich. Er bestand daher bei dem Könige auf der unverweilten Rückkehr der Prinzen, ernannte den Reichsrath Funk, einen mächtigen Anhänger der Mützen, zum Oberbefehlshaber der in Schonen stehenden Kriegsvölker, übergab dem Grafen von Kalling, als Oberbefehlshaber von Stockholm die Bewahrung der Stadt und ertheilte geheime Befehle an alle Thorwachen, den König an dem Ausgang aus der Stadt zu hindern. Das Alles schien diesen nicht zu beunruhigen, seine Miene blieb heiter, sein Blick verrieth keine Besorgniß; offen begegnete er Allen, arglos selbst denen, deren Macht bald gegen die seinige gewogen werden sollte; er stellte sich selbst an die Spitze der Streifwachen und durchritt mit dem Fußvolke und den Reitern die Stadt zur Sicherung der bestehenden Ordnung. Dessenungeachtet war seine Lage die mißlichste. Zwar hing das Volk mit ungetheilter Liebe ihm an; die Bürgersoldaten hatten ihn durch die theilnehmende Herzlichkeit, mit welcher er den Dienst mit ihnen theilte, noch lieber gewonnen; die Leibwacht war für ihn gestimmt und die Geschützsoldaten dachten, wie diese: Allein das Volk war an knechtischen Gehorsam gewöhnt, und das ihm zu Gebot stehende Kriegsvolk gegen die Masse von Truppen, welche zum Dienste der herrschenden Parthei und von ausgezeichneten, ihr entnommenen Offizieren befehligt heranzogen, nur unbedeutend. Auf dem Verzug stand das Mißlingen; nur ein kühner Streich konnte dem Könige geben, was nach Verlust des entscheidenden Augenblickes keine Zeit und keine Klugheit zu erwerben im Stande war. Sollte er, umringt von tausend Gefahren, ihn wagen? sollte Glück, Freiheit und Leben einsetzen, um eine würdige Unabhängigkeit zu erringen? Dem großen Geiste ist diese Wahl niemals zwei-

felhaft und oft gerade dann, wann unmächtige Seelen es am mindesten ahnen, greift er mächtig in das Schicksal ein und gewinnt durch unerwartetes Auftreten Glück und Gelingen. So war Gustav entschlossen seinen Gegnern zuvor zu kommen und sie eher zu Boden zu schlagen, als sie sich sattsam gerüstet haben würden. Die Stunde schlug, den Würfel zu werfen und der Wurf — war das wiederhergestellte Königthum.

Am Abend vor dem entscheidenden Tage zeigte sich der König fast heiterer noch, als sonst; ein glänzendes Hoffest sollte gleichsam die böse Zeit beschliessen, und die erste Oper in schwedischer Sprache die wiederauflebende Selbstständigkeit der Nation ankündigen; die Tafel bei Hof war ausgezeichnet, und muntere Laune herrschte an ihr; niemand ahnete, daß der fröhliche König nach derselben das wichtigste Geschäft seines Lebens beginnen werde. Die Nacht durch war Gustav ruhig, aber wach, schrieb an seine Brüder und empfahl dem Prinzen Karl, seinem Anrücken gegen die Hauptstadt die größte Eile zu geben. Dieselbe Ruhe und Heiterkeit verließ ihn auch am folgenden Morgen nicht *); wie an einem gemeinen Tage ritt er aus und begab sich dann aufs Schloß in die Sitzung des Reichsrathes. Aber nicht, wie sonst, erduldete er hier den Uebermuth einiger Reichsräthe; er widersprach ihnen nachdrücklich, und der vorbedeutungsvolle Auftritt endete mit einem lebhaften Wortwechsel. Fiel auch den erstaunten Reichsräthen das veränderte Benehmen Gustav's auf, die Ereignisse der nächsten Stunde ahneten sie nicht.

Vom Schlosse ritt der König nach dem Zeughause, wo der zum Dienst bestimmte Theil der Leibwacht aufgestellt war, und ließ diese Truppen einige Bewegungen machen. Während dessen sammelten sich die gewonnenen Offiziere um ihn und begleiteten ihn, dem Wachtzuge folgend, nach dem Schlosse. Die Freundlichkeit des Königs gegen die Offiziere und das auf den Straßen ihn grüßende Volk übertraf selbst seine ge-

*) Am 19. August.

wöhnliche Herablassung. Er kam auf das Schloß; die aufziehende Wacht und die abziehende standen einander gegen über und schulterten; alle anwesende Offiziere wurden in die Wachtstube gerufen; in ihre Mitte trat der König, und die Thüren wurden geschlossen. In einer kurzen gehaltvollen Rede that Gustav den Anwesenden sein Vorhaben kund. Er habe sich an sie gewendet, sagte er, um von ihnen Unterstützung und Mitwirkung in der wichtigsten Angelegenheit des Vaterlandes zu erhalten; seine Absicht sei nicht die Unterdrückung der Gerechtsamen des Volkes, nicht die Einführung einer ungebundenen Regierungsform an die Stelle der gesetzlichen; die Wiederherstellung der Nationalfreiheit und die Vernichtung der Tyrannei einer übermüthigen Verbündung im Reiche sei allein der Gegenstand seines Unternehmens. Seine begeisternden Worte schloß er mit der Frage, ob sie bereit seien, ihm in Erreichung dieses Entzweckes zu dienen und ihre Anhänglichkeit an die Sache des Vaterlandes eidlich zu versichern. Die Versammelten, junge Offiziere, von dem Gedanken der Rettung des Vaterlandes zu kühner Unternehmung entflammt, sagten ihre Theilnahme zu. Nur drei der ältesten, und unter ihnen der befehligende Major von Cederström, traten zurück mit ernstlicher Weigerung. Ihnen ließ Gustav den Degen abnehmen. Die andern schwuren ihm einmüthig den Eid der Treue. Am Ende dieser Feierlichkeit zog der König sein weisses Tuch aus der Tasche, band es um den linken Arm und sagte zu seinen Anhängern: „Dies sei das Zeichen, an dem ich meine Freunde erkenne!" — Darum blieb die weisse Binde in dem schwedischen Heere ein Denkzeichen des merkwürdigen Tages.

Geschmückt mit diesem Sinnbilde der neuen Ordnung, das bedeutungsvoll der Nation Frieden im Innern weissagen sollte, trat der König in die Wachtstube und begab sich, begleitet von seinen Getreuen, zur Parade zurück, wo man indessen die ganze Leibwacht versammelt hatte. In einer herzergreifenden Rede wandte er sich an die Soldaten; Begeisterung

floß von seinen Lippen; niemand vermochte zu widerstehen und die ganze Mannschaft fiel ihm zu. Auch das Volk strömte Schaarenweise herbei, denn das falsche, von Gustav's Anhänger verbreitete Gerücht, der König sei verhaftet, entflammte die Menge, und Soldaten und Volk riefen mit einer Stimme: „Es lebe Gustav, unser König! Es lebe Gustav!“

Unter dem Jubelruf des Volkes und der Soldaten begab sich der König nach dem Zeughause, gewann das hier aufgestellte Regiment vom Geschützwesen, und die ganze Besatzung der Hauptstadt schloß sich an. Der Sitzungssaal des Reichsrathes wurde durch dreißig Grenadiere gesperret, und der Versammlung Stille angerathen; Patronen wurden ausgetheilt, Kanonen mit brennenden Lunten aufgefahren, die Thore gesperrt und ohne Paß, von des Königs Hand unterzeichnet, Jedem der Ausgang verwehrt, durch Kundmachung des Königs die Bürger zur Ruhe ermahnt und auf die Befolgung seiner Befehle verwiesen. Das alles war das Werk einer Stunde.

Die versammelten Reichsräthe sahen von den Fenstern ihres Berathungsortes die seltsame Bewegung in der Stadt und wußten sie nicht zu deuten; selbst als ihnen der König Ruhe gebieten ließ, stieg zwar eine bange Ahnung in ihnen auf, allein sie begriffen den Vorgang nicht. Erst als sie, um sich von dem Geschehenen in der Nähe zu überzeugen, gemeinschaftlich den Saal verließen, erkannten sie an den ihnen entgegen blitzenden Bayonnetten das Ende ihrer Herrschaft. Hier blieb ihnen keine andere Wahl, als sich einzeln und in Stille zu entfernen.

Indessen eilte Kalling, den man schon an der verschlossenen Thüre der Hauptwacht abgewiesen hatte, durch die Stadt, die Häupter der Mützen von der drohenden Gefahr zu unterrichten; Rudbeck stürmte verzweiflungsvoll durch die Straßen und rief, hoch den Degen schwingend, die Bürger zur Wehr: „Auf, ihr Schweden, ihr Brüder! Auf!

zu den Waffen, zu den Waffen! Es gilt eure Freiheit!" — so schrie er; aber vergebens; niemand folgte seinem Rufe; man ergriff, entwaffnete und verhaftete ihn. Dasselbe geschah mit den Häuptern der Mützenparthei.

Stockholm glich einer eroberten Stadt; aber sie war ohne Schwerdtschlag erobert; der König blieb zu Pferd, seine treuen Offiziere vertheilten sich in alle Theile der Stadt und die Ruhe wurde nicht gestört.

Um sich der fremden Gesandten zu versichern, ihnen auch, im unvorhergesehenen Falle, Schutz gewähren zu können, lud Gustav sie vom Zeughofe aus nach dem Schlosse zur Mittagstafel ein, und empfing hier die Glückwünschungen derselben wegen der gelungenen Veränderung. Noch an demselben Tage huldigte die Admiralität und der Stadtrath unter dem Freudenrufe des Volkes.

Ruhig verging die nächste Nacht. Die Soldaten blieben unter den Waffen; der König selbst begab sich nicht zu Bette, durchritt beständig, von seinen Freunden umringt, die Stadt, besuchte die Wachen und bewies die Thätigkeit des Befehlshabers einer engbelagerten Festung. Am folgenden Morgen *) schwor die ganze Bürgerschaft auf dem Markte willig den Eid der Treue. Jubel war aller Enden; das Volk freute sich seines männlichen, ritterlichen Königs, der so freundlich, so milde alle Herzen an sich zog, freute sich des Sieges, den er so vollständig über die hochmüthigen Mützen davongetragen, und hoffte, befreit von der bisherigen Tyrannei der Aristokraten, einer bessern Zukunft entgegen. In diese Freude stimmte die Parthei der Hüte ein, hohnlachte sie über den Fall ihrer Widersacher, gegen die sie vor zehn Jahren Ansehen und Macht verloren hatte, und glaubte unter der neuen Regierungsform wenigstens mehr Einfluß zu erhalten, als sie unter der eben abgeschaften besessen hatte. Die Mützen sahen trost= und hoffnungslos auf das Grab ihres Glückes; kein

---

*) Am 20. August.

Ausgang war ihnen geblieben aus der sie umdrängenden Gefahr; nur ein Weg zeigte sich den Gedehmüthigten, Unterwerfung unter des Siegers Gebot. Sie wählten ihn, erklärten sich zum Gehorsam bereit und riefen des Königs Gnade an. So schien die Staatsveränderung vollendet. Auf halbem Weg stehen zu bleiben, ist jedoch nie die Weise eines großen Mannes; sie konnte nicht die Gustav's sein. Nicht blos die Erniedrigung der tyrannischen Parthei, Schwedens Wiedergeburt wollte er, sie glänzte ihm wie ein Leitstern auf dem ehrenvoll betretenen Wege. Darum sollten die in Stockholm befindlichen Reichsstände die bewirkte Veränderung gut heissen und eine neue Verfassung annehmen. Zu dem Ende wurden sie für den folgenden Tag zu einer Versammlung auf das Schloß beschieden; die hierzu erlassene Aufforderung machte zugleich bekannt, daß die Stände sich nicht besonders versammeln, noch weniger in feierlichem Aufzuge, sondern einzeln erscheinen sollten, daß jedes Mitglied des Reichstages, das zu erscheinen versäumen würde, als ein Ruhestörer und als ein Verräther an dem Wohl des Vaterlandes würde betrachtet werden. Dieser Kundmachung mehr Gewicht zu geben, verbreitete man die Nachricht von dem Anrücken des Heeres aus Finland und bestellte die Quartiere für die Truppen. Diese Maasregeln verfehlten ihre Wirkung nicht, durch sie wurden die Freunde des Königs in ihrem Muthe bestärkt, die Zweifelhaften gewonnen, den Uebelwollenden aber die letzte Aussicht verdunkelt; sie sahen in stillem Dulden ihr einziges Heil.

Der Morgen des folgenden Tages *) zeigte die nämliche Wachsamkeit des Kriegsvolkes, dieselbe drohende Stellung gegen des Königs Gegner; eine starke Abtheilung der Leibwacht zog an dem Platze auf, wo die Ritterschaft sich zu versammeln pflegte, vor dem Versammlungshause pflanzte man Kanonen mit brennenden Lunten auf; zahlreiche Haufen von Kriegsvolk zeigten sich, wie ihnen befohlen war, einzeln in Ordnung und

---

*) Am 21. August.

Stille und erwarteten mit Furcht und Hoffnung den König. In nicht gesehenem Glanze seiner Würde trat er mit seinen Offizieren und Trabanten in den Sitzungssaal. Ehrfurchtsvolle Stille herrschte. In einer kräftigen, meisterhaften Rede schilderte Gustav die Lage des Reiches, stellte er die Nothwendigkeit einer neuen zweckmäßigeren Verfassung vor, und fügte die eidliche Versicherung hinzu, daß er nicht gesonnen sei, eine Gewaltherrschaft zu gründen, sondern einzig die Gesetze und Freiheiten der Nation, wie sie unter dem großen Gustav Adolf bestanden, wieder herzustellen beabsichtige. Man verlas, als er geendet, auf sein Geheiß die neue Verfassung. Ihr vornehmster Inhalt bestand in Folgendem: „Zeit und Ort der Zusammenberufung der Reichsstände hängen einzig von dem Könige ab, gleich wie auch das Ende ihres Wirkens; sie haben nur das Recht über diejenigen Gegenstände Rath zu pflegen, welche ihnen von dem Könige werden vorgelegt werden; die Dauer ihrer Versammlung ist auf drei Monate bestimmt. Der Reichsrath ist nur eine berathende Behörde, er hat keine entscheidende Stimme; seine Mitglieder werden von dem Könige ernannt und sind ihm allein verpflichtet. Dem Könige kommt gesetzgebende und vollziehende Gewalt zu. Die alten Abgaben bestehen so lange fort, bis die neuen festgesetzt sind; im Falle eines Krieges hängen die Steuern, wie alle andere Maasregeln, von den Befehlen des Königs ab. Der König vergibt alle höhere Staatsämter; seine Oberaufsicht über die Land- und Seemacht ist ungetheilt." Hierauf legte der König der Versammlung die Frage vor: ob sie die vorgeschlagenen Artikel genehmige, und — auf dem Reichstage war es unerhört — sie gab ihre Zustimmung einmüthig. Gleiche Anerkennung fand die neue Verfassung binnen wenig Tagen in dem ganzen Reiche. So war das Werk vollendet. Drei Wochen später hörte der Reichstag auf, und dem durch Partheiungen entwürdigten Schweden begann der Morgen einer besseren Zeit zu tagen.

Gustav belohnte die Männer, durch welche er die Wie-

dergeburt Schwedens so leicht bewirkt hatte, nach Verdienst. Sprengporten, der mit einem auserwählten Haufen von Reitern und Fußvolk aus Finland herbeigeeilt war, wurde zum General-Lieutenant, zum Komandeur des Schwerdordens und kurz nachher zum Befehlshaber der Leibwacht erhoben; den Hauptmann Hellichius, der sich zuerst gegen die alte Tyrannei erklärt hatte, ernannte der König unter dem sinnvollen Namen Gustavschild zum Obersten; alle Offiziere der Leibwacht wurden um zwei Grade befördert, die Unteroffiziere erhielten Denkmünzen und jeder 300 Kupferthaler Gehalt. Den Prinzen Karl und Friederich Adolf wurden die Titel Herzoge von Südermannland und Ostgothland beigelegt. So wie aber der König auf der einen Seite seine Freunde auszeichnete, bewies er auf der andern Großmuth und Milde und großmüthiges Verzeihen gegen die gestürzten Gegner; vergab alle ihm und seinem Vater zugefügte Beleidigungen, und schenkte den verhafteten Partheihäuptern, welche auf die neue Verfassung den Eid der Treue schwuren, die Freiheit wieder. Alle Staasdiener blieben in ihren Aemtern. Nur die Namen der Hüte und Mützen ferner zu führen wurde bei Strafe verboten, und obgleich beide später die alte Zeit wieder zurück zu führen sich bemüheten, so gehören die Namen von dem Tage doch nur der Geschichte an.

Für den Staatsklügler oder Sittenprediger mag es eine besondere Aufgabe sein, die Rechtmäßigkeit der Verfahrungsweise Gustavs zu prüfen. Jener wird die in dem Stand der Dinge liegenden Gründe dazu nicht hinreichend finden, dieser die Mittel zu dem Zwecke mißbilligen; beide werden den König tadeln, daß er eine Verfassung vernichtete, die er zu handhaben versprochen hatte und werden sagen: wo ist Bürgschaft für irgend eine bestehende Ordnung, wenn es einem der den Vertrag schliessenden Theile frei stehen kann, ihn nach Gefallen und Gelegenheit um zu stoßen? und werden jeden Versuch solcher Art eine tadelnswerthe Gewaltthat nennen. Anders ist die Ansicht des Geschichtsschreibers, der in unpartheii-

scher Darstellung der Weltereignisse seine Aufgabe zu lösen sucht, der das gekränkte Recht in Schutz zu nehmen und die Handlung eines Mannes nicht blos als eine That, sondern als das Glied einer ungeheuren Verkettung zu betrachten und zu überliefern hat. Muß er nicht das Wollen und Wirken eines Staatsmannes nach allen eingreifenden Umständen, allen oft gebieterischen und drängenden Verhältnissen, eben so sehr würdigen, als nach des Handelnden Absichten und Zwecken? Muß er im Staatsleben nicht eine Grenze anerkennen, über welcher selbst die strengste Sittenlehre nicht mehr allein zu gebieten, wo diese vielmehr ihrer Schwester, der Klugheit, einen Theil ihres Rechtes ab zu treten hat, ja wo sie diesen abzutreten um so vielmehr genöthigt ist, je gewisser sie selbst in Sturm und Wogendrang der Leidenschaften das ihr anvertraute Schifflein nicht mehr steuern kann. Diese Grenze wird von der Noth und von der Gefahr gezogen, in welcher das Bedürfniß Gebot wird. Ob solch ein Fall eingetreten, ob zugleich dem, der nach dem schwankenden Steuer greift, Beruf dazu geworden sei, kann nur durch den Erfolg erprobt werden, wenn er auf dem Wege der Gerechtigkeit erfunden wird.

So geschah es bei Gustav III. Nicht aus eitler Ruhmgier eignete er sich den Scepter seiner Vorfahren wieder allein zu; er wollte das Beste der Nation. Kaum hatte er die neue Regierungsweise befestigt, so begann er das Werk der Volksbeglückung mit Einsicht und Eifer, durchreisete sein Reich, lernte seiner Unterthanen Bedürfnisse kennen und stiftete des Guten viel. Ungeachtet seiner wahrhaft väterlichen Regierung, die ein Muster für gute Fürsten wurde, regte sich mehrmals die Leidenschaft der unterdrückten Partheien. Der erste von ihm zusammenberufene Reichstag wurde deßhalb bald wieder aufgelöset. In Dalekarlien zeigte sich derselbe Geist des Unfriedens, und nur durch hingesandtes Kriegsvolk konnte die Ordnung hergestellt werden. Nach einer fast zwanzigjährigen Regierung wurde Gustav selbst das Opfer der Rachsucht der Partheien.

Drittes Kapitel.

Staatsveränderung in Dänemark.

Geist der dänischen Regierung. Christian VII, dessen Reisen in's Ausland. Partheien am Hofe. Struensee. Die Königin Karoline Mathilde. Bernstorf verliert das Ministerium und Struensee tritt an seine Stelle. Die ganze Staatsverwaltung erfährt eine Umbildung. Struensee zieht sich durch Unvorsichtigkeit und zu rasches Handeln den Haß aller Stände zu. Er wird gestürzt und mit seinem Freunde Brandt hingerichtet. Die Königin Mathilde wird geschieden und stirbt im Auslande. Juliane, des Königs Stiefmutter bemächtigt sich der Regierung und führt sie mit schwacher Hand.

Seit die Normänner aufgehört hatten, zu Wasser und zu Land fast alle Reiche Europas mit gewaltigen Heermassen an zu fallen, theilweise zu plündern oder selbst zu unterjochen, hatten auch die Dänen, Kinder desselben Stammes und früher thätige Theilnehmer an solchen Kriegsfahrten, ihren Eroberungsgeist abgelegt und nur auf die Nachbarländer ihr Augenmerk gerichtet. Die kalmarische Union hatte die Könige Dänemarks zu Beherrschern von Skandinavien gemacht, aber der Heldengeist Gustav Wasa's hatte den besten Theil desselben, hatte Schweden frei gemacht von dem Drucke der Dänen, und die Versuche der letzteren zum Wiedergewinne des Verlorenen scheiterten an dem unter den Schweden geweckten Volkswillen und an der Kraft ihrer Regierung. Der alte Hader schien fast ausgeglichen, und man sah die bis dahin verfeindeten Nachbarn zu den Zeiten des dreißigjährigen Krieges zu einem Zwecke verbunden; allein nochmals und bitterer erwachte der alte Groll, als Friederich IV den Vertrag seines Vaters Christian's V, mit der polnischen Republik in einen Schutz- und Trutz-Bund verwandelte und in Ge-

meinschaft mit August II. von Polen und Peter I. von Rußland die Zertrümmerung Schwedens beabsichtigte, das unter seinem noch unmündigen Könige Karl XII. eine leichte Beute des kühnen Feindes werden zu können schien. Der rasche Angriff Karl's nöthigte ihn zum Vertrage von Travendahl *) und wies ihm eine untergeordnete Rolle in dem Verhältnisse der Kämpfenden an. Glücklicher, als der Beginn, war für Dänemark der Ausgang des nordischen Krieges. Durch Karl's unerwartete Rückkehr von Bender und dessen kühnen Anfall auf Norwegen gerieth Friederich IV. in die größte Noth, verkaufte Bremen und Verden an England um ein geringes Geld und schon drohete das Schicksal mit aller Härte dem erschöpften Dänemark, als der Schwedenkönig vor Friedrichshall fiel. Die Erwerbung des Herzogthums Holstein-Gottorp war eine hinreichende Entschädigung für das Erlittene. War nun auch diese Zeit für Dänemark in Hinsicht auf Einfluß nach Aussen nicht von großem Werthe, so benutzte sie Friederich IV, als ein weiser Fürst, für zweckmässige Ausbildung seines Volkes. Unter dem Herzoge Wilhelm von Würtenberg schuf er eine Nationalmiliz von 18,000 Mann, schränkte, um den Kriegsstand zu heben, die Leibeigenschaft ein und stellte während des spanischen Erbfolgekriegs in englischem Solde 12,000 Mann gegen Frankreich. Durch weise Anordnungen heilte er die Wunden, welche die Zeit der Noth seinem Volke geschlagen hatte, und selbst das fürchterliche Unglück, das Kopenhagen weit über die Hälfte in Asche legte **), diente zur Verewigung seines Namens und seiner Verdienste, indem er nicht nur seine Unterthanen königlich unterstützte, sondern selbst nach Bezahlung aller Staatsschulden einen ansehnlichen Schatz hinterließ. Christian VI, ein weiser und frommer Fürst, baute auf dem, von seinem Vater gelegten, Grunde fort, belebte den Ackerbau, den Bergbau,

---

*) Am 18. Juli 1700.

**) 1728. Es brannten $^2/_3$ der Stadt ab.

den Handel, die Künste, die Wissenschaften und hielt sich durch den Einfluß seines würdigen Hofpredigers Blume von den Zwistigkeiten fern, die um die Theilung der habsburgischen Erbschaft Europa zerfleischten. Friederich V, sein Sohn und Nachfolger, ein das Gute wollender Regent, der seines Vaters und Großvaters werth war, befolgte dieselben Grundsätze der Weisheit und Mässigung und beobachtete während des siebenjährigen Krieges eine Partheilosigkeit, durch die das Wohl seiner Völker herrlich aufblühete. Die Gefahr, welche Peter III. ihm drohete, diente zur Weckung eines fast entschlafenen kriegerischen Geistes; St. Germain, ein kenntnißreicher französischer General, der aus Mißmuth über erfahrene Zurücksetzung die Dienste seines Vaterlandes verlassen hatte, trat damals an die Spitze des dänischen Heeres und gab dem ganzen Kriegswesen eine bessere Gestalt. Die ausserordentlichen Rüstungen gegen Rußland belasteten das Land, Bernstorf aber, der treffliche Rathgeber des Königs, milderte mit weiser Hand dieses Uebel. Unter solchen Umständen kam der Scepter in die Hände Christian VII *).

Christian VII. war geboren dm 29. Januar 1749 und entwickelte als Kind ausgezeichnete Anlagen; ein vortreffliches Herz, ein feuriger Wille und tiefeindringender Scharfsinn waren hervorstehende Eigenschaften des Prinzen. In seinem sechsten Jahre wurde seine Erziehung zwei Männern anvertraut, deren Kenntnisse für den Erfolg bürgten; es waren der Oberkammerherr Graf von Reventlau als Hofmeister und der geheime Konferenzrath Graf von Berkentin als Oberhofmeister. Sie pflegten in dem Geiste des Prinzen das Gute und führten ihn in den Tempel der Wissenschaften. Friederich V. der nicht von dem Wahne geblendet war, als ob die Geburt ein Vorrecht gebe auf Fähigkeit und Einsicht, ertheilte, als der Prinz sein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, seiner geheimen Raths-Versammlung den Befehl, den Kron-

*) Im Jahre 1766.

prinzen aufs Schärfste in den Wissenschaften zu prüfen, ohne die niemand ein thätiger Staatsmann werden kann. Von der Zeit an mußte der Prinz jährlich ein Zeugniß seiner Fortschritte vor dieser Versammlung ablegen. Zu frühe jedoch starb Friederich V. Was er an dem hoffnungsvollen Sohne im Leben nicht hatte vollenden können, das glaubt er auf dem Sterbebette ihm als Scheidegruß nachrufen zu müssen. „Ich sterbe, — sprach er — und hinterlasse Dir das Reich. Vergiß nie, daß Du es erhältst, um das Glück Deiner Unterthanen vollkommen zu machen. Sei gnädig, milde, fleissig und friedlich, und gestatte jedem Zutritt zu Dir. Betrachte Deine Unterthanen als deine Kinder und führe sie stets auf dem Wege der Religion und der Glückseligkeit. Wird die königliche Macht und Hoheit Dir zur Versuchung, oder suchen Gottlose mit niederträchtigem Rathe Dich von diesem ruhmvollen Bemühen abzuziehen, so wirf einen Blick auf das Sterbebette deines Vaters. Siehe hier das Ende aller Könige! das wird auch das Deinige sein. Es mag Dir noch ferne scheinen, aber es kann unerwartet schnell kommen. Darum regiere, wie Du wünschen mußt, regiert zu haben, wenn Du von dem vergänglichen Throne abgerufen wirst vor den ewigen. Möge der allmächtige und gütige Gott es lenken, daß Dir die zeitliche Krone, so Du sie tragen wirst mit Demuth und mit Treue, die Krone des ewigen Lebens verschaffe!" *).

Den Anfang der Regierung des siebenzehnjährigen Christian VII. schien die auf ihn gesetzten Erwartungen zu rechtfertigen, ja zu übertreffen. Er schenkte allen Bauern in der Umgegend von Kopenhagen die Höfe, die sie bis dahin als Leihe besessen hatten, zum Eigenthum und sah eine bedeutende Anzahl großer Grundeigenthümer diesem schönen Beispiele folgen. Bald jedoch offenbarte es sich, daß die einzelne

*) In der Oraison funèbre de Fréderic V. prononcée — par F. Mourier — Copenhague. p. 13.

Handlung den Charakter eines Fürsten, wie überhaupt eines Menschen, nicht verbürge. Christian besaß weder festen Willen, noch Selbstständigkeit des Handelns; ohne Erfahrung lieh er sein Ohr dem Rathe der Falschheit, wie dem der Treue, und seine Prachtliebe und seine Verschwendungssucht zehrten eben so sehr an den Kräften des Staates, als seine Neigung zu Ausschweifungen an seiner Körper- und Geisteskraft.

Im zweiten Jahre seiner Regierung beabsichtigte er eine Reise nach Norwegen. Die Gesandten von Schweden und Rußland sahen die Ausführung dieses Vorsatzes ungern; man suchte den König zu bereden, daß er davon abstehe und statt dessen das Ausland besuche, wie er es schon als Kronprinz gewünscht hatte, und alle Partheien am Hofe, die sowohl, welche für ihr Ansehn fürchteten, als die, welche ein solches zu erwerben suchten, unterstützten diesen Vorschlag. Mit einem glänzenden Hofstaate reisete Christian, die Regierung in den Händen seiner Minister lassend, aus Kopenhagen ab,*) durch Teutschland, England und Frankreich. Ueberall legte er Beweise seiner Verschwendungssucht und Ausschweifung ab, und seine Rathgeber, statt ihn von dem gefährlichen Wege zurück zu warnen, suchten selbst Gelegenheiten, ihn auf demselben fortzutreiben. Die Summe von 50,000 Thalern monatlich, für das arme Dänemark eine bedeutende Ausgabe, genügte nicht; man verbrauchte in London täglich 6000 Thaler und dennoch mehrte man die Ausgaben durch bedeutende Einkäufe von Waaren über alle Gebühr. Auch in Paris wußte der junge Monarch sich nicht zu mässigen, schenkte dem Könige von Frankreich ein ganzes Reiter-Regiment, das alle Zeit seines Dienstes gewärtig sein sollte und erlaubte sich eine Freigebigkeit, die dem Beherrscher eines zehnfach größeren und reicheren Staates besser gestanden haben würde. Nicht weiser kehrte er in sein Reich zurück. Eine bösartige Krankheit,

*) Am 6. Juni 1768.

die er sich auf der Reise zugezogen hatte, war das einzige Erhebliche, was er mitbrachte. Er hatte sie Anfangs für unbedeutend gehalten und vernachlässigt, bald aber zeigten sich ihre übeln Folgen. Struensee, des Königs Leibarzt, war ein erfahrner Mann, aber er konnte der Krankheit nur durch ausserordentliche Mittel Meister werden. (Der böse Leumund sagte nachher, er habe sie absichtlich angewandt, um den König geistig und körperlich zu verderben.) Der übermässige Gebrauch des Opiums zerrüttete die Gesundheit des Monarchen so sehr, daß ihn oft eine traurige Geistesabwesenheit befiel. *)

Diesen beklagenswerthen Zustand Christians benutzten die ränkevollen Hofleute zu einem heillosen Kriege ihrer Absichten und Vortheile.

Es gab damals in Dänemark zwei Partheien, die sich gegenseitig zu verderben suchten. An der Spitze der einen stand Juliane Marie, des Königs Stiefmutter, eine geborne Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, welche von Friedensburg aus ihre Unternehmungen leitete und den Sturz der Minister beabsichtigte, um die Regierung dem schwachen Könige zu entreissen und sie, vielleicht sammt der Krone, ihrem Sohne Friederich zu verschaffen. Die andere Parthei wurde von den Ministern gebildet und fühlte sich stark durch eine Menge hoher Staatsbeamter und den Grafen Holk, des Königs Liebling. Zwischen beiden stand die Königin, Caroline Mathilde, eine Schwester des Königs Georg's III. von England, die gleich nach ihrer Vermählung von ihrem Gemahl eine unwürdige Behandlung erfahren hatte und dessen Kaltsinn gegen sie selbst durch die Geburt des Kronprinzen nicht hatte mildern können. Gehaßt von der verwittweten Königin und von Holk, hoffte sie durch Entfernung des letzteren, der, wie sie wußte, den Widerwillen des Königs gegen sie nährte, die ihr gebührende Stelle wieder ein

*) Oeuvres posthumes de Fréderic II. Tom. 5.

zu nehmen. Holk selbst zeigte ihr gegen seinen Willen den Weg. In dem Wahne nämlich, Struensee, des Königs Leibarzt, müsse einen gleichen Haß wie er, auf Mathilde werfen, beredete er den König, diesen Mann statt seiner zur Königin zu schicken, um die Aufträge des Monarchen auszurichten. Struensee, ein gewandter Mann, benutzte die ihm dargebotene Gelegenheit, sich in dem Zutrauen des Königs fester zu setzen, und zugleich die Achtung der Königin zu gewinnen.

Johann Friederich Struensee war der Sohn eines Pfarrers zu Halle an der Saale und der Tochter des königlich dänischen Leibarztes Anel. Schon in seinen frühesten Jahren entwickelte er schöne Geistesgaben und wurde nachdem er zu Halle die Arzneikunde studirt und die Doktorwürde erhalten hatte, da sein Vater dem Rufe als erster Pfarrer nach Altona gefolgt war, Physikus in der Herrschaft Pinneberg und der Grafschaft Ranzau. Sein Ruf erfüllte bald die Gegend und ein reiches Einkommen war der Lohn seiner Geschicklichkeit. Das Glück schien ihn zu suchen; angesehene Bekanntschaften, die er bald machte, führten ihn einer glänzenden Zukunft entgegen. Der Graf von Ranzau-Aschberg zog den feinen wissenschaftlich und gesellig gebildeten Mann an sich, und der königliche Kammerjunker Graf von Brandt schloß sich fest an ihn an. Fast noch wichtiger für ihn wurde das Zutrauen der verwittweten Generalin von Berkentin, die durch eigene Erfahrung von seiner ärztlichen Tüchtigkeit überzeugt, sich, wie der Graf Ranzau, es angelegen sein ließ, ihm die Stelle eines königlichen Arztes zu verschaffen. *) Auf der Reise des Königs durch Teutschland, Frankreich und England machte er sich demselben durch seine Unterhaltung und sein ganzes Benehmen, so unentbehrlich, daß er nach der Rückkehr Christian's zum ersten Leibarzte und Vorleser des Königs mit einem Gehalte von 1500 Thalern und bald darauf

---

*) Im Jahre 1768.

zum Staatsrath ernannt wurde, daß der König ihm zur Pflicht machte, an jedem Tage dreimal bei ihm zu erscheinen, und ihn durch ein besonderes Zutrauen auszeichnete.

So war das Verhältniß Struensee's an dem Hofe zu Kopenhagen, als Holk dem König den Vorschlag that, den Leibarzt zum Unterhändler bei der Königin zu gebrauchen. Mathilde empfing ihn Anfangs mit derselben Kälte, mit der sie dem stolzen Holk zu begegnen gewohnt war; bald aber bemerkte sie den großen Abstand in dem Betragen Beider. Statt eines hochfahrenden Fürstenknechtes, der seines Zutrauens bei dem Könige mißbrauchte, fand sie einen Mann, der Bescheidenheit mit einem feinen Gefühle paarte, der die zarten Verhältnisse, in denen er ihr nahete, nie mit rauher Hand antastete, der vielmehr oft ausdrucksvoll sein Bedauern äusserte, daß er durch sein Erscheinen unangenehme Gefühle erregen müsse. Durch dieses edelmüthige Benehmen verscheuchte Struensee bald den Widerwillen, den Mathilde gegen ihn gefaßt hatte, ja er flößete ihr Achtung für seinen Charakter ein.

In dieser Zeit geschah es,*) daß dem Kronprinz die Pokken geimpft wurden. Struensee, der von dem Könige mit diesem Geschäfte beauftragt wurde, offenbarte bei dieser Gelegenheit die Trefflichkeit seiner Kenntnisse. Er und die Königin theilten sich in die Sorge für die Pflege des Prinzen, denn Mathilde, eine zärtliche treue Mutter, entzog sich keines Weges dieser Naturpflicht. Hier lernte sie den ganzen Werth Struensee's kennen, seine Kenntnisse und seinen Eifer bewundern und seine Sinnesweise verehren; sie die von ihrem irre geleiteten Gemahle so viel Unangenehmes zu erfahren hatte, fühlte sich zutrauensvoll zu dem Manne hingezogen, der so uneigennützig, so theilnehmend handelte; ja sie glaubte in ihm der bei dem Könige hoch stand, den Mann gefunden zu haben, welcher den übermüthigen Holk zu stürzen und sie in ihre

---

*) Im Mai 1770.

Rechte wieder einzusetzen, im Stande sei. Auf ihren Vorschlag wurde Struensee zum Hofmeister des Kronprinzen ernannt. Der König, welcher hiermit bei der damals immer noch gefährlichen Weise der Pockenimpfung nicht genügt zu haben glaubte, seine Talente ehrte, und den Umgang mit ihm nicht missen konnte, erhob ihn in den Adelstand und zugleich zum Konferenz-Rath. Hiermit war dem hochstrebenden Mann der Weg zu einer noch glänzenderen Laufbahn geöffnet. Ein gränzenloser Ehrgeiz, die Grundfeste seines Charakters, und das Gefühl seiner geistigen Kraft, deren Einfluß er auf alle Personen übte, mit denen er in Berührung kam, die Unzufriedenheit des Volkes mit den herrschenden Ministern, die fortgesetzten Bemühungen der Königin Mutter gegen diese und die Gunst der regierenden Königin — waren für ihn mächtige Antriebe zur Entwerfung großer Plane.

Die Verschwendungssucht des Königs auf seinen Reisen hatte dem an Hilfsquellen armen Dänemark tiefe Wunden geschlagen; mit oder ohne Recht betrachtete man die Minister als die Urheber der begangenen Verkehrtheiten; unglückliche Zufälle steigerten den allgemeinen Mißmuth. Die Regierung hatte entweder absichtlich oder aus Unbedacht durch einige Maasregeln den Dei von Algier gereizt, und dieser die Gelegenheit zu Räubereien gegen dänische Handelsschiffe benutzt. Die Frechheit der Seeräuber zu züchtigen, sandte man unter dem Admiral Kaas ein ansehnliches Geschwader in's Mittelmeer; kaum aber hatte dieser das Beschiessen von Algier begonnen, als ein heftiger Sturm ihn verschlug. Ein zweiter Versuch wurde durch Seuchen, welche die Flotte heimsuchten, vereitelt; das ganze Unternehmen scheiterte, und die durch dasselbe verursachte Kosten vergrößerten die ohnehin schon drükkende Schuldenlast. Die Feinde der Minister benutzten diesen Umstand zur Erregung neuen Mißvergnügens, beschuldigten den edeln Bernstorf verkehrter Maasregeln, zu denen er den König verleitet, tadelten ihn laut, daß er ohne Noth und Zweck die Nation in verderbliche Zwiste und Verbindungen

gezogen, und arbeitete rastlos an seinem Sturze. Das große Ansehen, welches Struensee bei dem Könige besaß, drängte die Widersacher des würdigen Ministers zu ihm, dessen ehrsüchtige Plane nach der Stelle des Verdienstvollen trachteten. Bernstorf erhielt seine Entlassung.*) Holk, der sich durch eine Reise nach den teutschen Herzogthümern, die er dem Könige vorschlug, zu erhalten suchte, mußte seine Stelle dem bisherigen Kammer-Junker Enewald von Brandt überlassen, welcher als Direktor der Schauspiele und Vergnügungsmeister den größten Einfluß bei Hof erhielt; die Freunde Bernstorf's und Holk's wurden verdrängt, an ihre Stellen Anhänger Struensee's und der Königin berufen, dieser aber sammt seinem Freunde Brandt zum Kabinetsminister ernannt und in den Grafenstand erhoben.

Es war Struensee's Absicht, die Verwaltung Dänemarks, die an vielen Gebrechen kränkelte, um zu gestalten und durch Vereinfachung zu verbessern. Sein Ansehen bei dem Könige ließ ihm hierin freie Hand. Zuerst beschränkte man nach Bernstorf's Entfernung die Macht des Staatsrathes, entzog diesem einen Theil seiner Geschäfte und dann selbst den anderen Theil seiner Rechte. Das war der Anfang zu einer gänzlichen Umwälzung des bisherigen Verwaltungswesens. Bald darauf wurde der Staatsrath aufgehoben**) und an seine Statt eine Konferenz-Kommission gesetzt. Die Mitglieder dieses mit geringer Befugniß ausgestatteten Körpers wurden von den Vorstehern der verschiedenen Verwaltungsbehörden gewählt, durften nur zu gewissen Zeiten sich versammeln und konnten nach Willkühr entlassen werden. Die früher von dem Staatsrathe besorgten Geschäfte wurden dem Kabinet zugewiesen, sie, wie alle andern, im Namen des Königs verwaltet und von dem Könige eine Verordnung***) an alle höhere Behörden erlassen, daß dem Grafen

---

*) Am 15. Sept. 1770.
**) Am 27. Dezember 1770.
***) Am 15. Juli 1771.

Struensee das Recht zustehe, die mündlich von dem Könige erhaltenen Befehle abzufassen, sie von diesem unterzeichnen zu lassen oder auch ohne dessen Unterschrift mit dem Kabinetssiegel zu versehen, und daß solche als Befehle des Königs sollten geachtet und befolgt werden, „in so ferne nicht eine königliche Verordnung dawider sein mochte — in welchem Falle denn an das Kabinet zu berichten sei.“ Dem Minister wurde hierbei nur die Verbindlichkeit auferlegt, jeden Sonntag Abends hierüber dem Könige Bericht zu erstatten. Solche Macht hatte noch nie und nirgends ein Minister besessen.

Die große Gewalt, in deren Genuß mancher Andere üppig geschwelgt haben würde, wendete Struensee mit mehr Eifer als Klugheit zur Wiedergeburt Dänemarks an. Die drückenden Staatsschulden wurden vor Allem sein Hauptaugenmerk. Um sie zu vermindern, wurden überall Ersparnisse eingeführt, eine Menge unnützer, überflüssiger und untauglicher Diener entlassen, die hohen Besoldungen vieler anderen herabgesetzt, zwecklose und unverdiente Jahrgehalte eingezogen, der Ackerbau gehoben, die Taxen herabgesetzt und die für Dänemark nicht passende Gewerbe beschränkt. Viele menschenfreundliche Anordnungen traten an die Stelle veralteter und harter Gesetze. Man gab den unehelich Gebornen das Recht, in Zünfte und Innungen ein zu treten; schaffte die empörenden Strafen für Unzucht ab; beschränkte das Recht der Klage wegen Ehebruch allein auf den beleidigten und unschuldigen Ehegatten; erlaubte die Heirath mit eines verstorbenen Bruders Wittwe; errichtete eine Hebammenanstalt und ein Findelhaus, ein Erziehungshaus für 100 arme Kinder, dessen Kosten man durch eine Abgabe von Fremden- und Prachtpferden deckte, eine Versorgungsanstalt für die Armen in Kopenhagen, und wie hier, so wurde in vielen andern Fällen mit Ernst und Eifer zu Werk gegangen, um einen bessern Geist zu wecken.

Fast kein Staatsverhältniß blieb unberührt. Die Kollegien der Admiralität, des Handels und der Accise wurden aufge-

hoben und an ihre Stelle Kommissionen ernannt; auch der bisherige Magistrat der Stadt Kopenhagen fand sein Ende und mußte seinen Wirkungskreis einem Oberpräsidenten und einem Bürgermeister überlassen *); die Leibwacht zu Pferd wurde durch einige Schwadronen Dragoner ersetzt; die Preßfreiheit wurde eingeführt und zwar ohne alle Beschränkung. Auch in den auswärtigen Verhältnissen trat eine dem Vortheile des Reiches zusagende Veränderung ein; nicht blos daß Struensee den Handel, als das Wichtigste für Dänemark, im Auge behielt, sein Hauptbestreben ging dahin, die bisherige Verbindung mit Rußland, die einer Unterwürfigkeit geglichen hatte, und um derentwillen Bernstorf so bitter war getadelt worden, in eine edle Selbstständigkeit zu verwandeln, die übermäßigen Vorrechte der fremden Gesandten wurden eingeschränkt. Selbst an die Rechtspflege, diesen wichtigen Theil des Volkslebens, wollte man die verbessernde Hand legen; aber noch ehe man dieses Werk begann, stürzte das Haus, welches Struensee allzu eilfertig erbaut hatte, ein und begrub ihn unter seinen Trümmern.

Obgleich Struensee bei diesen Veränderungen allem Eigennutze fremd blieb, ob man ihm gleich nicht vorwerfen konnte, daß er die erhaltene Macht zum besonderen Vortheile seiner Familie benutzte, indem er nur zweien seiner Verwandten, seinem älteren Bruder, Karl August, der vorher Professor an der Ritterakademie in Liegnitz gewesen war, zuerst die Stelle als Justizrath und dann die eines Abgeordneten bei der Finanzkammer, und seinem jüngeren, Gottlieb Christian, ein Patent als Unterlieutenant verschaffte: So überließ er sich doch einer anderen tadelnswerthen und ihm selbst verderblichen Leidenschaft gegen den Adel. Ihm, einem aus dem Mittelstande emporgestiegenen Manne, genügte es nicht, in die Reihen der Großen des Reiches getreten zu sein, er suchte die Vorrechte des Adels zu schmälern und ihn von den

---

*) Am 3. April 1771.

erblichen Stellen zu verdrängen. Dadurch zog er sich den Haß des Standes zu, den in älterer und neuerer Zeit kein Minister, selbst kein König, ungerächt angetastet hat. Die in ihren alten Rechten Bedroheten sahen in ihm den gemeinsamen Feind, vergassen nun des einen Zweckes, seines Sturzes, willen jede andere Zwistigkeit und verbanden sich zu seinem Untergange.

Nicht aber den Adel allein hatte Struensee beleidigt; eine Menge Menschen war durch die neue Ordnung in der Staatsverwaltung um ein gemächliches, sorgenfreies Leben, viele selbst um ihr Brod gekommen. Auch diese erkannten in dem mächtigen Minister die Ursache des sie drückenden Uebels und feindeten ihn mit gleicher Erbitterung an. Selbst unter dem Kriegsvolke hatte er sich Widersacher gemacht; auch hier hatte er theils Ersparnisse eintreten lassen, theils noch mehrere beabsichtigt; die Aufhebung der Leibwacht zu Pferd betrachteten Viele als ein Vorspiel zu größeren Veränderungen.

Die Mißvergnügten fanden in der verwittweten Königin gleichsam den Brennpunkt ihrer Leidenschaften; denn diese erkannte in Struensee das Haupthinderniß ihrer ehrgeizigen Plane. Mit sicherer Hand leitete sie von Friedensburg aus die überall sich regende Unzufriedenheit und suchte geflissentlich den allgemeinen Widerwillen gegen den Minister zur äussersten Erbitterung an zu regen. Ein treffliches ihrer Ansichten und ihrer Bosheit würdiges Mittel fand sie in dem Verhältnisse Struensee's zur Königin Mathilde.

Dieses junge Weib hatte seit der Vermählung mit dem Könige fast nur Unangenehmes erfahren, hatte sich überall zurückgesetzt, von Vielen angefeindet und von den Schranzen des Königs gehaßt gesehen; Verachtung und Unbill jeder Art hatte sie von dem Könige erduldet und keine Seele gefunden der sie ihr Leid klagen, von der sie Trost hören, durch die sie sich erheitern konnte, als den gefälligen Struensee. Daß sie dem Manne gewogen wurde, der unter so Vielen allein ein edles Herz offenbarte, der den Zwist zwischen ihr und ihrem Gemahl ausgeglichen und ihr die Achtung verschafft

hatte, der sie unverdienter Weise verlustig geworden war; daß sie dem Manne vertraute, der für sie so vieles gethan, ihr so viel gegeben hatte, den sie zugleich als ihre Stütze betrachten mußte, — keinen Vorurtheilsfreien mag es wundern; keinen Leidenschaftlichen kann es kümmern. Wenn sie selbst, unbesorgt um das Urtheil der Welt, — das so gerne den schlüpfrigen Weg sucht um auf diesem neben der Wahrheit wegzugleiten, — und unbekannt mit der Bosheit ihrer Feinde in jugendlichem Freimuth die Schranken des Hofzwanges überschritt und zutraulicher gegen den Vertrauten war, als die Königin gegen den Diener sein soll; so wird der Unpartheiische nicht den ersten Stein auf sie zu werfen sich erkühnen, vielmehr Wehe! über diejenigen rufen, die statt die unerfahrne Fürstin auf sich und ihren Stand aufmerksam zu machen, mit schändlicher Schadenfreude die gehässigsten Mähren verbreiteten, die Ehre Mathildens mit Füßen traten und ihr ganzes Lebensglück untergruben. Nicht blos zweideutige Gerüchte streuete man von Friedensburg her aus, laut beschuldigte man die Königin der Verletzung ehelicher Treue und reizte dadurch alle Stände gegen sie und ihren Günstling.

So war denn kein Stand in Dänemark, der Struensee nicht hassete: denn selbst die Geistlichkeit war ihm gram wegen der Milderung der Strafen für Vergehen an der äusseren Zucht. Den Mißvergnügten aus allen Ständen wurden durch die freie Presse Zündstoff zu neuem Hasse zugeführt, und so das Mittel der Aufklärung, das Struensee voll edeln Willens dem Volke gegeben hatte, zum Hebel gebraucht, um ihn desto sicherer aus der Gunst des Königs und aus seiner Macht zu entfernen.

Den ersten Widerstand fand Struensee bei dem Entwurfe, der später zum innigsten Danke der Betheiligten ausgeführt wurde, die Hofdienste der Bauern aufzuheben und an deren Stelle einen Geldpacht treten zu lassen. Wollte man auch den Versuch zuerst bei den Krongütern machen, so widersetzte sich der Adel doch mit solcher Heftigkeit, daß der ganze

Vorsatz aufgegeben werden mußte. Durch diesen Vorgang belehrt, hätte Struensee mit mehr Vorsicht zu Werke gehen sollen, allein er glaubte anderwärts mit Gewalt wirken zu können. Bald fand er selbst in den untersten Ständen noch entschlossenere Gegner. Wegen des großen Aufwandes sollte die aus fünf Kompanien bestehende Leibwacht zu Fuß aufgehoben *) und die Mannschaft Kompanien-weise als Grenadiere an fünf Regimenter vertheilt werden. Zufrieden mit ihrem bisherigen Dienste und stolz auf die Ehre, die Person des Königs zu bewachen, fühlten diese Leute ihren Vortheil verletzt und ihre Ehre gekränkt, rotteten sich zusammen, und suchten, gleich den Janitscharen in Konstantinopel, ihr Fortbestehen zu ertrotzen. Sie wurden von überlegener Macht umringt, ergriffen, in Kasernen gesteckt und sollten durch Hunger und Entbehrung zum Gehorsam gezwungen werden; es fanden sich aber Bürger, welche ihre Freunde heimlich mit Lebensmitteln versahen und ihnen die Gefangenschaft erleichterten.

Eine Widersetzlichkeit der Matrosen wurde noch ernstlicher. Es waren 300 Mann, die man aus Norwegen nach Kopenhagen übergesetzt hatte, um sie gegen den Dei von Algier zu verwenden. Sie hatten keinen Sold erhalten und forderten ihn mit Ungestüm, vielleicht nur als Vorwand des Aufruhrs, der von einer höheren Hand geleitet schien, sammelten sich in Haufen und eilten nach Hirschholm zu dem Könige, um ihm ihre Beschwerden selbst vorzutragen. Den drohenden Volksunwillen zu zähmen nahm Struensee eine Veränderung der zur öffentlichen Ruhe dienenden Sicherheitsmaasregeln vor, begann diese nach der Weise der Pariser Polizei zu ordnen und fing an, die Wachen des Seewesens, deren Treue ihm mehr als zweideutig schien, aufzuheben. Diese Vorkehrungen verfehlten ihren Zweck und wirkten das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigten; der Unwillen wurde Haß, die Unzu-

*) Am 21. Dezember 1771.

friedenheit Unruhe, und der lange genährte Groll des Volkes drohete mit Gewaltthat. Von Tag zu Tag wurde dieses unzweifelhafter durch laute Aeſſerungen. Man sagte öffentlich, Struensee suche sich der Regierung zu bemächtigen, er habe deßhalb durch verkehrte Mittel die Geisteskraft des Königs zerstört, wolle diesen nun des Regimentes für unfähig erklären lassen, eine Vormundschaft anordnen, sich dieselbe zueignen, und sich dadurch zum Herrn von Dänemark machen. Die früheren Beschuldigungen gegen ihn als Verbrecherisch-Vertrauten der Königin erneuerten und verstärkten sich, man sprach von der Gefahr, die dem Reiche drohe und von unauslöschlicher Schande der Nation unter solcher Herrschaft zu stehen; man sann auf Mittel, dem Uebel bei Zeiten vor zu beugen.

Struensee's Freunde fürchteten den Ausgang und entfernten sich von ihm, um nicht, wenn das drohende Unglück über ihn hereinbräche, mit ihm zu Grunde zu gehen. Der britische Gesandte, der ihm wohl wollte, weil er ihn als die Stütze der Schwester seines Königs ansah, glaubte das Aeusserste nicht abwarten zu dürfen, stellte ihm die Folgen des schnell steigenden Volkshasses vor, den die Feinde so geschäftig benutzten, bestimmte ihn zu dem Vorsatze sich aus dem öffentlichen Leben und selbst aus Dänemark zurück zu ziehen, und versicherte ihn der zur Ausführung nöthigen Geldmittel. Schon war der wohlgerathene Plan fest bestimmt, als die Königin Mathilde ihn zerstörte. War es die Furcht, sobald Struensee abgetreten wäre, von ihren Feinden unterdrückt zu werden, oder die Hoffnung, durch Gewalt zu siegen; — sie verweigerte hartnäckig ihre Einwilligung; der Minister blieb zu seinem und der Königin Verderben und beschleunigte durch die Mittel, die er zu seiner Sicherung anwendete, seinen Fall.

Während der König, berauscht von den Vergnügungen, in denen der Graf Brandt ihn tummelte, den Zustand seiner Hauptstadt nicht beobachtete; während alle Partheien sich

im Geheimen rüsteten und schon Struensee's Verzagniß über seine Zukunft wahr genommen wurde, veränderte sich plötzlich die Scene. Die Wachen wurden verstärkt, die an dem königlichen Palaste verdoppelt, öffentliche Plätze mit Kriegsvolk besetzt, scharfe Patronen an die Regimenter vertheilt, Kanonen mit Kartätschen versehen in den Zeughäusern zum Auffahren in Bereitschaft gehalten. Die Besorgniß vor der Stimmung des Volkes wurde dadurch allgemein kundig. Diese öffentliche Drohung machte daher keinen Eindruck der Furcht, wohl aber den der Erbitterung; man fragte nach der Ursache solcher Maasregeln und hatte nur zwei Antworten. Entweder war sich Struensee verschuldeter Kränkung der Nation bewußt, oder er schritt zur Ausführung seiner verbrecherischen Anschläge, — so urtheilte man. Der König war unfähig, wie ein Kind, der Minister trotzig, gewaltthätig und furchtsam, — jenen verachtete man ob man gleich das Königthum liebte, diesen fürchtete man nicht mehr, aber man hassete ihn mit all der Leidenschaft, deren ein beleidigtes und gereiztes Volksgefühl fähig ist.

Die Feinde Struensee's fühlten sich stark genug zu entscheidendem Schritt; ihre Zahl, unterstützt von der öffentlichen Meinung verbürgte ihnen den Sieg. An ihre Spitze hatten sie den Grafen Ranzau-Aschberg gestellt, denselben, durch den Struensee an den Hof gekommen war. Dieser Mann, von seinem früheren Günstling nicht zurückgesetzt und durch diesen dem Könige angelegentlich empfohlen, war durch die Aufhebung des Staatsrathes, dessen Mitglied er war, und durch Struensee's Eingriffe in die Rechte des Adels aus dessen Freund sein erbittertester Feind geworden. Auf des Ministers Vorschlag hatte ihn der König zum Statthalter von Norwegen gemacht; aber auch diese Auszeichnung konnte die Rachsucht des gekränkten Adelstolzes nicht mildern. Unter dem Vorwande, er leide am Fußzicht, blieb er in der Hauptstadt zurück und wurde der Haupturheber von Struensee's Untergang.

Als die Wachen des Seewesens aufgehoben werden sollten, thaten die gekränkten Offiziere den ersten Schritt zur neuen Umwälzung. Der General-Major von Eichstädt und der Oberst von Köller, zwei geborne Pommern, traten zusammen mit dem Staatsminister von Osten, begaben sich nach Friedensburg, um mit der Königin Juliane einen unerhörten Plan zu berathen. Mit der Begeisterung aufgeregter Leidenschaft schilderten sie die Noth, in welcher das Königreich sich befinde, die Gefahr, welche ihr und dem Könige drohe, und den Augenblick, der zur Ausführung eines heilsamen Werkes günstig sei. Sie bedurften der Worte nicht viel, um das herrschsüchtige, schon lange über ehrgeizigen Entwürfen brütende, Weib zur raschen That zu bestimmen. Ein Hoffball sollte das Vorhaben der Verschwornen verdecken und die Erreichung ihres unlauteren Zweckes erleichtern.

Es war am 16. Januar des Jahres 1772, als sich eine glänzende Gesellschaft zu einem Maskenball bei Hof vereinigte, auf welchem frohe Laune herrschte. Die Königin Mathilde, kein Unglück ahnend, tanzte viel und besonders mit dem Prinzen Friederich, dem Stiefbruder ihres Gemahles. Um 1 Uhr entfernte sich der Prinz aus den Reihen der Tanzenden und begab sich zu seiner Mutter, der verwittweten Königin. Hierhin kamen die Mitglieder der Verbündung, welche bei der kühnen That mitwirken wollten. Es waren die Grafen van Ranzau und von der Osten, der General Major von Eichstädt und der Oberst von Köller. Das Regiment des letzteren hatte die Wache im Schlosse des Königs. Die Offiziere schon vorher bereit gehalten, wurden in den Palast gerufen und von ihrem Obersten auf die Befehle des Königs verwiesen; die Dragoner des Generals Eichstädt, ebenfalls zur Ausführung des Planes bestimmt, umringten den Palast. Jetzt drangen die Verschwornen durch eine geheime Treppe unangemeldet in des Königs Schlafgemach *).

*) Um fünf Uhr Morgens des 17. Januars.

Der Graf Ranzau weckte den König, der, durch den seltsamen Vorgang verwirrt, sich schnell erhob. „Euer Majestät Leben ist in Gefahr!" rief er dem Halberwachten zu. Voll Angst und zitternd fragte der schwache Monarch: „Was soll ich thun? — Soll ich fliehen? — Stehen Sie mir bei! — Geben Sie mir Ihren Rath?" — — „Unterzeichnen Sie dieses Sire!" erwiederte der Graf, ihm einen von dem Staatsrathe Owen Guldberg, dem gewesenen Hofmeister des Prinzen Friederich, verfaßten Verhaftbefehl vorlegend, in welchem die Namen Struensee's, Brandt's und selbst der Königin Mathilde standen. Hastig ergriff der geängstete Fürst das Papier und wollte unterschreiben. Als er aber den Namen seiner Gemahlin sah, entfiel die Feder seiner zitternden Hand. „Unterzeichnen Sie! Sire, — drang Ranzau in den verweigernden Monarchen — Unterzeichnen Sie! Ich will meinen König und seine ganze königliche Familie retten." — „Wenn Sie noch lange zaudern, — fügte die Königin Juliane hinzu, — so werde ich und mein Sohn unterschreiben." So bestürmte man den in schrecklicher Verwirrung zagenden Fürsten und nöthigte ihm endlich die Unterschrift ab. Triumphirend verliessen die Verschwornen das, durch Gewaltthat entweihete, königliche Gemach; bemächtigten sich Struensee's und Brandt's die in dem Schlosse wohnten und führten sie an Händen und Füßen gefesselt auf die Citadelle. Auch der Justizrath Struensee, des Ministers Bruder und einige andere brachte man hierhin. In das Kabinet der arglos schlafenden Mathilde drang Ranzau, kündigte ihr im Namen des Königs Haft an, nahm ihr den Kronprinzen weg, ließ ihr aber die sechs Monate alte Prinzessin Louise Auguste. Gleich darauf schrieb der König an seine unglückliche Gemahlin, beklagte ihr Schicksal, sagte ihr für immer Lebewohl und wünschte ihr eine christliche Reue für ihre Sünden. Man brachte die eines besseren Looses würdige Fürstin als Staatsgefangene auf die Festung Kronenburg bei Tawastehus.

Mit Verwunderung vernahmen am nächsten Morgen die Bewohner Kopenhagens die Vorgänge der inhaltreichen Nacht, wünschten sich Glück zu der Veränderung und jubelten ob dem Geschehenen; die Hefe des Volkes aber legte durch die Zerstörung von 60, während der, menschlichen Schwächen sehr nachsichtigen, Regierung Struensee's verdächtig gewordener Häuser ein Zeugniß ihres Beifalles ab. Neun Tage nachher feierte man in der ganzen Stadt ein Dankfest für das, wie man es nannte, glückliche Ereigniß und pries Gott in allen Kirchen Kopenhagens für ein Ereigniß, das die dänische Staatsverwaltung in einem Tage um ein ganzes Menschenalter zurückgesetzt hatte.

Nicht zufrieden mit ihrem Siege über die gehaßten Feinde, sannen Struensee's und Brandt's Gegner auf blutige Rache an den Gestürzten. Auf Schloß Christiansburg wurde eine Kommission von neun Mitgliedern niedergesetzt, welche die Verhafteten richten sollte. Sie bestand aus lauter erklärten Feinden der Angeklagten und unter denselben befand sich auch Owen Guldberg. Die Anklagepunkte des Generalfiskals gegen Struensee beruheten großen Theils auf leeren Anschuldigungen Verdrehungen oder Gegenständen, die von keinem Unpartheiischen als Verbrechen betrachtet werden können. Man beschuldigte ihn des Versuches, den König zu tödten oder von ihm die Niederlegung der Krone zu erzwingen, damit er die Vormundschaft der Königin habe geben können; eines zu vertraulichen Umganges mit der Königin; unehrerbietiger Behandlung gegen den König; unerhörter Härte gegen den Kronprinzen, der Veruntreuung öffentlicher Gelder und der Verschwendung der Staatseinkünfte, zugleich verschiedener Betrügereien in den von ihm geführten Staatsrechnungen; unerlaubter Eingriffe in die Rechte der Nation und ähnlicher anderer Dinge. Dahin rechnete man die Aufhebung des Staatsraths, die Auflösung des Magistrates in Kopenhagen, die Abschaffung der königlichen Leibwacht, die Absetzung vieler Beamten, die Verlegung dänischer Regimenter in andere

Städte, willkührliche Verfügungen, die Ausfertigung königlicher Befehle ohne des Königs Unterschrift, die Abgeschiedenheit, in der er den König von seinem Volke gehalten habe, die Neuerung, daß er sich der deutschen Sprache bedient und die dänische nicht erlernt habe, Maasregeln der Gewalt gegen bevorrechtete Stände u. a. m. Alle diese Beschuldigungen, welche der Generalfiskal mit der Sprache der heftigsten Leidenschaft vortrug *), blieben unerwiesen.

Struensee zeigte nach seiner Verhaftung die Ruhe eines guten Gewissens, hoffte auf die Gerechtigkeit seiner Richter, auf die frühere Gnade des Königs, selbst auf die Rechtschaffenen in dem Volke; aber er täuschte sich. Seine Vertheidigung war anständig und genügend. Die Unterzeichnung königlicher Befehle ohne des Monarchen Unterschrift warf er auf den Befehl Christian's der ihn hierzu ermächtigt hatte und auf die Gemächlichkeit desselben; die übrigen Punkte erwiderte er zum Theil auf dieselbe Weise, oder er widersprach ihnen als Verläumdungen. Nur das eine räumte er ein, daß er sich unehrerbietig gegen den König betragen habe, und sprach darum dessen Gnade an. Auch die Beschuldigung eines verbotenen Umganges mit der Königin läugnete er standhaft. Als aber ein gewisser Gronitat untergeschobene Briefe vorlegte, welche jenes beweisen sollten, und derselbe gar sich erfrechte, als Augenzeugen anstößiger Auftritte sich darzustellen — befiel den Angeklagten eine Schwäche un der läugnete nicht.

Damals nämlich war in dem Gemüthe Struensee's eine große Veränderung vorgegangen. Man hielt ihn für einen sogenannten Freigeist, oder mindestens für einen sehr leichtsinnigen Mann, der die Gesetze der Tugend wenig achtete und auf die Satzungen der Religion wie auf deren Gebräuche nichts halte. Als sich nun aus der gegen ihn angestellten leidenschaftlichen Untersuchung ergab, er werde als Hochverräther verurtheilt werden, oder vielmehr, als man darüber ei-

---

*) Sie wurdea am 21. April 1772 dem Hof übergeben.

nig war, daß er, trotz des Mangels an Beweisen für die ihm angeschuldigten Verbrechen, als ein Missethäter sterben solle, ertheilte der König einem Geistlichen von großem Ansehn, dem Doktor Münter Befehl, den Gefangenen zu besuchen und ihn wo möglich von seinen Irrthümern zu bekehren. Dieser Mann, ausgerüstet mit ungemeiner Gabe zu solchem Behuf, und still aber kräftig begeistert für den Glauben, dessen Diener er war, näherte sich dem Verhafteten *) mit Vertrauen einflössendem Worte, fand ihn aber in der philosophischen Ruhe eines Mannes der bereit ist, jedem Vorwurf, den man ihm über seine Denkweise machen will, mit kalter Verachtung zu begegnen. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode Bernstorf's der, noch ehe er die Zurückberufung auf seinen alten Posten erhielt, in Hamburg gestorben war **), erschütterte Struensee, der wohl wußte, daß er die Ursache von dessen Fall gewesen war. Fast täglich besuchte ihn der Geistliche. Struensee fand in dessen Unterredung Trost und Beruhigung und ließ sich von ihm zu dem bisher verläugneten Kirchenglauben zurückführen. Die Unterredungen mit Münter hatten bedeutenden Einfluß auf seine Vertheidigung: denn der Mann, der bisher alle Verhältnisse aus dem Gesichtspunkte des Weltmannes betrachtet hatte, beleuchtete jetzt seine Laufbahn mit dem Lichte, das ihm von seinem Bekehrer gegeben worden war, prüfte als ein reuiger Sünder seine frühere Sinnesweise, und bekannte, daß Wollust und Ehrgeiz die Quelle seines Unglücks sei. Auf diese Weise entstand seine von ihm niedergeschriebene Erklärung wegen der Veränderung seiner Ansichten über die Religion, welche er am 23. April vollendete.

Zwei Tage nachher sprach das über ihn niedergesetzte Gericht auf Schloß Christiansburg sein Todesurtheil. Es lautete also: „daß Graf Johann Fried. Struensee sich

*) Zuerst am 1. März.

**) Am 19. Februar 1772.

selbst zur wohlverdienten Strafe und anderen Gleichgesinnten zum Beispiel und Abscheu Ehre, Leben und Gut verbrochen habe, seiner gräflichen und aller anderen ihm verliehenen Würden entsetzet und sein gräfliches Wappen vom Scharfrichter gebrochen seyn soll; sodann soll seine rechte Hand, da er noch lebt, und demnach sein Kopf abgehauen, sein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, Kopf und Hand aber auf einen Pfahl gesteckt werden.“

Gleichlautend mit diesem war das über den Grafen Brandt gefällte Straferkenntniß. Die gegen diesen aufgebrachten Beschuldigungen waren: seine Freundschaft mit Struensee und Mitwissen von dessen Geheimnissen, seine Mitwirkung bei dessen Vorhaben, den König von seinem Volke zu trennen; Ausstreuung von Zwistigkeiten in die königliche Familie; Annahme übermäßiger Geschenke des Königs; Stolz und unehrerbietiges Betragen gegen den Monarchen, selbst ein Vergreifen an dessen geheiligter Person, und einiges andere Unerhebliche. So leer diese Beschuldigungen und so gehaltlos sie da standen; so gewiß es war, daß das Vergreifen an des Königs Person ein unzeitiger, kecker Scherz gewesen war, bei welchem Brandt den Monarchen am Halse und an einem Finger unbedeutend verletzt hatte; so gewiß man wußte, daß der König ihm diesen Vorgang längst verziehen hatte: — so entstellte man des Monarchen Wort und sagte, „der König habe dieses Verbrechen seines Unterthanen nur eine Zeit geduldet“ — und verurtheilte den Unschuldigen zu einem schweren Tode.

Beide Urtheile bestätigte der schwache von den Feinden der Gestürzten geleitete König ihrer ganzen Strenge nach. Struensee und Brandt hörten sie mit Gleichmuth; denn auch dieser hatte bei den Tröstungen der Religion die ihm der Probst Hee empfahl, Ruhe gefunden, und jener hatte von der Leidenschaft seiner Gegner ein noch härteres Loos gefürchtet. Auch die Nachricht, daß der König das Urtheil genehmigt, erschütterte ihn nicht. Am 28. April wurde die

Hinrichtung vollzogen, da, wie man sagt, die beiden Verurtheilten die Abkürzung der Lebensfrist wünschten.

In einer weiten Ebene vor dem Osterthore hatte man ein auf vier Pfeilern ruhendes Schafott erbaut. Schon vor sechs Uhr Morgens stellte sich hier das zu der Hinrichtung befehligte Kriegsvolk auf und eine ungeheure Menschenmenge deckte den Plan. Nach drei Stunden erschienen die beiden Seelsorger der Verurtheilten und bald darauf die Wagen mit diesen selbst. Vor ihnen her fuhr des Königs Voigt und General-Fiskal, der Staatsrath Ortved, nach altem Brauch mit einem messingenen Degen geschmückt, und sein Bevollmächtigter mit den Wappenschildern der Grafen Struensee und Brandt. Ein jeder von diesen saß in einem besonderen Wagen mit einem Offizier und zwei Unteroffizieren. Der Probst Hee empfing den Grafen Brandt und führte ihn auf das Schaffot. Mit der größten Gemüthsruhe hörte der Verurtheilte hier den über ihn ergangenen Gewaltspruch, mit gleicher Fassung sah er sein Wappen von Henkers Hand zerbrechen und auf die Erde werfen, dann legte er seine Wildschur von sich, gab seinen Tressenhut ab, zog seinen gleichfalls mit goldnen Tressen besetzten Rock sammt der Halsbinde aus, legte Kopf und Hand auf die dazu bestimmten Blöcke und empfing mit derselben Unverzagtheit den Todesstreich. Mit seinem Körper geschah, wie das Urtheil es vorschrieb.

Während dieses auf dem Schaffot vorging, hatte Münter sich zu Struensee in den Wagen gesetzt und diesen so wenden lassen, daß die Hinrichtung Brandt's aus demselben nicht gesehen werden konnte. Als die schreckliche Handlung beendigt war, bestiegen beide den Richtstuhl. Mit derselben Gelassenheit, wie sein Freund, hörte Struensee die Vorlesung seines Urtheils, sah er das Zerbrechen seines Wappens, legte er seine Wildschur, seinen Hut und seinen blauen Rock ab, und streckte sich auf den Platz hin, der sein Blut trinken sollte. Beim Abhauen der Hand bemerkte man heftige Zuckungen des Körpers, sein Kopf fiel und sein Kör-

per erlitt das nämliche Schicksal, wie der des Grafen Brandt. Die verstümmelten Leichname fuhr man auf den Galgenberg, legte die vier Theile eines jeden auf vier Räder, nagelte Kopf und Hand an eine Stange und begrub die Eingeweide unter den Galgen. Das Schafott ließ man zum Andenken 4 Wochen lang stehen.

So kühlte Dänemark seine Rache an Struensee und Brandt; so befleckte man den Namen dieses Landes mit einem Verbrechen, das man bisher nur den Schweden in der Hinrichtung des Baron von Görz *) hatte vorwerfen können; so büßeten beide Männer für ihren Leichtsinn auf eine unverdiente, schauderhafte Weise, Keinem zum Nutzen als ihren Feinden.

Der Haß gegen Struensee gab Anfangs selbst im Auslande keiner anderen Stimme Raum, als der der Erbitterung; seine Fehler wurden zur riesenhaften Größe verzerrt und seine Verdienste begeifert oder mit Füßen getreten. Die Nachwelt beurtheilt ihn anders, sieht in ihm einen Mann von hohen Talenten, der Willen und Kraft besaß zur Beglükkung eines Volkes, der sich aber nicht die Zeit nahm, die Bedürfnisse desselben kennen zu lernen, einen Staatsmann, der in der Meinung lebte, man könne den Menschen nützen, wenn man ihnen das Bessere aufzwinge, der darum die Gegenwart ohne Rücksicht auf Vergangenheit gestalten wollte, und eben darum nichts, als sein und seiner Freunde Unglück, bewirkte. Die Dienerin der Wahrheit tadelt seinen Ehrgeiz, seinen Hang zu sinnlichen Vergnügen und seine Rücksichtslosigkeit bei verjährten Vorurtheilen, sie rühmt aber seine Uneigennützigkeit, seinen Eifer für das Wohl des Volkes, seine umfassenden Ansichten und Plane, seinen menschenfreundlichen Sinn, der keine Ungerechtigkeit wollte, und sie bewahrt gerne eines seiner letzten Worte auf, das er am Richtblock sprach: „Ich

---

*) 1718.

will hoffen, daß diejenigen, die mein Unglück befördert haben, es aus Liebe zum Guten thaten."

Auch der Königin Mathilde drohete ein trauriges Schicksal. In dem Verhöre, das die Staatsminister von Schack und Thott mit ihr anstellten, leugnete sie, stark durch das Bewußtsein ihrer Unschuld, das ihr angeschuldigte Verbrechen eines unerlaubten Umganges mit Struensee, erklärte diesen, wie sich, für unschuldig, und die Anklage für eine gottlose Verleumdung. Das Alles würde sie jedoch nicht gerettet haben; denn ihre Feinde, und Juliane an deren Spitze, wollten ihren Sturz. Dieses herrschsüchtige Weib hatte sich von seiner Bosheit so weit treiben lassen, daß es die Prediger in Kopenhagen aufreizte, ihre Kanzeln durch Verdammungsreden gegen die hohe Gefangene zu entweihen, hatte abwechselnd zwei Geistliche zu ihr ins Gefängniß nach Kronenburg gesendet, mit dem Auftrage, ihr ein reuiges Bekenntniß ihrer Sünden abzulocken und sie zu ernstlicher Buße zu ermahnen. Mathilde widerstand allen diesen Versuchungen und fand Freunde. Der britische Minister, Lord Keith verwendete sich für sie im Namen seines Königs, that Einspruch gegen jedes gewaltsame Verfahren und drohete mit einer Beschiessung von Kopenhagen. Solch ein Wort vermochte bei Mathildens Feinden mehr, als die Zeugnisse ihrer Unschuld. Ihre Ehe mit dem schwachen Könige wurde zwar aufgelöset; man ließ ihr aber alle, ihrem Stande gebührende, Auszeichnungen sammt einem Jahrgehalte von 30,000 Thalern und erlaubte ihr ausser Landes zu gehen. Ihre Tochter, die Prinzessin Louise, brachte man in das Stift Wallon auf Seeland. Zwei englische Kriegsschiffe setzten Mathilde nach Teutschland über*). Ihr Bruder, König Georg III., der ihr Schicksal bedauerte, gab ihr das Schloß in Zelle zum Wohnsitz. Nicht lange beklagte sie hier den Unbestand der Menschen: denn vor Gram über die erfahrenen Kränkungen

*) Im Mai 1772.

starb sie schon nach drei Jahren*) geachtet, bewundert und beweint von Allen, welche das Glück hatten, sie näher zu kennen.

Das Ruder der Regierung Dänemark's ergriff die verwittwete Königin Juliane; denn der geistesschwache König vermochte nicht es zu führen und bedurfte eines Vormundes. Aber auch die neue Regentin besaß weder Kenntniß der Verwaltung noch Kraft; ihre Regierung war schwach. Sie belastete die Norweger mit drückenden Abgaben und es fehlte wenig, daß diese sich an die damals in Schweden ausgebrochene Revolution anschlossen. Der Krieg, mit welchem Gustav III. das Land bedrohete, wurde von dem Könige von Preussen zum Frieden vermittelt. Julianens Minister, Owen Guldberg, führte einige heilsamen Verbesserungen ein, allein Festigkeit und geregelte Ordnung fehlte in dem ganzen Staatswesen. Erst, da im Jahre 1784 der Kronprinz als Regent an die Spitze der Regierung trat, begann eine bessere Zeit. Christian VII. brachte sein bedeutungsloses Leben bis zum 9. März 1808.

---

*) Am 10. Mai 1775.

Wichtige Begebenheiten in einzelnen europäischen Staaten.

Viertes Kapitel.

Ereignisse in Portugal.

Trauriger Zustand der Finanzen Portugals, Johann V., Patriarchat, Kloster Mafra. Joseph Emanuel, unfähig der Regierung, vertraut sich und das Reich seinem Minister Carvalho (Pombal). Schilderung dieses Mannes. Erdbeben zu Lissabon. Vertrag wegen San Sacramento. Pombal gegen die Jesuiten. Joseph Emanuel stirbt. Königin Maria. Pombal tritt aus dem Geschäftsleben zurück — und stirbt. Urtheil über diesen Mann.

Von der Höhe, auf die eine weise und kräftige Regierung der burgundischen Könige und dann der ersten Herrscher aus dem Hause Braganza Portugal gehoben, auf der es mit den größten Staaten einen ehrenvollen Wetteifer entwickelt hatte, von dieser Höhe war Portugal gesunken, die Jesuiten hatten den Lorbeer dieses Reiches entblättert, und der Nachhall früherer Berühmtheit, in der die Alfonso, Heinrich der Seefahrer und andere ausgezeichnete Könige und nach ihnen die großen Namen Vasco da Gama, Albuquerque und Diaz geglänzt hatten, diente nur zum Maasstabe seiner jetzigen Unmacht. Der König Peter II. hinterließ *) seinem Sohne Johann V. guten Willen und wenig Kenntnisse, die Liebe aber, welche jener für das weibliche Geschlecht gezeigt hatte richtete dieser auf

*) 1705.

den geistlichen Stand. Vielleicht hat es nie einen König gegeben, der sich mehr mit dem Aeusseren der Religion beschäftigt hat; denn Klöster zu erbauen und zu bereichern, geistliche Pfründen zu stiften, selbst, Messe zu lesen und den Auto da Fe's bei zu wohnen, war sein größtes Glück. Er erwirkte von dem Pabst ein Breve durch welches die königliche Kapelle in Lissabon zu einem Patriarchate erhoben und der Erzbischof zum Inhaber desselben ernannt wurde*).

Auch die Versicherung, daß der Patriarch stets ein königlicher Prinz und mit der Kardinalswürde geschmückt sein solle, verlangte Johann von Rom aus. Ungeheure Summen wurden für die Gründung dieses unnützen Ehrenamtes und für die Anschaffung des Schmuckes und der Geräthschaften in die Domkirche verwendet. Mehr noch als dieses verschlang die Errichtung des Klosters Mafra. Seine Entstehung verdankte es einer Krankheit des Königs, seinen ungeheuren Umfang der frommen Verschwendungssucht desselben. In einer schweren Krankheit gelobete Johann V. für seine Genesung die Erbauung eines Klosters und vergaß dann nicht der Verwirklichung seines Versprechens. Der Riß zu dem ausserordentlichen Gebäude wurde in Rom gemacht; ein Teutscher, Ludovici Friederich, war der Baumeister. In einer einsamen, öden Gegend stieg bald das neue Wunderwerk auf sandigem Grund empor, ein prachtvolles Zeugniß von der Menschen Kunst und Thorheit. Zwei Paläste faßt es in sich, von denen einer für den König bestimmt ist. Der Bau zehrte 150 Millionen Crusaden auf.**) Zur Belohnung für diese Verschwendung an kirchlichen Dingen erhielt der König für sich und seine Nachfolger vom Pabste den Titel des „allergetreuesten Königs“; kein Ersatz für die Aufopferung des Staatsver-

---

*) 1716. Oeuvres posthumes de Fréderic II. T. I.

**) d. h. 213 Millionen Gulden. Das ungeheure Gebäude enthält 866 Zimmer, 5,200 Fenster.

mögens! selbst die Goldminen samt den neuentdeckten *) Diamantgruben Brasiliens vermochten nicht die übermässige Kraftaufopferung zu ersetzen.

So war die Regierung Johanns, die, hätte er die aus Amerika ihm zufliessenden Reichthümer mit Weisheit benutzt, für Portugal eine gesegnete hätte sein können, in allen Theilen werthlos; nur die Mönche, die er mästete und das dumme Volk, welches darin Gottesfurcht witterte, priesen sie. Am Geiste schwach und am Körper kränklich, verlebte der König unter der Hand zweier Klostergeistlichen, des Franziskaners Aveiro und des Paters Gaspard die letzten Jahre seiner vier und zwanzigjährigen Regierung. Zwar suchte er in dieser langen für Portugal verlornen Zeit Einiges für die Wissenschaften zu thun und sie durch Errichtung einiger Akademien zu heben; allein die Vernachlässigung der übrigen Bedürfnisse des Staates wurde hierdurch nicht überboten, und der Akademie der Geschichte, welche unter ihm entstand, ließ er ausser seiner Spielerei mit Kirchenformen und Religionsgebräuchen und der Vergeudung ungeheurer Schätze nichts der Erwähnung Würdiges von ihm auf zu zeichnen, als daß er die Worte Ludwigs XIV. **) parodirt und dem Adel gesagt: „Mein Großvater hat Euch geliebt; mein Vater hat Euch gefürchtet; ich will regieren, wie ein Herr, der König ist von Gott und Rechtswegen.“ — und dennoch die große Macht dieses Standes nicht anzutasten gewagt habe.

Hoffnungsvoll sahen die Besseren der Nation auf Josef Emanuel, als er 1750 den Thron bestieg. Er hatte zwar Mönche zu Lehrmeistern und Führern gehabt, war

*) 1723.

**) Als dieser das Edikt von Nantes aufhob, sagte er: „Mein Großvater liebte die Hugonotten, und fürchtete sie nicht; mein Vater liebte sie nicht, aber er fürchtete sie; ich liebe sie und fürchte sie nicht.“

aber doch von dem verderblichen bigotten Geiste, der die Regierungskraft seines Vaters verzehrt hatte, nicht ergriffen worden; sah die Verarmung seines Reiches, den Verfall des Ackerbaues, des Handels, des Kunst und Gewerbfleißes und des Kriegswesens, fühlte aber neben dem Bedürfnisse nothwendiger Veränderungen nicht hinreichende Kraft zur Ausführung eines großen Werkes. Wenn jedoch ein Mensch mit kräftigem Willen nach einem Ziele trachtet, so zeigen sich ihm, selbst wenn ihm Kräfte fehlen, meistens Mittel zur Erreichung seines Endzweckes, und mancher Regent ist der Wohlthäter seines Volkes geworden, nicht weil er selbst das Glück desselben schuf, sondern weil er die Verständigen, die für dasselbe begeistert waren, in ihrem Werke schützte. Josef Emanuel fand einen solch tüchtigen Mann in Carvalho.

Sebastian Josef von Carvalho war geboren auf dem Schlosse Soure bei Coimbra im Jahr 1699. Sein Vater, ein armer und geringer Edelmann, war Hauptmann und konnte wenig für ihn thun; mehr that seine Mutter, eine Tochter aus dem berühmten Hause Mendoza durch ihren Namen und sein Oheim, ein angesehener Domherr. Carvalho studierte auf der Universität Coimbra die Rechtskunde, nahm denn Dienste unter dem Kriegsvolke, wurde aber wegen unruhiger Auftritte aus Lissabon verwiesen und lebte auf dem älterlichen Schlosse einige Jahre den Wissenschaften. Hier ging der Stern seines Glückes auf. Ausgestattet mit all den Vorzügen, welche einem Manne Herrschaft geben über das andere Geschlecht, hoch von Körper, in vollkommenem Ebenmaaße und kräftig gebaut, schön von Gesicht, gewaffnet mit einem lebhaften Auge, aus dessen dunklem Grunde die Gewalt der leidenschaftlichen Seele blitzte, gewandt und gefällig im Umgang, empfehlend in der Unterhaltung, wurde er der Liebling einer reichen jungen Wittwe. Theresa von Naronha Almada schenkte ihm ihr Herz; ihre Hand aber erhielt er erst nach

einem gefährlichen Kampfe mit der stolzen Familie derselben. Er entführte seine Geliebte und vertheidigte sie gegen jede Verfolgung. Der Haß der Verwandten seiner Gemahlin trieb ihn wieder nach Lissabon, nicht durch Furcht, sondern durch die Hoffnung, hier sein Glück zu machen. Seine feinen Sitten, seine geistreiche Unterhaltung und nicht minder seine Schönheit verschaffte ihm Freundinnen am Hof und bald wurde er durch Verwendung seines Oheims zum Gesandten nach London ernannt*). Sechs Jahre bekleidete er diesen Posten und sammelte auf ihm Schätze der Erfahrung über das Verhältniß Englands zu seinem bevormundschafteten Vaterlande, bis der Staatsminister Petro da Motta, sein Feind, ihn zurückberief. Schon damals hatte er eine Menge Neider und Widersacher; selbst der König hassete ihn; aber an der Königin, Maria Anna, einer Tochter Kaiser's Leopold I., fand er eine mächtige Stütze. Sie übertrug ihm eine geheime Sendung nach Wien, um den kaiserlichen Hof mit dem Papste auszusöhnen. Nicht blos die Achtung Marie Theresien's und des Grafen Kaunitz gewann er hier, sondern auch nach seiner Gemahlin Tod die Hand einer jungen Gräfin von Daun; die Ernennung zum portugiesischen Gesandten in Wien wurde zwar ein Triumph über seine Gegner, aber seine baldige Zurückberufung ein Zeugniß von der nimmer rastenden und unversöhnlichen Feindschaft des beleidigten Adelstolzes. Der hohe Adel und der Hof hasseten ihn mit traurigem Wetteifer. Er schien deß nicht zu achten, galt bei den Frauen für den feinsten und liebenswürdigsten Mann, bei den Geistlichen und besonders den Jesuiten, an die er sich fest anschloß, für den bescheidensten und frommsten Hofmann, und bei dem Volke für einen solchen Anhänger dieses Ordens, daß man ihn den großen Jesuiten nannte. Während er jedoch die Verfolgungen des Adels und der Minister mit

*) 1739.

Gleichmuth zu ertragen schien, arbeitete er im Stillen an einem Plane zu seiner Größe, der um so sicherer war, je mehr er von der Zeit unterstützt wurde. Er suchte sich dem Kronprinzen Josef Emanuel zu nähern, und es gelang ihm durch die Königin und den berühmten Staatsmann da Cunha. Der Prinz, sein Gönner, bestieg als Josef I. den Thron, erhob ihn sogleich zum Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten und schuf dadurch einen neuen Zeitabschnitt in der Geschichte seines Reiches.

Carvalho beschloß auf dem hohen Posten ein Likurg seines Vaterlandes zu werden, und es fehlte ihm zu diesem großen Unternehmen weder an Einsicht noch an Kraft. Portugals Schifffahrt und Handel waren durch englische Betriebsamkeit und die ihr zugestandenen Freiheiten vernichtet, Ackerbau und Gewerbfleiß durch das Pfaffenthum gelähmt und die Seemacht ein Spott der Barbaresken; und doch mußten sie die Grundfesten des Staates sein. Bei ihnen fing der neue Minister die Wiedergeburt des Reiches an. Alle feste Plätze an der Seeküste wurden gegen die Anfälle der afrikanischen Seeräuber in Achtung gebietenden Stand gesetzt und eine ansehnliche Flotte zum Schutz der Handelsfahrzeuge ausgerüstet; die Vorrechte der Britten wurden beschränkt, und die Ausfuhr des Geldes für sie mit einer Abgabe belegt. Auch die inneren Verhältnisse Portugals griff Carvalho an, zwang vielen Adeligen, die sich bei dem verstorbenen Könige den Besitz von Krongütern erschlichen hatten, diese als Eigenthum des Regenten wieder ab*); errichtete die indische und die maranghaonische Handelsgesellschaft**) zur Belebung der Thätigkeit des Volkes; beschränkte die Macht der Inquisition, unterwarf ihre Beschlüsse der Genehmigung des Staatsrathes und verbot gänzlich alle Auto-da-Fe's. Eine solche gewaltsame Erschütterung der

*) 1753.

**) 1754 — 1755.

ersten Verhältnisse des Staatslebens erweckte dem Urheber derselben unzählige Feinde; kein Stand blieb frei von Erbitterung. Die Kaufleute klagten über die Beschränkungen des Handels durch die errichteten Gesellschaften, in welchen die Großhändler von Cadix eine entscheidende Stimme führten; der Adel grollte über die Entziehung seiner Sinecuren und über die Demüthigung seines Stolzes; die Geistlichkeit und die Mönche über die Verachtung der Religion in Beschränkung ihrer ungeheuren Vorrechte, und mit ihnen das Volk über die Entziehung der erbaulichen Schauspiele bei dem Tode der Schlachtopfer des heiligen Gerichtes; die Diener des Friedens riefen die Rache des Höchsten über den Frevler, der es wagte, die verjährte Schreckensgewalt der priesterlichen Kaste zu lähmen, und sie fleheten nicht vergebens. Ein furchtbares Gericht erging — nicht aber über ihn, sondern über das Volk, das seiner nicht werth war.

Am 1. November des Jahres 1755 an dem Tage Allerheiligen, an welchem die Inquisition ihre Schlachtopfer den Flammen zu übergeben pflegte, Morgens 9 Uhr, in der Stunde der Andacht, wo alle Kirchen mit Menschen gefüllt waren, bei ruhiger Luft und heiterem Himmel, von dem die Sonne in voller Pracht herabglänzte, suchte ein furchtbares Erdbeben die unglückliche Stadt heim. Zehn Minuten dauerte die Erschütterung, stürzte in dieser Frist die Hälfte aller Häuser, Kirchen und Paläste nieder und begrub unter ihren Trümmern viele Tausende von Menschen. Alles, was nicht erschlagen oder verwundet war, flüchtete nach den öffentlichen Plätzen, Angst und Verzweiflung rang mit der Liebe zum Leben. Vornehme und Geringe sah man, Viele nur halb gekleidet wie irre umher rennen; Priester und Mönche mit Chorhemd und Kruzifix drängten sich durch das Volk und schrieen mit zitternder Stimme: „Thut Buße! das Ende der Welt ist da!" Tausende lagen auf den Knie'n, schlugen an die Brust und riefen: „Misericordia meu

Dios!"*) Ein neuer Stoß, heftig, gleich dem ersten, aber schneller vorübergehend, erfolgte; ein gräßliches Wehgeschrei erfüllte die ganze Stadt und schlug über den Trümmern derselben tausendfältig zusammen; eine Menge von Gebäuden, welche der ersten Erschütterung getrotzt hatten, oder nur leicht beschädigt worden waren, stürzten ein und mit ihnen mehrere mit Menschen gefüllte Kirchen. Der Jammer war unsäglich. Da ertönte plötzlich vom Hafen aus ein noch furchtbareres Zetergeschrei: „Das Meer! das Meer! wir sind alle verloren!" denn, als wenn auch dieses Element mit seinen Brüdern sich verbunden hätte zum Untergang Lissabon's, stieg es sechzig Fuß über den Stand der höchsten Fluth empor und drängte die Wogen des Tajo verheerend in die niederen Theile der Stadt; fast alle Schiffe wurden entankert, rechts und links an's Ufer geschläudert oder wie in einem Wirbel fortgerissen; viele am Ufer stehende Häuser wurden weggespült und der schöne aus Marmorquatern erbaute mit unzähligen Menschen bedeckte Kai von der Fluth verschlungen.

Noch war das Maas des Unglückes nicht voll. Aus dem Schutte der eingestürzten Häuser schlugen aller Enden die Flammen auf und verzehrten, was das Erdbeben und das Wasser verschont hatten; eine Rotte verstockter Bösewichte, die während der allgemeinen Verwirrung aus den öffentlichen Gefängnissen entronnen war, vermehrte absichtlich diese Schauderscenen, indem sie, um desto sicherer rauben zu können, überall zündete. Viele derselben wurden ergriffen und auf der Stelle hingerichtet. Von Einem dieser Gottlosen erfuhr man, daß er Feuer in das königliche Schloß gelegt habe, um die ganze Familie des Regenten zu verderben.

Lissabon war in wenigen Minuten ein Schutthaufen geworden; 16,000 Gebäude lagen darnieder, unter ihnen das königliche Schloß, das Gebäude der Inquisition, die Limo-

*) „Herr! erbarme dich unser!"

rina, — ein maurischer Palast, in letzter Zeit der Sitz des höchsten Kriminal-Gerichtshofes, — die Kathedrale, die große St. Domingo-Kirche samt der großen Bibliothek, die große Kirche der Karmeliter, ja alle Pfarrkirchen, alle Klöster, die Getreidehäuser, die Hospitäler, die Citadelle, mit den darin aufgestellten Archiven, und fast alle öffentliche Gebäude; nur die Münze wurde erhalten. Das Lebensglück von 200,000 Menschen war unter diesen Trümmern begraben; unermeßliche Schätze mit ihm; der Verlust an Kostbarkeiten in den königlichen Schlössern war über alle Schätzung; der Werth der verschütteten Geräthschaften, Gold- und Silbergeschirre, der Gewande, Gefäße und Zierrathen der Patriarchalkirche, die in dem Palaste Braganza aufbewahrten Tafelgeschirre und Kronjuwelen stieg auf viele Millionen. Der Verlust der Einwohner betrug über 750 Millionen Crusaden*). Die Anzahl der Erschlagenen war ungeheuer und wenn man sie im ersten Schrecken überschätzte, so nimmt man sie mit vieler Sicherheit auf 40,000 Menschen an, welche hier ihren Tod fanden. Unter den Opfern dieses Tages war auch der spanische Gesandte, der Graf von Parelada, welcher in dem Augenblick der Flucht von einem Thorflügel seines Palastes erschlagen wurde. Eines besonderen Glückes durfte sich die königliche Familie rühmen, daß sie sich an dem Tage der Verwüstung in Belim, einem benachbarten Kloster, aufhielt.

Die Einwohner, welche dem Tode entgangen waren, trieb Furcht und Entsetzen aus der Stadt, denn die Erdstöße erneuerten sich, wiewohl minder stark, beständig; zu Tausenden lagerten sie sich auf den Feldern; Kälte und Hunger gesellte sich zu ihrem Elende und der unter den Hilflosen herrschende Jammer wird von keiner menschlichen Zunge vollkommen geschildert. Der Mangel besiegte bald die Furcht vor den Gefahren unter dem rauchenden Schutt-

---

*) Um 1,070 Mill. Gulden.

haufen, und Lebensunterhalt suchend, eilten die Unglücklichen nach der Stätte, wo Lissabon gestanden hatte. Unordnung war aller Enden; alle Bande des bürgerlichen Lebens waren aufgelöset, denn das Unglück hatte Alle gleich gemacht; kein Gesetz galt mehr, und nur die rohe Gewalt des Pöbels entschied über Mein und Dein. Des Königs Befehl, daß jedermann sich von der Stadt entfernt halten solle, wurde nicht geachtet; man lachte sein und sprach: „Wir haben keinen König mehr!“ — Die Noth und Verwirrung war groß über allen Begriff, und Josef Emanuel, der die erste Nacht in einer Kutsche auf dem Felde zugebracht, dann unter einem Zelte sich vor den Eindrücken der rauhen Jahreszeit zu schützen gesucht hatte und alle Arten von Entbehrung erduldete, hatte weder Einsicht noch Kraft, zu rathen, helfen oder steuern, und überließ die Sorge für ihn selbst und für die Stadt seinem Minister und Rathgeber Carvalho.

Carvalho zeigte sich in diesen Tagen des Schreckens und der Verzweiflung in einem Lichte, dessen herrlicher Glanz durch alle Härten seiner Regierung nicht verdunkelt werden kann. Er wurde der Retter Lissabon's. Wie die fromme Mähr von Körpern heiliger Personen erzählt, die im Feuer nicht verzehrt wurden, so berichten uns die Geschichtsschreiber jener Zeit, daß das Haus Carvalho's, den die Geistlichen verwünscht hatten und das Volk als einen Religionsverächter angeschrieen hatte, mitten in der allgemeinen Zerstörung unverletzt geblieben sei. Unbekümmert um sein Eigenthum und seine Familie hatte der ausserordentliche Mann bei den ersten Stößen des Erdbebens seine Wohnung verlassen, um mit nie gesehener Uneigennützigkeit seine Kenntnisse, seine Kraft und sein Ansehen der öffentlichen Sicherheit zu weihen. Man sah ihn überall, wo Hilfe Noth that, auf den Trümmern der Stadt, am Hafen, auf den Feldern der Geflüchteten; Tag und Nacht war er thätig, kein Schlaf kam in sein Auge, keine Ruhe wurde seinem Kör-

per, der Reisewagen war sein Haus, alle Unglückliche seine Brüder; er vergaß sich selbst um der Nothleidenden willen; er schaffte Getreide und andere Lebensmittel herbei, verhinderte die allgemeine Auswanderung der Bürger von Lissabon und trat, wie einst der große Camillus den verzagten Römern, seinen kleinmüthigen Mitbürgern entgegen; er umringte die Stadt mit Soldaten, stellte die durch Räuber gestörte Sicherheit wieder her, zwang die Einwohner zur Aufräumung des Schuttes, zur Beerdigung der Todten, beredete den König, selbst Hand an dieses eckelhafte Geschäft zu legen, damit der gesunkene Muth der Arbeiter aufgerichtet würde, und nöthigte die von dem Erdbeben verschont gebliebenen Städte des Königreiches zur Unterstützung ihrer geschlagenen Mitbürger. So arbeitete, wachte, schaffte, leitete, schützte Carvalho in der unglücklichen Hauptstadt, furchtlos in der Gefahr, unverzagt in der allgemeinen Noth, unerschüttert in der größten Bedrängniß, unermüdet in der angestrengtesten Thätigkeit stand er da, der Genius Lissabon's, gleich einem Felsen im brausenden Meere, der den Schiffbrüchigen Zuflucht gibt; von keiner kleinlichen Leidenschaft wurde hier seine große Seele bewegt, kein Haß und keine Rache verbitterte die Gefühle der Menschlichkeit in seinem edelwollenden Herzen, und nie hat man einen Menschen gesehen, der Schwierigeres und Bewundernswürdigeres gethan, als er in den Tagen der gräßlichsten Verwüstung.

Die Kunde von dem Unglück, das die Stadt betroffen, größer noch als das, welches neun Jahre früher Lima, die Hauptstadt Peru's heimgesucht hatte*) schlug wie Gottes Donner an das Ohr der Christenheit und erweckte das Mit-

*) Diese Stadt ging am 28. October 1746 gänzlich zu Grunde; mehrere Tausend Gebäude und unter ihnen 14 Kirchen stürzten ein, der Hafen wurde zerstört und alle in demselben liegende Schiffe gingen mit ungeheuren Schätzen unter.

leid und die Theilnahme der Einzeln und der Völker. Spanien sandte Geld, England Lebensmittel aller Art und Baugeräthe, Hamburg Hausrath, Balken, Bretter, Segeltuch; auch andere Staaten blieben in dem edeln Werke nicht zurück, und man muß es zum Ruhme der Menschheit sagen, daß diejenigen Staaten sich am edelmüthigsten zeigten, welche mit Portugal in Unfrieden standen. Eine Menge reicher Bürger im In- und Auslande legte ihre Gabe auf den Altar der Menschlichkeit und bald stieg Lissabon unter Carvalho's Meisterhand, wie ein Phönix aus der Asche, herrlicher empor.

Josef Emanuel lernte in der schrecklichen Zeit die großen Eigenschaften Carvalho's kennen, bewunderte den gewaltigen Mann und ehrte ihn als eine höhere Erscheinung, erkannte in ihm den starken Geist, dessen kräftiger Lenkung er das Schiff des Staates unbekümmert anvertrauen könne, ernannte ihn an die Stelle des kurz vor dem Erdbeben gestorbenen Petro da Motta zum Minister des Inneren und überließ ihm die ganze Sorge für sein und seines Reiches Wohl. Was der ausserordentliche Mann frühe geahnet hatte, lag jetzt in glanzvoller Wirklichkeit vor seinem freien Blick, fast königliches Ansehen und unumschränkte Gewalt: denn der König selbst, ein schwacher, furchtsamer, Herr, der nur für sinnliche Vergnügungen empfänglich war, überließ ihm gerne diese Vorrechte der Krone. Im Besitz dieser Macht und ungestört seine Riesenplane verfolgen zu können, umgab sich Carvalho mit Männern, die seines Sinnes waren. Zu diesem gehörte vorzüglich sein Freund Ludwig da Cunha, der vom ausserordentlichen Gesandten in London zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben wurde.

Die innere Ruhe des Staates, ohne die keine Wohlfahrt des Volkes möglich ist, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, war der erste Gegenstand, dem Carvalho seine ganze Aufmerksamkeit schenkte. Die Ruchlosigkeit der

Portugiesen war damals so groß und die Sittlichkeit bei ihnen in solchem Grade gesunken, daß es ein Sprüchwort war: „Man nehme dem schlechten Spanier die wenigen Vorzüge seines Charakters, und es wird ein Portugiese übrig bleiben.“ Der Adel kannte kein Gesetz, als seine Willkühr und Zügellosigkeit, der Pöbel folgte diesem Beispiele und übte, wie er, Raub und Mord. Das sollte anders werden; mit Furcht und Schrecken sollten die Bösewichte erfüllt und durch die äusserste Strenge in die Schranken des Rechtes und der Ordnung gewiesen werden. Um Lissabon allein errichtete man hundert Galgen, und knüpfte an einem Tage dreihundert und fünfzig Räuber und Diebe auf.

Diese Strenge, mit welcher Carvalho die Schlechtigkeit des Volkes niedertrat, mit der er Uebermuth, Habsucht, Rachgier und andere wilde Leidenschaften desselben bändigte, mit der er ohne Ansehn der Person jeden zur Gesetzlichkeit zurück zu führen suchte, vermehrte die Zahl seiner Hasser; mit den Handesleuten, die gegen die Befugnisse der bevorrechteten Gesellschaften murreten, ohne zu bedenken, daß die gemachten Beschränkungen den Britten galten, vereinigten sich die Winzer von Oporto, welche über die zu Gunsten einer besseren Feldwirthschaft gemachten Beschränkungen des Weinbaus murreten; allein die Versuche der Widersetzlichkeit dienten nur zur Demüthigung der Aufrührer und zur Vergrößerung der Macht des Ministers. An die Stelle der bisherigen Verfassung oder der Bruchstücke einer längst abgelebten, trat der Wille des Königs; die Vorrechte einzelner Stände, Körperschaften und Personen wurden der Willkühr des Monarchen unterworfen, der keinen Willen hatte, als den seiner Rathgeber, der Carvalho gern an seiner Statt regieren ließ, damit er sich desto ungestörter seinen Liebschaften hingeben könnte. Von der Zeit an setzte Carvalho seinen Feinden den Fuß auf den Nacken; viele Große, die seinen Planen entgegen arbeiteten, wurden vom Hofe verwiesen, und selbst den Jesuiten, denen er anfangs

befreundet geschienen hatte, der Krieg erklärt. Die Veranlassung zur Verfolgung der letzteren lag in ihrem ungeheuren Einfluß, den sie sich hier noch in höherem Grade verschafft hatten, als in andern Reichen. Der Beichtvater des Königs, der Pater Moreira, sonst Carvalho's Freund, war ein Mitglied dieses Ordens. Ihm schenkte der König ein größeres Zutrauen, als es der Minister wünschte, der ihm selbst um seiner Erhebung willen zu Dank verpflichtet war, und die Bemühungen des letzteren, jenen zu entfernen, blieben erfolglos, wenn sich nicht Gründe fanden gegen die Gesellschaft, der er angehörte; und nur mit großem Kraftaufwande gelang es dem unermüdeten Mann, die Absichten der Jesuiten durch ihre bürgerliche Bedeutenheit und durch ihre Widersetzlichkeit in Amerika dem Könige als gefährlich darzustellen und ihn zu ernsten Schritten gegen sie zu bewegen.

In Paraguay hatten die Jesuiten einen ihnen gehörenden Staat gegründet. Schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts hatten die gelehrigen und schlauen Söhne Loyola's ihre Macht in Südamerika auszubreiten angefangen; die Religion diente ihnen, wie immer bei weltlichen Zwecken, zum Vorwande. Damals*) erklärten sie dem Könige von Spanien, die in Amerika angesiedelten Abkömmlinge der Europäer seien das einzige Hinderniß der Bekehrung der wilden Indianer-Stämme, erwirkten sich das ausschliessende Vorrecht, das Christenthum in jenen Gegenden zu predigen und zugleich ein Verbot des Eintrittes der europäischen Ansiedler in die von ihnen gestifteten Niederlassungen, versprachen dagegen, von jedem Kopfe der Eingebornen, die sich auf 100,000 beliefen, jährlich einen Piaster an die Krone zu zahlen, und nebenhin einen Haufen streitbaren Volkes zum Dienste des Königs zu stellen. Von da an hüteten sie die Grenzen ihrer Anpflanzungen mit großer Sorgsamkeit,

*) Um das Jahr 1600.

trieben jeden Fremdling mit Gewalt zurück, bekehrten nicht nur, die innerhalb derselben wohnenden Wilden zum Christenthum, sondern bildeten aus ihnen thätige und gehorsame Unterthanen. Die Trennung Portugals von Spanien bot ihnen bald eine erwünschte Gelegenheit zur Ausführung ihrer Herrschaft dar. Als nämlich der Herzog Johann von Braganza, ein Enkel der alten Könige Portugals, diesem Lande nach siebenjähriger Knechtschaft wieder Selbstständigkeit errang*) und die früher dem Reiche gehörigen Besitzungen in Südamerika mit derselben Kraft behauptete, mit der er das Scepter seiner Väter hielt, bewaffneten die Spanier während des um Portugals Besitz geführten acht' undzwanzigjährigen Krieges die Jesuiten zum Schutz und Trutz gegen die Portugiesen. Kaum sah sich die Gesellschaft Jesu im Besitz der ihr verliehenen Feuergewehre, als sie anfing, Festungen zu bauen und dem von ihr gegründeten Staate eine kriegerische Verfassung zu geben. Die Jesuiten waren jetzt nicht nur Prediger, Pflanzer und Kaufleute, auch Kriegsbefehlshaber und Regenten; die von ihnen in Kriegszucht genommenen Indianer gingen mit den Bekehrern aus und unterwarfen ihnen bedeutende Landstriche an den Flüssen la Plata und Paraguay. So gründeten sie einen weltlichen Staat von Bedeutenheit. An der Spitze desselben stand, gleich einem Fürsten, der Provinzial, ihm zur Seite vier Consultatoren; der Sitz der Regierung war in Corduba, wo man eine hohe Schule hatte. Dieser Staat faßte in sich daß eigentliche Paraguay, und die Provinzen Tucuman, la Plata und Tarja, und auf 40,000 Quadratmeilen 30,000 Familien. In diesem ungeheuren

*) 1640. Es war im Jahr 1580 nach des schwachen Königs Heinrich Tod durch Gewalt unter den Tyrannen-Scepter Philipp II. von Spanien gekommen und hatte alle Drangsale eines eroberten Landes erduldet.

Landstrecken waren die Jesuiten Herren; kein Eingeborner arbeitete für sich, sondern für den Staat; der Staat aber sorgte mit großer Pünktlichkeit für jederlei Bedürfnisse seiner Insassen und was er ihnen gab, war ihr Eigenthum. Unter dieser Verfassung fühlten sich die Indianer glücklich: denn die Jesuiten, deren erster Grundsatz es ist, sich in die Gewohnheiten und Vorurtheile der Menschen zu schicken, damit diese ihnen desto sicherer dienen, behandelten sie besser, als ihnen von Spaniern und Portugiesen vorher und nachher geschehen ist.

Das Bestehen dieses Staates, dessen Macht mit Riesenschritten wuchs, der, wäre er nicht zeitig gestört worden, wohl jetzt noch zu den angesehensten in Amerika gehören würde, blieb aller Welt lange Zeit verborgen. Die Abgeschiedenheit, in der er von der Berührung mit Fremden gehalten wurde, machte es seinen Beherrschern möglich, die Regierungen über ihre wahren Zwecke zu täuschen und unter dem Mantel der Religion einen Staat aufblühen zu lassen, der dem ganzen Orden durch Ausdehnung und Reichthum eine furchtbare Selbstständigkeit geben sollte. Ein Grenzberichtigungsvertrag zwischen Spanien und Portugal entschleierte das Geheimniß und erregte in beiden Reichen gegründete Besorgnisse wegen der Nachbarschaft des geistlichen Freistaates.

An der nördlichen Küste der Provinz Rio de la Plata besaßen die Portugiesen eine Ansiedelung, San Sacramento genannt, welche in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts angelegt aber bald darauf im Kriege von den Spaniern unter dem Vorwande zerstört wurde, weil sie diesseits der von dem Pabste bestimmten Grenze errichtet sei. Mehrere Jahre nachher erhielten die Portugiesen sie zurück, allein sie verloren dieselbe im spanischen Erbfolgekrieg wieder und kamen erst durch den Utrechter Frieden in den ungestörten Besitz. Die Lage von San Sacramento begünstigte den Schleichhandel nach dem in dem benachbarten spanischen

Paraganz gelegenen Buenos Ayres, darum trugen sich die Spanier längst mit dem Wunsche des Besitzes dieser Ansiedelung und brachten endlich einen Vertrag zu Stande, in welchem San Sacramento samt dem Gebiete von Monte-Video gegen sieben an der brasilischen Grenze gelegene Missionsbezirke von Paraguay im Lande der Guanari an die Krone Spanien abgetreten wurde.*) Die Jesuiten hatten bisher zur Verheimlichung ihrer weltlichen Herrschaft die Grenzstreitigkeiten zwischen den Spaniern und Portugiesen zu erhalten und durch alle Mittel der Arglist die Uebereinkunft beider Nachbarstaaten zu vereiteln sich bemüht. Jetzt sahen sie sich getäuscht, und die Furcht für das Fortbestehen ihres Reiches erzeugte in ihnen den Vorsatz eines gewaltsamen Widerstandes.

Bald nach dem Abschlusse jenes Vertrages erschienen, zur Vollziehung desselben, Bevollmächtigte der Könige von Spanien und Portugal mit dem zur Berichtigung der Grenze nöthigen Kriegsvolke. Auf der Grenze wurden sie von den Kriegsknechten der Jesuiten empfangen.**) Gewalt forderte Gewalt; die zahlreichen Guanari-Indianer von den Brüdern Loyola's angeführt, griffen den europäischen Kriegshaufen an und schlugen ihn in die Flucht. Der unerwartete Widerstand öffnete den Regierungen zu Madrid und Lissabon die Augen über das Vorhaben der gefährlichen Nachbarn, die, wie man wußte, zum Aeussersten fähig waren; beide vereinigten sich zur Bezwingung derselben und sandten hinreichende Mannschaft nach Paraguay. Diesen vereinigten Kräften gelang es, die Streitmacht der Jesuiten zu schlagen***), ihre Fahnen und Kanonen zu erbeuten und in Paraguay einzudringen. Lange jedoch freuten sie sich des Sieges nicht, denn bald strömten aus den den-

*) 1752.

**) 1753.

***) 1756.

Mönchen botmäßigen Indianerstämmen neue Streiter herbei zu den aus der verlornen Schlacht Entflohenen; ein Heer von 20,000 Mann stellte sich den Europäern entgegen und hemmte ihre Siegesfortschritte; Spanien und Portugall begnügten sich mit dem Gewonnenen; die in jenem Vertrage benannten Reductionen oder Pfarrbezirke wurden von den Portugiesen besetzt und endlich nicht ohne Mühe dem Reiche der Jesuiten ein Ende gemacht.

Wie in ganz Europa erhöhete die Nachricht von den Ereignissen in Südamerika den Widerwillen gegen die Jesuiten auch in Lissabon. Carvalho, ihr Feind, benutzte jeden kleinen Umstand, ihr Ansehen bei dem schwachen Josef Emanuel zu vernichten, legte ihm die Berichte seines Bruders, den er zu dem Ende nach der Provinz Maranhaon gesandt, vor, überzeugte den Monarchen von den staatsgefährlichen Absichten des Ordens und bestimmte ihn durch Besorgnisse, die er ihm für sein Reich zu erwecken wußte, zu dem Befehle, daß alle Jesuiten den Hof von Lissabon verlassen mußten,*) der Pater Moreira samt allen Beichtigern der Großen mußten sich dem Befehle unterwerfen und in verbissenem Grimme den Einfluß sich entrissen sehen, den sie so lange und mit so viel Erfolg geübt hatten. Ihr Haß gegen Carvalho wurde zum furchtbarsten Groll; sie theilten diese Leidenschaft nur, um ein Geringes davon auf den König zu werfen, welcher dem Minister die Macht zur Ausführung so empfindlicher Maasregeln verlieh. Kampf auf Tod und Leben, wie man es seit zwei Jahrhunderten von diesen Vertheidigern des Glaubens gewohnt war, Kampf, durch Gift und Dolch geführt, war ihm im Stillen angesagt. Einen Gefährlicheren gab es nicht, und doch stand der Gewaltige fest und unerschüttert auf dem vulkanischen Grunde, fest und unerschüttert in Mitten unzähliger Feinde, die einen Bund gegen ihn

*) Im September 1757.

schlossen, Adel, Volk, Geistlichkeit und Mönche. — — Es war kein Stand mehr übrig, der nicht Parthei gegen ihn nahm. Aber die Maasregeln, welche seine Gegner ergriffen, wirkten mit verdienter Strenge auf sie selbst zurück.

Es war in der Nacht vom 3 — 4 September als eine furchtbare Verschwörung gegen des Königs Leben ausbrach, die mit dem erlauchten Opfer auch den mächtigen Minister verderben sollte. Josef Emanuel, ein Freund des weiblichen Geschlechts und unbekannt mit der Pflicht der ehelichen Treue, hatte ein geheimes Verständniß mit Donna Teresa, der Gemahlin des Marquis von Tavora. Aus Furcht vor der Eifersucht seiner Gemahlin verbarg er dieses Verhältniß unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses; nur sein Kammerdiener Peter Tareira und Carvalho waren in dasselbe eingeweiht. Jener besorgte den Briefwechsel seines Herrn mit der schönen Marquise und begleitete diesen bei seinen nächtlichen Abentheuern; dieser schloß sich während der Zeit in das Kabinet des Königs ein, um die Welt glauben zu machen, Josef widme selbst die Ruhe der Nacht dem Wohle seiner Unterthanen. Sobald er zur bestimmten Stunde in das Gemach des Königs getreten war, entfernte sich dieser mit dem Kammerdiener durch eine geheime Treppe, bestieg einen seiner harrenden Miethwagen, eilte in diesem unerkannt zu seiner Geliebten und kehrte später in demselben nach dem Schlosse zurück. Diese geheimen Fahrten waren jedoch zu häufig, als daß sie Allen hätten ein Geheimniß bleiben können; sie benutzten seine Feinde zu einem frevelhaften Anschlage. Als der König in der erwähnten Nacht mit dem Wagen seines Kammerdieners von der Marquise Tavora heimkehrte, wurde er von mehreren vermummten Reitern angefallen. Einer derselben legte auf den Kutscher an, aber der Karabiner versagte ihm; zwei andere feuerten auf den Wagen; beide Kugeln drangen durch das Hintertheil der Kutsche und eine derselben verwundete den rechten Oberarm des Kö-

nigs, der vielleicht aus Vorsicht seinem Kammerdiener die rechte Hand gelassen hatte. Die Mörder jagten davon.

Das Getümmel des Auftrittes, der Lärm des Schiessens und das Geschrei der Angegriffenen erregte Aufsehen; man brachte den verwundeten König zu einem in der Nähe wohnenden Edelmann und noch in derselben Nacht in das Schloß Belem. Hier verbarg er sich in seine Gemächer und gestattete Keinem Zutritt, als seinem Arzte, dem Minister Carvalho und zur Abendzeit der Königin. Zwei Gründe bestimmten ihn hiezu, die Furcht vor der Entdekkung seines Liebeshandels durch seine Gemahlin und die Geheimhaltung des ganzen Vorfalles vor dem Volke, damit die Thäter desto sicherer entdeckt würden. Zu dem Ende wurden zugleich durch seine vertraute Umgebung die verworrensten Gerüchte ausgestreut und Dinge erzählt, die sich widersprechen mußten. Erst als die zur Verfolgung der Königsmörder nöthigen Anzeigen und Beweisen gesammelt waren, ließ man den Vorgang öffentlich werden.

In derselben Nacht, welche des Königs Leben bedrohet hatte, saß in der Ecke eines Zimmers in dem Palaste des Herzogs von Aveiro verborgen ein Mensch, welcher unberufener Zeuge der Dinge wurde, die hier vorgingen. Es war ein Schuster, der Geliebte von einer der Mägde in dem Palaste, welcher seine Freundin besucht und aus Furcht entdeckt zu werden, sich in dem Zimmer versteckt hatte. In dieses traten plötzlich mehrere Männer, Mitglieder der Familie und einige andere, welche von einem mißlungenen Versuch auf das Leben des Königs sprachen und ihre Furcht oder Hoffnung gegenseitig austauschten, ohne des Verräthers zu ahnen, dessen Mittheilungen ihnen Verderben bringen sollten. Kaum war der Fremde aus seinem Versteck entronnen, so offenbarte er die ihm auf ungewöhnliche Weise gewordenen Geheimnisse. Carvalho nahm den Faden der Untersuchung auf und entwickelte ihn mit solcher Klugheit und Vorsicht, daß die Thäter, in die tiefste Sicherheit ge-

wiegt, der Ungestraftheit ihres Verbrechens sich gewiß dünkten. Täglich fast mehrten sich die Anzeigen gegen die Familien Aveiro und Tavora; Papiere, die man auf einem nach Brasilien bestimmten Schiffe fand, bestätigten den schon gegründeten Verdacht und die Rache kam unerwartet über die Bösewichte.

Schon fast drei Monate waren verstrichen seit dem Mordversuche, und noch hatte der König sein Zimmer nicht verlassen; noch war Niemanden Zutritt gestattet; noch war Keiner um gehegten Verdachtes willen verhaftet oder nur verhört worden: als Carvalho die Besatzung der Hauptstadt durch verschiedene Regimenter verstärken ließ. Die Reinigung der noch mit Schutt bedeckten Straßen und die Errichtung neuer Gebäude dienten dieser Maasregel zum Vorwande. Bald jedoch zeigte sich den Bürgern Lissabon's eine andere Bestimmung dieses Kriegsvolkes, indem eine öffentliche Kundmachung die Nation von dem Mordversuch auf des Königs Leben unterrichtete.*) Ganz Lissabon staunte über die späte Bestätigung der bisherigen Ahnungen und Gerüchte; Niemand wußte, warum die Sache bisher geheim gehalten worden war; Viele bezeichneten die Familien Aveiro und Tavora als Theilnehmer oder Urheber des Verbrechens, allein diese selbst, durch die Ruhe der Regierung getäuscht, fürchteten nichts für ihre Sicherheit; selbst die Bewegungen des Kriegsvolkes und manche andere Maasregel, die jetzt, wiewohl geräuschlos, ergriffen wurde, scheuchten sie nicht aus ihrer Sorglosigkeit auf. Beide gehörten zu den angesehensten Familien des Reiches und waren von gleichem Hasse gegen den König beseelt.

Don Josef Mascarenhas, Herzog von Aveiro, war der Nachkomme eines natürlichen Sohnes König's Johann II. und rechnete sich darum zur königlichen Familie. Er hatte unter Johann V. in hohem Ansehen gestanden

*) Am 9. Dezember 1758.

und bekleidete jetzt die Würde eines Oberhofmeisters des Königs, die ihm einen jährlichen Gehalt von 180,000 Crusaden abwarf. In dem Genusse dieses Glückes störte ihn mehr als Carvalho's Bedrückung des Adels, die traurige Gewißheit, daß die Tugend seiner Gemahlin und seiner Tochter ein Opfer der Wollust des Königs geworden war. Hatte er den Gedanken niederzukämpfen und den Verlust zu verschmerzen gesucht, so wurde durch die Keckheit des königlichen Kammerdieners Taxeira der Unmuth über die erlittene Schmach genährt. Dieser Mensch erlaubte sich, auf die Geheimnisse seines Herrn trotzend, ein unanständiges Betragen gegen den Herzog. Aveiro wies ihn zurecht und warf ihm das Schändliche seines Kupplergeschäftes vor. Mit mehr Frechheit als Vorsicht antwortete Taxeira: „Fragen Sie Ihre Gemahlin und Ihre Tochter, ob ich mich meiner Aufträge nicht mit Ehren entledige.“ — Von dem Augenblick an sann der Herzog auf Rache. Die Familie Tavora erglühete von derselben Leidenschaft.

Der Marquis Franz von Tavora war des Herzogs von Aveiro Schwager, und General der Reiterei. Ihn, wie seine ehrgeizige Gemahlin, Donna Eleonora, schmerzte es tief, daß Josef Emanuel auf Carvalho's Rath ihm die herzogliche Würde vorenthielt; der Vergleich ihres Ansehens und Einflusses unter der Regierung Johann V. mit dem jetzigen, reizte die gedemüthigte Eitelkeit noch mehr und steigerte den Unwillen über den von seinem Minister beherrschten Monarchen. Die beiden Söhne des Marquis, Ludwig und Josef, die zugleich seine Adjutanten waren, hegten die älterlichen Gesinnungen, und die Schwiegersöhne, der Graf von Antouguya und Romiro, wurden durch ihre Gemahlinnen in denselben erhalten. Zum bitteren Haß wurde die Spannung, als es ruchbar wurde, daß der König mit Donna Theresa, der Gemahlin des Ludwig Tavora, des ältesten Sohnes des Marquis, einen vertrauten Umgang pflege. Beide Fa-

milien, gebeugt unter der Last der erlittenen Schande, tauschten ihren Kummer und ihre Erbitterung gegenseitig aus, und beriethen sich gemeinschaftlich über die Art und Weise der Rache an dem königlichen Verführer. Ludwig Tavora erklärte die Verletzung seines Ehebettes durch des Königs Tod rächen zu wollen; sein Ohm, der Herzog von Tavora stimmte ihm bei, denn dieselbe Kränkung wüthete in dessen Herzen. So faßten beide Familien einstimmig den Beschluß in des Königs Blut den erlittenen Schimpf abzuwaschen; und Nichts hielt sie mehr von der Ausführung ihres Vorsatzes zurück, als der Gedanke an die Vorschriften der Religion. Aveiro wendete sich an den Pater Malagrida, einem alten Jesuiten, der in großem Ansehn stand, und an Suza und Mathos zwei andere Mitglieder dieses Ordens, um sich für das beschlossene Vorhaben Gewißheit zu verschaffen über die Forderungen der Religion. Den Jesuiten war der Gedanke erwünscht, einen König weggeräumt zu sehen, der durch die seinem Minister verliehene Macht, ein gefährlicher Feind ihres Ordens war. Mit der ihrer Verbrüderung eigenen Schlauheit wirkten sie auf Aveiro's Gewissen, indem sie erklärten, „ein solcher Königsmord sei selbst ein verzeihliches Vergehen.“ Und das in diesen Worten liegende Gift wirkte schnell seine verbrecherischen Folgen. So wurde der Königsmord beschlossen und unternommen.

Die Verschwornen hatten sich nach vollbrachter That sicher geglaubt und nahmen selbst Antheil an einem von fremden Kaufleuten veranstalteten Balle*). Auch hier sprach man von den Bewegungen in der Stadt und es konnte den Betheiligten nicht verborgen bleiben, daß die Regierung von den näheren Umständen des Vorfalls einige Kenntniß habe; allein entweder gab Verblendung sie hin in ihr eigenes Verderben, oder sie meinten durch angenommene Unbefangen-

*) Am 13. Dezember.

heit das Urtheil der Welt irre leiten zu können. Der jüngere Tavora schien sogar das Vergnügen des Balles doppelt geniessen zu wollen und tanzte noch kurz zuvor, ehe er sich entfernte einen Menuet mit der Lady Hay, der Gemahlin des britischen Gesandten. Er sah seinen Palast nicht wieder.

Damit keiner der Königsmörder entrinne, hatte Carvalho in's Geheim auf der ganzen Grenze des Reiches die strengsten Befehle ertheilt, binnen einer gewissen Frist das Reisen ausser Landes Jedem ohne Unterschied des Standes zu verwehren; zu demselben Zweck wurden alle im Hafen liegende Schiffe mit Beschlag belegt und selbst das Auslaufen der Briefschiffe verboten. Zugleich blieb während jeder Nacht einer der Minister in den Gemächern des Königs. Nach diesen Vorkehrungen schritt Carvalho zur Ausführung des vorbereiteten Planes.

Der jüngere Marquis, Josef von Tavora, wurde, als er von dem Ball nach Hause fuhr, angehalten und verhaftet; seines Bruders, seiner Schwäger und deren Gemahlinnen bemächtigte man sich fast in derselben Stunde; Franz Tavora, der Vater, war so glücklich, von dem zu seiner Verhaftung abgesandten Kriegsvolke verfehlt zu werden, aber nicht klug genug, sich durch die Flucht zu retten. Er meinte, des Königs Zutrauen zu ihm könne nicht wanken, warf sich in seinen Wagen und eilte nach dem Schlosse Belem, um sich selbst dem König darzustellen. Statt des Monarchen trat ihm Carvalho entgegen, warf ihm seine Theilnahme an dem Mordanschlage vor und ließ ihm den Degen abnehmen. Erst am folgenden Tage ergriff man den Herzog von Aveiro. Er würde Zeit und Gelegenheit gefunden haben, auf seine Rettung Bedacht zu nehmen, hätte ihn nicht eine unbegreifliche Sicherheit davon abgehalten; nur sein Kammerdiener, der in die Verschwörung mit verwickelt war, entkam. Alle übrige Theilhaber der Verschwörung wurden in engen Gewahrsam genommen; die Frauen brachte man

in verschiedene geschlossene Klöster: die schöne Donna Theresa, des Königs Geliebte, schickte man jedoch in das offene Kloster las Santos, ließ ihr hier vollständige Freiheit und einen Monatgehalt von 90 Dukaten.

Die Untersuchung des den Verhafteten vorgeworfenen Verbrechens begann alsbald, ein aus Weltlichen und Geistlichen eignes gebildetes Gericht wurde mit derselben beauftragt; Carvalho führte hier den Vorsitz; ein Mitglied von der höchsten Gerichtsbehörde, dem Rathe des Palastes, versah die Stelle des Sekretärs; beide leiteten die Verhöre, welche nach der bei der Inquisition gebräuchlichen Form gehalten wurden. Durch den Zwang der Folter erhielt man das Bekenntniß ihrer That. Der Herzog gestand unter den Qualen der Marterbank, daß er den Schuß auf den Kutscher beabsichtigt habe, indeß seine Bedienten auf den Wagen Feuer gaben, aber behauptete standhaft, daß er nicht nach des Königs Leben getrachtet, sondern an Taxeira habe Rache nehmen wollen, daß jener die Verwundung nur durch den Zufall erhalten habe, daß er die Stelle des Kammerdieners eingenommen hatte. Bei den steigenden Qualen offenbarte er den Plan zur Ermordung des Königs, wie er ihn mit der Tavora verabredet und die Meinung der Jesuiten darüber eingeholt habe; aber er widerrief diese Aussage am anderen Tage und vertheidigte standhaft und hartnäckig die Unschuld seiner Verwandten. Dessen ungeachtet wurde nebst mehreren seines Ordens der Provinzial der Jesuiten verhaftet; Malagrida hatte gleich anfangs dasselbe Schicksal gehabt. Standhafter als Aveiro zeigte sich Tavora; kein Geständniß kam über seine Lippen und er konnte nicht überführt werden, bei dem Mordversuche zugegen gewesen zu seyn.

Die Verhandlungen des über die Angeklagten niedergesetzten Gerichtes entfernten sich, wie man es von der Partheisucht erwarten durfte, von dem in dem Gesetze vorgeschriebenen Wege; allein nach der in dem Gebrauch des Lan-

des bei Staats- und anderen Verbrechen früherer Standespersonen herrschende Vorschrift, wurden die zur Untersuchung gehörigen Papiere von drei Gerichtshöfen geprüft. Einen Monat nach der Verhaftung der Beschuldigten that das Gericht den Spruch der Verdammung; erkannte dem Herzoge von Aveiro und dem General Marquis von Tavora als Häuptern der Verschwörung das Rad, der Gemahlin des Letzteren das Schwerd, seinen Söhnen Ludwig und Josef und seinen Schwiegersöhnen dem Grafen Antouguia und Josef Romiro und den Bedienten die Schnur und einem Diener des Herzogs den Scheiterhaufen zu.*) Der König bestättigte dieses Urtheil in seinem ganzen Umfang und schon am folgenden Tage wurde es mit aller Strenge vollzogen.

Vor dem Schlosse Belem auf dem Marktplatze wurde schnell ein großes achtzehn Fuß hohes Gerüst erbaut zur Bühne für das schreckliche Schauspiel, in welchem die Häuser Aveiro und Tavora fast vertilgt werden sollten. Eleonore Tavora, die Mutter, seit mehr denn 20 Jahren das schönste Weib des ganzen Königreiches, die, wie man behauptete, nicht verhört worden war, betrat das Schaffot mit einem Muthe, der dem willkräftigsten Manne zur Ehre gereicht haben würde; ihren Stolz beugte nicht die bevorstehende Schmach; ihre Seele erschrack nicht vor dem gräßlichen Augenblicke und edel-standhaft starb sie unter der Hand des Henkers. Ihre Söhne und ihr Schwiegersohn sammt den Bedienten wurden erdrosselt. Schrecklich war das Loos der beiden Familienhäupter, welche lebendig gerädert wurden und das von Aveiro's treuem Diener, der in den Flammen starb. Die Jesuiten Malagrida, Suza und Mathos hatte das Gericht desselben Verbrechens theilhaftig gefunden; da man aber die Vollziehung eines weltlichen Urtheils gegen sie nicht wagte, blieben sie in enger Haft.

*) Am 12. Januar 1759.

Mit mehr als räthlicher Strenge, die seinen Feinden nicht ungegründete Gelegenheit zu Vorwürfen gab, mit einer tadelnswerthen Härte, die selbst durch den gewaltigsten Drang der Umstände nicht gerechtfertigt wird, verfuhr Carvalho gegen die Gerichteten. Ihre Ueberreste wurden, damit niemand sie später zu Ehren aufheben könne, dem Meere Preis gegeben; ihre Wohnungen der Erde gleich gemacht; ihre Aecker und Gärten mit Salz bestreut, damit sie für alle Zeit wüste blieben; eine Schandsäule wurde errichtet und die Unthaten der Familien Aveiro und Tavora, mit dem Fluch der Gesetze in Stein gegraben, dem Urtheil der Nachwelt übergeben. Diese Härte, mit welcher Carvalho seine und seines Königs Feinde auf ungesetzlichem Wege verfolgte, bleibt ein unvertilgbarer Flecken auf dem Gemälde seines Lebens. Zwar belohnte der König seine Verdienste um ihn mit der Ernennung zum Grafen Oneiras*), einem an der Mündung des Tajo liegenden Flekken, allein diese Würde deckt den Vorwurf hier bewiesener Leidenschaftlichkeit nicht. Auch die Kapelle, die Josef Emanuel zum Danke für seine Erhaltung in der Gefahr an der Stelle errichtete, die ihm zum Ort des Todes bestimmt gewesen war, konnte aus dem Gedächtniß des Volkes das Andenken an die in den Hingerichteten mißhandelte Menschheit nicht vertilgen.**)

Auf eine schreckliche Weise waren Carvalho's Feinde gedemüthigt, Furcht und Zittern mußte sie anwandeln bei dem Namen des Gewaltigen, der ohne Rücksicht auf Verhältnisse das Ruder des Reiches nicht nur sicher führte, sondern auch dessen Scepter mit so ausserordentlichem Nachdruck über jedem Uebertreter schwang. Und er rastete nicht;

---

*) Im Juni 1759.

) Unter verschiedenen Schriften: Ueber Pombal-Portugal – im historischen Portefeuille 1783 — und **L'administration du Marquis de Pombal Amst. 1788.

mit verdoppelter Kraft und Kühnheit richtete er jetzt seine Angriffe gegen die Jesuiten.

Schon vor dem Mordanschlag auf des Königs Leben hatte er ihren Sturz beschlossen; denn schon vor demselben waren Befehle nach Brasilien abgegangen, sie aus den Besitzungen des Königs in der neuen Welt zu entfernen: Die Bekenntnisse und Beschuldigungen welche während der Untersuchung über den mißlungenen Königsmord gegen sie ausgesprochen oder angedeutet worden waren, dienten jetzt zu Mitteln, durch welche man den Krieg gegen sie mit Erfolg beginnen konnte. Kaum hatte man den Provinzial der Jesuiten und einige andere Mitglieder dieses Ordens gefänglich eingezogen, so erschien eine Kundmachung des Königs, in welcher alle Jesuiten, als des Hochverrathes theilhaftig, ihrer Güter für verlustig erklärt wurden.*) Die Untersuchung wurde fortgesetzt, Josef Emanuel sprach endlich die Acht über sie, verbannte sie aus allen seinen Reichen und Landen, ließ, da sie sich dem Auswanderungsbefehle nicht fügen wollten, gegen 200 derselben ergreifen, durch Soldaten auf Schiffe bringen und im Kirchenstaate aussetzen.**)

Dieser Eingriff in seine Kirchen-Hoheits-Rechte beleidigte den Pabst, die Art und Weise des Verfahrens, die für einen vor Europa ihm angethanen Schimpf gelten konnte, brachte ihn auf, und der päbstliche Nuncius in Lissabon, Msgr. Acciajuoli, erhielt Weisung, die kräftigsten Gegenvorstellungen zu machen, die Auslieferung der gefangenen Jesuiten zu fordern und den allergetreuesten König zur Wiederherstellung des päbstlichen Ansehens zu bestimmen. Vergebens. Mit größerem Nachdruck verlangte Carvalho in kürzester Frist eine Bulle, die ihn ermächtigen sollte, die der Theilnahme an dem Königsmorde beschuldigten Jesuiten

*) Im Februar 1759.

**) Im September.

durch den Arm weltlicher Gerichte zu strafen, und selbst die Aufhebung des die Sicherheit der Staaten so sehr fährdenden Ordens. Der römische Hof setzte dem muthigen Staatsmanne die ihm eigene Hartnäckigkeit entgegen, die Spannung wurde zur Erbitterung und endlich zum offenen Bruch; der päpstliche Gesandte wurde von dem Hof und aus dem Reiche gewiesen und, da er säumte, dem Befehl Folge zu leisten, von einer Abtheilung Kriegsvolkes über die Grenze gebracht.*) Jetzt mußten die verhafteten Jesuiten die Rache Carvalho's und der Gesetze fühlen; mehrere wurden, als der Theilnahme an dem Königsmorde schuldig, in den Gefängnissen hingerichtet, der Pater Malagrida aber, ein ausgezeichneter Mann, durch seine gewaltige Beredsamkeit früher einer der gefährlichsten Gegner des Ministers, von der Inquisition als Ketzer und Schwarzkünstler zum Flammentode verurtheilt, und in einem Alter von vier und siebenzig Jahren auf den Scheiterhaufen geführt**), nach der Aussage der Feinde Carvalho's als Märtyrer der guten Sache, nach den gegen ihn aufgebrachten Beschuldigungen und Zeugnissen als Opfer seiner eigenen Bosheit. Einige Hundert seines Ordens sollen im tiefsten Kerker verschmachtet sein.

Das war das Ende einer Begebenheit, deren Entwickelung die Aufmerksamkeit Europa's, ja der ganzen Christenheit mit Staunen, Unwillen und Entsetzen folgte. Die außerordentlichen Folgen, das Werk eines seltenen Mannes, zeigte den Regierungen aller christlichen Staaten, die bisher die Jesuiten gehaßt aber auch gefürchtet hatten, den Weg, den sie gehen mußten, und was auch die Rachsucht, Bosheit und Verläumdung gegen Carvalho Gehässiges aufbrachte, wie auch der leidenschaftlichste Partheigeist die Thatsachen entstellte und Carvalho's Fußtritte mit seinem

*) Im Juni 1760.

**) Am 21. September 1761.

Geifer tränkte, die schreckliche Wahrheit von der Jesuiten Arglist lag entschleiert vor den Blicken aller Vorurtheilsfreien, und viele Staaten folgten dem Beispiele Portugals und nach zwölf ränkevollen Jahren wurde der Orden der Jesuiten aufgehoben. *)

Die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal und nicht minder der Zwiespalt dieses Reiches mit dem römischen Stuhle verschaffte dem Grafen Oneiras freie Hand zu mancher wohlthätigen Neuerung. Verbesserung des Kirchen-, Schul- und Gerichtswesens gingen mit der Sorge für die wieder aufblühende Kraft der Nation Hand in Hand und es wäre zu erwarten gewesen, daß, hätte nicht der Tod den hartnäckigen Clemens XIII. abgerufen, Portugal sich von der geistlichen Oberherrschaft Roms völlig losgesagt hätte. Man verbot, um die Möncherei ein zu schränken, den Klöstern die Aufnahme von Novizen für eine Zeit von zehn Jahren; man wies die Entscheidung über Ehehindernisse an den Patriarchen und untersagte das Einholen der Ausnahmserlaubnisse von Rom; man hob den Unterschied zwischen den alten und neuen Christen auf und gab diesen Abkömmlingen von Juden, wohl auch heimlichen Anhängern des mosaischen Gesetzes, gleiche Rechte mit jenen; man nahm dem päbstlichen Gesandten das Recht der Gerichtsbarkeit über die Geistlichen Portugals und übergab es der obersten geistlichen Behörde des Inlandes; man entzog der Inquisition die Aufsicht über die Bücher und Druckereien und ernannte ein besonderes Zensur-Kollegium. Mit gleicher Kraft und Weisheit legte Carvalho Hand an die Verbesserung des Unterrichtes für die Jugend. In allen bedeutenderen Städten wurden gelehrte Schulen angelegt, in welchen die alten Sprachen, Philosophie und schöne Wissenschaften den ihnen gebührenden Rang erhielten; die Universität Coimbra erhielt acht neue Lehrstühle der Mathematik, Physik und

*) Vergleiche hierüber das folgende Kapitel.

Naturbeschreibung nebst mehreren anderen zweckmäßigen Einrichtungen; es wurden Schulen errichtet für Künstler und Handelsleute, selbst höhere Unterrichtsanstalten für Adelige, und in Lissabon und Mafra zwei Akademien. Alle Zweige des Wissens erhielten einen neuen Schwung und auf der ein Mal gebrochenen Bahn ging es, wenn auch Anfangs gezwungen, dem Besserwerden zu.

Dieselbe heilsame Bildkraft regte sich in den Finanzen, dem Kriegswesen, dem Ackerbau und anderen Theilen des Staatslebens. Veruntreuungen und Betrügereien der mit der Verwaltung öffentlicher Gelder beauftragten Personen waren früher so gewöhnlich, daß es schien, als sei ein solch schändlicher Haushalt mit diesen Stellen nothwendig verknüpft. Diesem Unwesen Einhalt zu thun wählte Carvalho ein Mittel, eben so eigen, als nachdrucksvoll, indem er in einer Nacht alle solcher Vergehungen bezüchtigten Staatsdiener, deren Zahl in die Tausende stieg, absetzte und die erledigten Stellen tüchtigeren des öffentlichen Vertrauens würdigeren Männern übergab.

Das Kriegswesen befand sich, als, durch des französischen Ministers Choiseul arglistigen Familienvertrag der bourbonischen Königshäuser, Portugal den Spaniern zur Beute bestimmt wurde, in dem traurigsten Zustande.*) Ohne Zucht und Ordnung hatte der Soldat keine Ahnung von dem kräftigen Geiste, der seit dem Auftreten Friederich's II. von Preussen in den europäischen Heeren geweckt worden war, und es mochte, als die Spanier ins Land einbrachen, manchem Vaterlandsfreunde für den Ausgang des ungleichen Kampfes bangen. Auch in dieser Noth wußte Carvalho Rath. Auf Vorschlag der Britten wurde dem Grafen Wilhelm Ernst von der Lippe-Bückeburg, einem der berühmtesten Kriegshelden jener Zeit, der Oberbefehl über das portugiesische Heer anvertraut, viele teutsche

*) Vergleiche hierzu Band IV., Heft 17, Seite 48 ff.

und brittische Offiziere unter ihm angestellt, damit die bezweckten Veränderungen desto rascher voran schritten, und das ganze Kriegsheer in Kurzem so umgestaltet, daß die Portugiesen bessere Soldaten wurden, als ihre Nachbarn, denen sie wenige Monate vorher das Feld geräumt hatten, daß die Spanier geschlagen und aus dem Lande vertrieben wurden. Man befestigte die Grenzen und arbeitete nach dem bald darauf erfolgten Frieden an der Vervollkommnung des Kriegsstaates fort, und setzte trotz dem Eigensinn und dem bösen Willen Vieler, die entweder für jede Verbesserung verdorben oder Carvalho's Hasser waren, manches Gute durch.

Auch die Belebung des Ackerbaues ließ sich der unermüdete Minister forthin angelegen sein. Widerstand hatte er auch hier schon Anfangs gefunden, aber ihn eben so wenig geachtet, als anderswo. Man hatte bisher der Erziehung des schweren Weines, eines wichtigen Gegenstandes des Handels mit den Britten, allen Fleiß gewidmet, dabei aber den Getreidebau in vielen Gegenden fast gänzlich vernachlässigt. Der Verordnungen, welche dieses Mißverhältniß ausgleichen sollten, wurde wenig geachtet, und Trägheit, Vorurtheile oder Aufreizung gegen jede neue Verfügung verhinderten die wohlthätigen Folgen derselben; darum schritt Carvalho zur Gewalt, ließ in vielen Weinbergen die Traubenstöcke ausrotten, erbitterte aber dadurch mehr, als er nützte.

Eine besondere Aufmerksamkeit schenkte er dem Wiederaufbau von Lissabon. Die Wegräumung des Schuttes hatte lange Zeit erfordert; nach Vollendung dieser mühevollen Arbeit standen der Errichtung breiter und schöner Straßen, die von dem Erdbeben verschonten Gebäude im Wege. Darum erschien ein königlicher Befehl, *) welcher das Niederreissen der einzeln stehen gebliebenen Häuser gebot, und eine

*) Im October 1760.

Bauordnung für die neu zu errichtenden vorschrieb. Schon stieg die Stadt verjüngt und edler aus ihren Trümmern auf; da erneuerte sich plötzlich das Andenken an die frühere Verwüstung, als am 31. März 1761 sich abermals heftige Erdstöße verspüren liessen. Groß war das Schrecken, größer als das Unglück, das nur leichte Spuren hinterließ und die Thatkraft Carvalho's nicht von Neuem zu fast übermenschlichen Anstrengungen aufforderte.

Es mag nicht wundern, wenn die Erschütterungen, die das ganze Staatswesen Portugals durch Carvalho's gewaltigen Geist erfuhr, nochmals auf ihn zurückwirkte. War auch die erste Verschwörung, die zunächst dem Könige gegolten hatte, mit aller Strenge bestraft worden, so war mit den gerichteten Hochverräthern nicht die Hoffnung zum besseren Gelingen eines anderen Versuches gestorben. Gab es doch der Unzufriedenen so viele in allen Ständen, war doch den von Leidenschaften durchwühlten Gemüthern der Gedanke der Rache so süß; versprach doch zugleich ein glücklicher Ausgang so erwünschten Lohn für die bestandene Wagniß. Wie bei der ersten Verschwörung gegen des Königs Leben Personen von Rang an die Spitze der Unzufriedenen traten, so thaten es solche auch jetzt, und schon bald nach jener, noch während der gegen die Jesuiten gepflogenen Untersuchung, wurde eine zweite gegen die bestehende Ordnung gerichtete geheime Verbindung entdeckt.*) Die Schuldigen und unter ihnen die Infanten Anton und Josef, des Königs Halbbrüder, wurden verhaftet und dadurch die Ausführung des verbrecherischen Planes vereitelt. Carvalho blieb unverrückt in dem vollen Zutrauen des Königs, ungekränkt in seiner ungeheuren Macht und wurde zur Belohnung seiner Verdienste zum Marquis von Pombal ernannt.**) Bis an des Königs Tod leuchtete sein heller

*) Im August 1760.

**) Im Jahr 1770.

Stern in Portugal, wirkte sein mächtiger Arm zum Wohl des Volkes; mit dem Auge seines erlauchten Gönners verlosch jener, lahmte dieser.

Josef Emanuel starb, nachdem er die letzten Jahre seiner nur durch Pombal und das fürchterliche Erdbeben in Lissabon merkwürdigen Regierung in Schwermuth verlebt hatte, so daß selbst Gesang und Jagd, seine früheren Lieblingsvergnügungen, ihn zu erheitern nicht mehr vermochten, gerade zu der Zeit, als Pombal sich mit dem Plane beschäftigte, dem Könige, der keinen männlichen Erben hatte, in dem Prinzen von Beira einen Thronfolger zu geben, welcher die in dem Reiche gemachten Verbesserungen aufrecht erhalten sollte, am 25. Februar 1779, für sein Reich um kurze Zeit zu frühe: Denn auf den erledigten Thron stieg seine älteste Tochter, Donna Maria Franzeska Isabella, die mit seinem Bruder Don Peter vermählt und Pombal's erbitterteste Feindin war, und stürzte alles um, was dieser während eines Viertel-Jahrhunderts unter Mühen und Gefahren aufgebaut hatte, und der mit so viel Anstrengungen gehobene Flor Portugals sank von Neuem.

Der Tod Josef Emanuel's zertrümmerte Pombal's Plane und man sah den Mann, der in der fürchterlichsten Noth nicht gezagt hatte, von dem unerwarteten Vorfalle erschüttert. Ihm, der nur für seines Vaterlandes Wohl lebte und die glühendste Begeisterung für dessen Gedeihen athmete, mußte der Gedanke, am Ende seiner Laufbahn zu stehen und ein unvollendetes Werk, das er wie sein Kind liebte, hinter sich zerfallen zu sehen, der schmerzlichste sein. Er forderte seine Entlassung, erhielt sie mit Beibehaltung aller seiner Ehren, Titel und Einkünfte, und zog sich nach Pombal zurück, wo er unter wissenschaftlichen Beschäftigungen und guten Werken den Abend seines thatenreichen Lebens hinbrachte.

Die junge Königin bezeichnete den Antritt ihrer Regierung mit einer Handlung der Milde, die eine Menge Fa-

milien in Freude versetzte und den Feinden Pombals Hoffnung zur Rache an ihm gab; sie ließ die Gefängnisse aller Staatsverbrecher öffnen und gegen 10,000 derselben auf freien Fuß setzen. Noch mehr that sie, entweder durch unmittelbaren Einfluß der vertriebenen Jesuiten oder durch geheimen Anstoß der Verwandten der in Folge der großen Verschwörung hingerichteten Verbrecher, oder aus Haß gegen Pombal, vielleicht aus diesen Ursachen allen zugleich, befahl sie eine Durchsicht der über jenen Mordanschlag gepflogenen Untersuchung. Pombal's Gegner hofften darin Grund zu blutiger Rache an ihm zu finden; eine besondere Kommission wurde niedergesetzt; nicht ohne Leidenschaftlichkeit behandelte sie den traurigen Gegenstand; Pombal wurde über sein früheres Verfahren zur Rechenschaft gefordert, in's Geheim verhört, und schon triumphirten seine Widersacher über den baldigen Untergang des Gehaßten. Da legte er die Zeugnisse der Bosheit vor die Augen seiner Richter. Es waren bisher geheim gehaltene Briefe des Marquis von Tavora, die er in jener Zeit aufgefangen und deren Aechtheit er zu seiner Sicherheit von dem Könige selbst hatte beglaubigen lassen. Vor der unleugbaren Wahrheit dieser Urkunden verstummte die gehässigste Beschuldigung, die ganze Verzweigung der gegen des verstorbenen Königs Leben und die Sicherheit des Staates gerichteten Verschwörung lag vor den Augen der Betroffenen und Pombal stand gerechtfertigt vor ihnen.

Ungeachtet der auf den Verurtheilten liegenden Schuldbeweise suchten ihre Freunde den Namen derselben vor der Welt wieder zu Ehren zu bringen, und die partheinehmende Untersuchungs-Kommission fällte ein den Hingerichteten und Eingekerkerten günstiges Urtheil, durch welches das frühere Verfahren für unregelmäßig und gewaltthätig erklärt wurde.*) An desselben Tages Abend hatte die Königin ei-

*) Am 7. April 1781.

nen heftigen Anfall von Schwermuth, die in späteren Jahren in Wahnsinn ausartete. Noch in der nämlichen Nacht wurden alle Mitglieder der Kommission zu ihr gerufen und ehe der nächste Morgen kam, waren die früher Gerichteten, so wie die noch Verhafteten des Hochverrathes und Mordangriffs auf des Königs Leben für unschuldig erklärt. Die von ihren Schranzen gegängelte Königin fühlte über diesen seltsamen Urtheilsspruch eben solche Freude, als die, welche er wieder zu Ehren brachte. Doch bald wurde diese Freude getrübt. Der Sachwalter des Staates, von keinem Vorurtheil geblendet, und von keinem Hasse geleitet, trat auf im Namen des Gesetzes und verwahrte die Rechte der Nation gegen solche Richtwillkühr; er legte die Gründe dar, die dem Urtheil des Gerichtes vom 12. Januar 1759 unterlagen und unterstützte seine Forderung, jenen ersten Spruch in allen Theilen als recht und gültig zu erhalten, mit solchem Nachdruck, daß weder die neue Kommission noch der Hof gegen ihn zu reden oder zu handeln wagte. Die Erklärung der Unschuld der Verurtheilten wurde nicht bekannt gemacht und dadurch vor der Welt ein untrügliches Zeugniß abgelegt, daß die um jener Verschwörung Willen Bestraften nicht als Opfer der Rache Pombal's, sondern ihrer eigenen Bosheit, geblutet hatten.

Nur um fünf Jahre überlebte Pombal seinen Gebieter Josef Emanuel, fünf Jahre, in welchen er von den Anfechtungen seiner Feinde mancherlei zu dulden hatte, bei denen er aber nebenhin auch die lohnende Genugthuung ärndtete, daß alle Pfeile ihrer Bosheit und Rachsucht an seiner untadelhaften Rechtlichkeit abprallten. Schon fühlte er sich dem Tode nahe und sah seine trauernde Familie um sein Sterbebett, da warf er einen Blick auf seine Thaten, deren Verantwortung er bald geben sollte und sprach: „Um deßwillen, was ich als Minister gesündigt habe, bitte ich nicht um Vergebung. Mein Zweck war immer das Beste meines Königs. Habe ich gefehlt, so ist es aus Mangel an

Einsicht, nie aber mit Willen, geschehen!" Mit diesem Bewußtseyn starb er am 17. Mai 1782. In ihm starb ein außerordentlicher Mann!

Ein Mann, der in einem zerrütteten Staate und unter einem entarteten Volke auftritt mit dem Vorsatze der Wiedergeburt seines Vaterlandes, der sein Wissen und seine Kraft diesem nur bei der Nachwelt dankbaren Geschäfte weiht, der unter schwierigen Umständen es beginnt und durch ausserordentliche Unglücksfälle es fortführt, daß ein solcher Mann von dem Partheigeiste angefeindet werde, ist sein Ruhm, daß seine Thaten, auch die besten von den Schlechten eben so sehr entstellt und verläumdet worden als sein Wille verketzert, ist sein Loos, kein beneidenswerthes wohl, aber ein desto beklagenswertheres. Wollte die Nachwelt urtheilen nach den entstellten Berichten seiner Gegner, so würde ihr die Wahrheit fremd bleiben. Die Thaten gehören der Geschichte an, und zu zeigen, wie weit sich aus einer Reihe oder Verkettung derselben auf den Sinn schließen lasse, den sie wirkte, ist die schwierige Aufgabe des Geschichtschreibers. Die Mittel zur Lösung derselben liefern ihm seine Vorarbeiter; ihren Werth oder Unwerth hat er zu prüfen und das Ergebniß der Mit- und Nachwelt zu übergeben. Wie auf diese Weise das Urtheil über alle der Geschichte angehörende Charaktere gebildet werden muß, also auch das über Pombal.

Unbestreitbar gehöret er zu den großen Geistern, die geschaffen sind, über Andere zu herrschen, zu den gewaltigen Menschen, die alles können, was sie wollen, zu den ausserordentlichen Naturen, die als leuchtende Beweise der höheren Abkunft des Menschengeschlechtes über das gemeine Leben hervorragen, einem Leuchtthurme gleich, der dem nach dem Hafen Steuernden zum Führer diente. Pombal besaß tüchtige Kenntnisse, einen tiefeindringenden Scharfblick und einen vorurtheilsfreien Geist; seine Willenskraft, sein Muth, seine Thätigkeit waren mächtig genug zur Be-

siegung eines Heeres trotziger und schlauer Feinde; seine Absichten waren edel und gut, Uneigennützigkeit ein Hauptzug seines Charakters, Selbstvertrauen sein beständiger Gefährte. Wenn er zu hohen Zwecken oft harte, selbst gewaltthätige, Mittel wählte, glich er dem Arzte, der zur Erhaltung eines Menschenlebens eine vergiftete Wunde ausbrennet. Abgesehen von seinem Werth als Mensch, war er ein vorzüglicher Staatsmann und ein treuer Diener seines Herrn; aber auch in dieser ersteren Beziehung zeigte er sich bei verschiedenen Gelegenheiten in einem schönen Lichte. Die Wiederherstellung der Rechte der neuen Christen und das von ihm bewirkte Gesetz, das den Eingebornen in Brasilien gleiche Freiheit mit den Portugiesen gab, so wie viele andere Verordnungen, sind schöne Zeugnisse von einer für Menschenrechte und Billigkeit erwärmten Seele. Lag seine Hand oft schwer auf seinen Gegnern, so war es ihres eigenen Trotzes Schuld, und überschritt er auch zuweilen das Maas der Strenge gegen sie, so mag es dem von unzähligen Feinden Umringten nicht zu hoch gerechnet werden, wenn er sie mit allen Waffen bekämpfte. Arglist und Trug waren seinem Charakter fremd; sie finden sich nicht in Menschen, die sich Kraft genug zutrauen, ihre Zwecke auf offenem Wege zu erreichen. In einer vielbewegten, durch Erdbeben, Krieg und Heerzüge der Nachbarn schweren Zeit ordnete er alle Verhältnisse des Staates, schuf er Ruhe und öffentliche Sicherheit, hob er alle Zweige der Thätigkeit seiner Mitbürger, beförderte er die geistige Ausbildung derselben, heilte er die durch furchtbare Naturereignisse geschlagenen Wunden, verschaffte er dem Reiche Achtung im Auslande, und sparte dabei einen Schatz von 80 Millionen Crusaden, den er bei seinem Rücktritt aus dem öffentlichen Leben der Königin Maria Franzeska übergab. Wüßte man den Beschuldigungen seiner Neider nichts entgegen zu setzen, als, daß er nach seiner Abdankung den Angriffen seiner unzähligen Feinde ohne irgend einen Fürsprecher wi

derstand, und daß alle ihre Versuche, ihn zu vernichten, an seiner ruhigen Haltung scheiterten, es wäre Rechtfertigung genug für ihn. Hören wir aber, daß die Armen ihn liebten und verehrten, den die Großen und die Mönche haßten, so wird dieser Haß zum Ruhm. Einen herrlichen Saamen zu einer reichen Aerndte hat er in seinem Vaterlande ausgestreut, ohne nach dem Lohne zu fragen; ein undankbarer Boden hat seiner Mühe Arbeit nicht zur Reife gebracht; aber die Furchen, die er gezogen, blieben als Merkmale seines Strebens, und auf dem von Dornen gereinigten und urbar gemachten Felde konnte in später Zeit geärndtet werden. So hat Pombal, trotz dem Vandalismus vorurtheilsvoller Gegner, seine Fußtapfen tief in das Land seiner Heimath eingedrückt. Der von ihm geweckte Geist konnte nicht wieder eingewiegt, das Licht der Aufklärung nicht ganz ausgelöscht und der Anstoß zum Besserwerden nicht ganz mehr gehemmt werden. Die feste Ueberzeugung von diesen durch alle Zeiten und unter allen Völkern als unumstößlich bewährten Wahrheiten ist in dem Gemüthe des großen mit der Gemeinheit kämpfenden Mannes der mächtige Hebel, der ihn Unglaubliches thun läßt. Und die Enkel erkennen, wiewohl oft spät erst, sein mühevolles Verdienst.

Wichtige Begebenheiten in einzeln europäischen Staaten.

Fünftes Kapitel.

Vorfälle in Frankreich.

Verfall des Königthums und der Sitten, Prozeß des Jean Calas, des La Barre und des Generals Lally; Mordanschlag auf den König; des Damiens Prozeß und Hinrichtung. Der Herzog von Choiseuil gegen die Jesuiten. Prozeß derselben und Vertreibung. Aufhebung des Ordens. Tod der Pompadour. Ihre Nachfolgerin Barry stürzt den Herzog von Choiseuil und bringt Frankreich in's tiefste Elend. Ludwig's XV. Tod.

Seit Ludwig XIV. in die Gruft seiner Väter gestiegen war, hatte Frankreich die Wunden schmerzlich gefühlt, die ihm durch den Stolz, die Herrschsucht und Menschenverachtung dieses Fürsten geschlagen worden waren. Während seiner Regierung hatte die Nation einen Namen erhalten, der in ganz Europa geehrt, gefürchtet und verachtet war; geehrt wegen der geistigen Kraft, die in ihr sich entwickelt hatte, und wegen der wissenschaftlichen Bildung, die sich von hier aus in viele Länder verbreitete; gefürchtet wegen der Schonungslosigkeit, mit welcher der König und sein verwünschter Minister Louvois die Menschenrechte benach-

barter Völker niedertraten und friedliche Gegenden boshafter Weise mit Feuer und Schwerd verheerten; verachtet um der Treulosigkeit halber, welche damals einen Hauptzug in dem Charakter der französischen Regierung bildete, mit der diese mitten im Frieden fremde Besitzungen wegnahm, oder unter dem Schirme des Rechtes, trotz geheiligter Verträge, sich bemächtigte*). Dieser König, der sich mit einem Glanze umgeben hatte, wie er bis dahin im Abendlande unbekannt war, hatte nach seinem Grundsatze, daß er den ganzen Staat vorstelle,**) das Eigenthum und das Leben seiner Unterthanen auf eine empörende Weise verschwendet und dem armen Volke dafür einen Schimmer seines Namens gegeben, der durch die Thränen der Verwaisten und Verarmten zu dem Leichtsinne des Volkes durchdrang. Er hatte es durch sein abgemessenes Benehmen, durch seine wohlberechnete Ausdrucksweise und durch die Schmeichelei, welche er der Eitelkeit der Nation zukommen ließ, dahin gebracht, daß sie ihn, ihren Tyrannen, gerne mit dem Namen des G r o ß e n bezeichnet hätte. Für die äußere Größe, die er ihr gab, büßeten die nachfolgenden Geschlechter.

Als er von dem Schauplatze abtrat, auf dem er in den letzten Jahren durch Bigotterie und Verfolgung Andersdenkender gut zu machen gesucht hatte, was er früher durch Herrschsucht und Wollust an dem Eigenthum und der Sitt-

---

*) Die Reunionskammern nahmen bedeutende Theile von Teutschland; der Reichsstadt Straßburg bemächtigten sich die Franzosen mit beispielloser Frechheit und setzten zum Hohne der unterdrückten Freiheit die Inschrift an die neuerbaute Citadelle: **Frenum libertati impositum.** Damals war es ein Sprichwort **Si non vis falli, fugias consortia Galli** (Willst du nicht betrogen seyn, flieh des Franken Schmeichelei'n).

) **L'Etat c'est moi! war sein Wahlspruch.

lichkeit seines Volkes verschuldet, stand kein Mann am Throne, der denselben zu besteigen fähig oder berufen gewesen wäre. Ludwig XV., sein Urenkel und Nachfolger, war damals ein Kind von fünf Jahren; die Vormundschaft über denselben erhielt der Herzog Philipp von Orleans, Ludwig's XIV. Neffe, der berufen schien, durch Verkehrtheit und Nichtswürdigkeit den Zorn des Himmels über das von ihm regierte Volk herab zu rufen. Dieser Elende, ein würdiger Schüler des verworfenen Kardinals Dübois, der das Scepter, das er führte, so schmählich entweiht, stürzte das Königthum in Frankreich tiefer, als Ludwig XIV. es scheinbar gehoben hatte. Durch den Gifthauch seiner schändlichen Grundsätze hatte jener Bösewicht in dem Herzen des Prinzen alles Gefühl für Recht und Sittlichkeit vertilgt, er hatte ihm oft gesagt, das Erlaubte oder Unerlaubte sei die Folge willkührlicher Gesetze; dem Fürsten komme es zu, sich von denselben los zu sagen; ihm stehe es frei, zu thun, wie er wolle, und nur für des Volkes Meinung und Vorurtheile seien die Grundsätze strenger Sitten. Diese Belehrungen trugen für Frankreich eine traurige Frucht. Orleans, ein Mann von herrlichen Anlagen, den treffendes Urtheil und Schnelligkeit des Verstandes auszeichnete, der mit seltener Leichtigkeit in die Schätze der Wissenschaften und Künste eindrang, ging in sardanapalischer Ausschweifung unter. Es gab kein Laster, dessen er nicht stündlich fähig gewesen wäre, ausser der Rachsucht; denn zu schwach und zu entnervt für jeden kräftigen Entschluß, war er aus Unmacht seines Charakters selbst zum Hasse nicht tüchtig; ja wenn man ihm einen Charakter beilegen kann, bei seiner unbeschreiblichen Charakterlosigkeit, so war es der einer tief gesunkenen, verächtlichen Gemeinheit, in der er gleich dem Thiere genoß und für Ehre und Schande gleichgültig blieb.

Unter christlichen Regenten hat keiner je ähnliche Beispiele von Ausschweifung gegeben als Orleans; ja seit der

Zeit jener verworfene römische Kaiser hat man solche Dinge, wie sie an seinem Hofe gewöhnlich wurden, kaum dem Namen nach gekannt. Der Hang zur Wollust war bei ihm zur unbändigen Leidenschaft geworden, zur Wuth, der er nicht widerstehen konnte. Um sich hatte er eine Gesellschaft gebildet, die ganz das Ebenbild seines eigenen Wesens war, Menschen ohne Ehrgefühl, ohne Sittlichkeit und Religion, zu jeder Schlechtigkeit fähig, zur Ausführung jedes Bubenstückes erbötig, denen er selbst den Ehrennamen Galgenschwengel gab.*) Diese begleiteten ihn bei seinen schändlichen nächtlichen Abentheuern, die er mit Frauen jedes Standes selbst ohne Rücksicht auf das Alter derselben anknüpfte; sie waren mit ihm, wenn er die scheußlichsten Wollustscenen aufführen ließ. Der ehrlose Dubois und dessen Maitresse Tencin, eine Schwester des Abbé, nachherigen Cardinals, Tencin, die als Nonne durch diesen ihren Bruder Mutter geworden, aus dem Kloster entflohen und bis zur Lustdirne herab gesunken war, zeigten in der Erfindung solcher Schandscenen, in denen man die Sittenverderbniß der alten Römer und Griechen nicht nachzuahmen, sondern zu übertreffen suchte, eine unerschöpfliche Gabe. Auf ihren Vorschlag veranstaltete Orleans in dem Palais-Royal Zusammenkünfte von Schauspielern beiderlei Geschlechts, bei denen man die Lichter auslöschte und jeder viehischen Gier freies Spiel ließ, um durch eine plötzliche Erleuchtung den ekelhaftesten Anblick zu haben; in ihrer Gesellschaft feierte Orleans zu St. Cloud die berüchtigten Adamsfeste, die zu beschreiben man erröthen müßte, ließ er Tänzer und Tänzerinnen von dem Theater nackend vor sich tanzen; man leerte den Becher der rohesten entehrendsten Wollust bis zur Hefe, und — nachdem alles Gefühl abgestumpft war, trank man auch sie.

*) Er nannte sie: **Mes Roués**, d. h. Menschen, welche gerädert zu werden verdienen. Es giebt dafür kein teutsches Wort.

Zum traurigen Zeugniß, wie tief ein Mensch sinken kann, hat die Geschichte die Unthaten dieses verächtlichen Wollüstlinges aufbewahret; erzählt sie uns, wie er, nicht zu frieden mit den Weibern ausser seiner Verwandtschaft, der Buhle seiner ältesten Tochter, der Herzogin von Berry war; wie er diese als Kupplerin gebraucht und in ihrer Gegenwart und mit ihrer Hilfe edle Frauen zur Befriedigung seiner viehischen Brunst zu zwingen suchte; sie erzählt uns, wie er in blutschänderischer Gier seiner jüngeren Tochter, der Herzogin Valois, durch die Drohung, ihren Geliebten, den Herzog von Richelieu umbringen zu lassen, die Unschuld raubte, wie diese Schandthaten alle ohne Scheu vor der Verachtung des Volkes begangen wurden, wie das Beispiel des Regenten auf eine schauderhafte Weise wirkte, wie seine Töchter und die übrigen Prinzessinnen, obwohl unverheirathet, häufig nieder kamen; wie seine Tochter, die Aebtissin da Chelles unter dem Namen ihres Kloster Geliebte hatte; wie diese ihre Schwester, die Königin von Spanien, aus den schönsten Frauen ihres Hofes ein Harem anlegen lehrte, wie rechtliche Familien ihre Wohnungen in der Nähe des Palais-Royal verließen und in entferntere Theile der Stadt zogen, damit ihre Kinder durch die beständigen Zeugnisse der schrecklichen Sittenlosigkeit nicht in gleiche Verderbnisse gestürzt würden, wie der Pöbel Schandlieder sang und die Verworfenheit des ganzen Hofes mit zehnfach verdienter Verachtung strafte.*)

Daß ein solches Unwesen, bei dessen Namen jedes sittliche Gefühl sich emporsträubt, daß eine solche öffentliche

*) Man hörte unter andern damals ein solches Lied auf die Herzogin von Berry, dessen Verse den Schlußreim hatten:

La Berry n'est pas si sotte,
Pour s'en tenir à son papa.

Verderbtheit unter den ersten Familien des Reiches einen traurigen Einfluß auf die Sitten der Hauptstadt hatte, wen könnte es befremden? daß dadurch der Regent und mit ihm die königliche Würde, die er bekleidete, in den Augen des Volkes auf's Tiefste sinken mußte, konnte man es anders erwarten? Der Glanz, mit welchem Ludwig XIV. das Volk geblendet, mit dem er zugleich die Sittenlosigkeit seines Hofes vor den Augen des Nichteingeweiheten zugedeckt hatte, war verblichen, die Verachtung der Nation lastete auf dem Nichtswürdigen, der nur zu ihrer Entehrung zu leben schien; man setzte daher eine sehnsüchtige Hoffnung auf Ludwig XV.

In einem Alter von 13 Jahren bestieg dieser den Thron,*) ein Kind, schüchtern, frömmelnd und kraftlos. Der Cardinal Fleury war sein Lehrer gewesen, hatte ihn, gehindert durch die Parthei der Königsverführer, an deren Spitze der knechtische Villeroi stand, nicht in die hohe Kunst der Regentenweisheit einweihen können; selbst kaum mit seinen Pflichten war der König bekannt. Der junge Fürst trat in die Welt, ohne von ihrem Treiben eine Ahnung zu haben, er ergriff das Scepter, ohne zu wissen, wie er es führen sollte; er hatte keinen Willen, kein Selbstvertrauen und keinen Entschluß und konnte des ersten geschickten Verführers Beute werden. Im Anfang seiner Regierung behielt Dubois das Ruder des Staates; da er aber bald nachher an den Folgen seiner Ausschweifung starb, ergriff es Orleans mit der durch Wollust entnervten Hand, sank bald darauf erschöpft in die Arme seiner Maitresse und hauchte elendiglich sein schimpfliches Leben aus. An seine Stelle trat der Herzog von Bourbon, der, eines solchen Postens unfähig, die ihm anvertraute Gewalt mit seiner Maitresse, der Marquise von Prie theilte. Der König

*) Nachdem er am 25. October gekrönt war, erhielt er die Volljährigkeit am 22. Februar 1723.

lebte der Jagd, vergnügte sich auf Reisen und in anderen Lustbarkeiten und ließ beide mit dem Recht und dem Wohl seines Volkes gewissenlos schalten. Fleury arbeitete im Stillen an seines Vaterlandes Wohl und suchte die Fehler einer verkehrten Regierungsweise zu verbessern. Der Haß der Marquise, die ihm ihres Geliebten Erhebung hätte danken sollen, traf ihn, er wurde genöthigt, sich nach Issy zurück zu ziehen, und nur die Anhänglichkeit des Königs an ihn rief ihn zurück. Jetzt stellte der würdige Mann mit kräftigem Worte dem Könige das Unheil vor, welches durch Bourbon und seine Buhlin über Frankreich gebracht wurde, erwirkte sich den Befehl an diesen, dieselbe aus Paris zu entfernen, und da demselben nicht sogleich Folge geleistet wurde, die Weisung, sich vom Hof zu entfernen. An die Spitze der Staatsverwaltung trat nun der von edlem Willen geleitete Fleury*) und arbeitete mit unermüdlicher Thätigkeit an dem Wiederaufbau des gesunkenen Glückes der Nation. Frankreich war verarmt durch die Schuld einer schändlichen Regierung, seine Finanzen waren durch das Law'sche Papierunwesen zerrüttet, sein Handel lag darnieder, sein Kredit war dahin; aber der alte Kardinal schaffte Hilfsmittel, räumte Hindernisse weg, brachte Ordnung in die Verwaltung, und heilte viele Wunden aus. Ihm war zwar kein kühner Geist geworden, der im Adlerfluge nach dem vorgesteckten Ziele eilt, aber ein fester, beharrlicher Wille; er prüfte zwar mit Aengstlichkeit die Mittel zu seinem Zweck, aber er verfolgte auch unverdrossen den, als den rechten, gefundenen Weg; er gehörte ganz seinem Vaterlande und seinem Könige und würde, hätten nicht Zeitumstände und Alter seine nützliche Thätigkeit gehemmt, durch Ordnungsliebe und weise Sparsamkeit der Wohlthäter Frankreichs geworden sein.

Die Anstrengungen Frankreichs in der Theilnahme an

*) 1726.

dem östreichischen Erbfolgekriege vernichteten das Werk Fleury's. Nachdem er mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln dem Aufziehen des Kriegspaniers entgegen gearbeitet, und durch seine Besorgtheit im Laufe des Krieges das Glück der französischen Waffen gestört hatte starb er, noch ehe es Frieden wurde. Was er in dem Kabinet gethan, bewirkte der Marschall von Sachsen auf dem Schlachtfelde und Frankreichs Zustand besserte sich wieder. Nicht lange aber währte diese Hoffnung der Vaterlandsfreunde. Ludwig XV. wurde aus einem frömmelnden Fürsten ein wollüstiger. Zwar regte die Maitresse Chateaurour ihn aus seiner Thatlosigkeit auf, und verschaffte ihm durch die persönliche Theilnahme an dem Kriege, zu der sie ihn bewog, den Namen des Vielgeliebten*), zwar erwachte in dem für jeden Eindruck empfänglichen Volke nochmals die Liebe zu seinem Regenten, die es, trotz der traurigen Vergangenheit, nicht ganz verloren hatte, allein das war nur das letzte Aufleuchten einer verlöschenden Flamme; das Feuer dieser kurzen Begeisterung brannte bald aus, da man ihm muthwillig alle Nahrung entzog; die Zeit brachte mit sich einen gewaltigen Sturm und selbst die verglühte Asche wurde weggeweht, daß nichts blieb als die leere, traurige Stätte.

Die gemeinste Wollust, zu der der König nach dem Tode der Herzogin von Chateaurour herabsank, äusserte zwar auf ihn die unvermeidlichen Folgen der Abstumpfung, aber sie war nicht so verderblich für sein Reich, als seine unselige Verbindung mit der Marquise von Pompadour. Ihr war es nicht genug, den König zu beherrschen, sie reckte ihre Tyrannenhand verderbend über das unglückliche Reich, sog das Mark des Landes, verprassete das Eigenthum des Volkes und stiftete durch Herrschsucht, Gehässigkeit und Menschenverachtung ein Unheil, über das die nachfolgenden Geschlechter bluten mußten; sie entzündete von Rachsucht

*) Vergleiche 1. Bd. 3. Heft S. 37 ff.

gegen Preussen geleitet, durch den unseligen Bund mit Oestreich die verheerende Flamme des siebenjährigen Krieges; sie ließ zur Befriedigung ihrer Leidenschaft Frankreich entvölkern und verarmen, und führte das aus, was Ludwig XIV. begonnen und Orleans fortgesetzt hatte.

Durch Unsittlichkeit war der Hof ein Spott des Volkes, durch Verschwendung und Ungerechtigkeit wurde er ein Gegenstand des Hasses. Schrecklich litt die Nation durch das hier ausgestreute Gift, die Großen pflanzten den verderblichen Geist des Leichtsinnes nach dem Beispiele ihres unedeln Vorbildes in den Provinzen an; Ehre, Tugend und Gerechtigkeit, die höchsten Güter des Menschen, wurden feil; reich werden und den Raub vergeuden, war das Dichten und Trachten aller Stände, die nicht unter der ihnen aufgelegten Last seufzten; alles schien sich vereinigt zu haben, um die Nation dem größten Verderben Preis zu geben. Helle Denker, durch die Gewalt wissenschaftlicher Bildung von den Fesseln des religiösen und bürgerlichen Aberglaubens frei, zogen die Urheber des Verderbens vor den Richterstuhl der Oeffentlichkeit, griffen mit beißendem Spott die Blößen der Volksverderber an und fanden in dem aufblühenden Geschlechte eben so viele Anhänger, als die alten Vorurtheile Gegner. Die Freunde der Finsterniß verfolgten sie mit ihrem ganzen Hasse, predigten leidenschaftlicher als vorher, blinden Wahn und vorurtheilsvolle Schwärmerei, und es schien zweifelhaft, ob sie oder die Freunde des Lichtes siegen würden. Verschiedene Vorfälle, welche zugleich Zeugniß geben über die Sinnesweise des Volkes und seiner Regierung, dienten zur Vergrößerung des Unglückes. Dahin rechnen wir besonders die Verurtheilung des Calas, den Rechtsmord an la Barre und Lally und die Hinrichtung des Königsmörders Damiens.

In Toulouse wohnte ein Kaufmann, Jean Calas, als Protestant geboren in Languedoc, wo seit der Aufhebung des Ediktes von Nantes die verfolgten Hugenotten

im Stillen fortbestanden und wegen der Heimlichkeit, in der sie ihre Religionsgebräuche übten, von der auf Ludwig XIV. folgenden Regierung zwar geduldet, von den Pfaffen aber angefeindet und bedrückt wurden, — Calas, seit er sich dorten niedergelassen, als ein treuer Anhänger seines Glaubens, zugleich als ein redlicher Mann bekannt und in grauem Haupte ein geachteter Bürger. Drei Söhne und drei Töchter hatte er vor seinen Augen aufblühen sehen. Der zweite von den Söhnen schwor den Glauben seiner Väter ab und ging zur katholischen Kirche über. Bald darauf fand man den Aeltesten Marc Antoine, einen unruhigen und ausschweifenden Menschen, eines Morgens in dem älterlichen Hause aufgeknüpft.*) Ist auch die ungeregelte Lebensweise desselben allgemein kundig, weiß man auch, daß ihn seit einiger Zeit eine düstere Schwermuth befallen hatte, hat man Zeugnisse die Fülle von der Liebe des Jean Calas zu seinen Kindern; von einer Stimme der Bosheit angegeben, hört man durch die ganze Stadt einen Schrei des Entsetzens; der edle Vater wird der Ermordung seines Sohnes beschuldigt, und die Ursache dieses schauderhaften Verbrechens in der Absicht des Erwürgten, den katholischen Glauben an zu nehmen, gefunden. Nicht genug der Beschuldigung! Man trägt sich mit noch seltsameren Mähren, man sagt sich laut, die Protestanten haben sich in einer ihrer Versammlungen durch einen furchtbaren Eid verbunden, jede Untreu an ihrer Religion mit dem Tode zu bestrafen, ja man bezeichnet selbst den Mann unter ihnen, der zur Vollstrecknng solcher Bluturtheile berufen sei. Immer lauter wird die Stimmung des Volkes, schadenfroh genährt von denen, die nach unschuldigem Blute dürsten, und die Obrigkeit, der Macht der öffentlichen Meinung und ihrem eigenen Vorurtheile folgend, befiehlt den Verhaft des Calas und seiner ganzen Familie. Ein Schöff

*) Am 13. Oktober 1761.

des Staatsgerichtes der Stadt, Namens David, vollzieht diesen Auftrag, welcher der erste Schritt wird zu einem grausenhaften Verbrechen. Die Untersuchung beginnt, der Angeklagte wird verhört; die Zeugen treten auf, die gegen ihn aussagen, was sie von Anderen vernommen haben, und das Gericht, mit derselben leidenschaftlichen Blindheit geschlagen, wie diese Ankläger, schenkt ihren schwankenden, unzuverlässigen Aussagen Glauben; es achtet nicht auf die Vertheidigung des würdigen Greises; es hört dessen Rechtfertigung, daß er als ein Greis, hochbetagter Mann, nicht der Mörder eines Jünglings sein könne, der in der Fülle der Jahre an Kräften ihm weit überlegen gewesen sei; es hört, wie er darthut, daß er von jeher ein zärtlicher Vater seiner Kinder gewesen sei, wie er selbst den zum katholischen Glauben übergegangenen Sohn durch ein ansehnliches Jahrgeld unterstütze; es hört, wie er zeigt, daß die katholische Magd, die man als Zeugin des Mordes anklagt, diesen nicht geduldet haben würde, daß sein Sohn schon lange Zeit von einer düstern Schwermuth befallen gewesen sei; — vergebens — alle Zeugnisse der Unschuld des beklagenswerthen Vaters müssen der Giltigkeit einiger undeutlicher Ausdrücke, die er im ersten Schrecken gebraucht, weichen, man spannt ihn auf die Folter und verurtheilt ihn, nachdem er standhaft diese Marter erduldet hat, auf den Grund eines leeren Verdachtes zum Tode durch's Rad, verweiset den jüngsten Sohn Jean Pierre aus dem Reiche und spricht die übrigen Glieder der Familie nebst der Magd frei. Das Parlament bestätigte das ungerechte Urtheil mit acht Stimmen gegen fünf und am 9. März 1762 bestieg der Unglückliche das Schaffot. Er that es mit getrostem Muthe. „Ich sterbe unschuldig, — sprach er, meine Richter müssen durch falsche Zeugen irre geleitet worden sein. Jesus Christus aber, der die Unschuld selber war, starb eines noch qualvolleren Todes.“ — Des Verbannungsurtheils über den jungen Calas hätte es nicht bedurft,

denn die ganze durch schreckliche Rechtsverkehrung mißhandelte Familie machte sich auf und verließ das Land, unter dessen Gesetzen sie nicht ferner leben mochte. Die Bürger von Genf, großen Theils Glaubensverwandte dieser Unglücklichen, nahmen sich derselben mit dem Eifer und der Wärme an, die man von jeher an verfolgten Religionsgenossen hat üben sehen. Mehr aber noch, als diese edeln Schweizer, that ein Mann, welcher mit den Werken seines Geistes die ganze gebildete Welt beherrschte und ein gefürchteter Feind des Aberglaubens und des Fanatismus war. Voltaire, der nach mancherlei Schicksalen auf seinem Gute Ferney bei Genf wohnte, und mit Entrüstung die Nachricht von dem traurigen Ereignisse in Toulouse vernommen hatte, sieht sich von Unglücklichen als ein Helfer angerufen und beschließt ihre Rechtfertigung. Furchtlos tritt er als der Vertheidiger des gemordeten Calas auf; seinem Worte horchen alle Völker Europa's und die Stimme des Mitleides und des Unwillens über die Aufopferung eines Redlichen durch die Schergen religiöser Barbarei erschallt in allen Ländern, am lautesten in Frankreich; alle Stände nehmen Parthei für die Familie des Gemordeten, und die Regierung verfügt auf die Bitten derselben die Durchsicht des Prozesses. Fünfzig Richter werden deßhalb zu einem Gerichte berufen; sie sehen die Urkunden jener Verhandlung durch, sprechen*) das Urtheil der Nichtigkeit über den Rechtsspruch des Parlamentes von Toulouse, erklären den gerichteten Calas für unschuldig und setzten seine Familie wieder in ihre Rechte ein. Ganz Frankreich begrüßt dieses Erkenntniß mit ungetheiltem Beifall, Frauen und junge Männer, Hofleute und Staatsbediente, selbst die Minister und der König wetteifern, den Unterdrückten die lange geduldete Schmach durch Freigebigkeit zu vergüten; Schande und Verachtung trifft

*) Am 9. März 1765.

das Parlament von Toulouse und David, einer der eifrigsten Gegner des Calas, stirbt, gequält von Gewissensbissen, in Geisteszerrüttung.

Nach diesem Vorgange hätte man von den übrigen Gerichten Frankreichs mehr Vorsicht und Mäßigung erwarten sollen; allein es ist eine traurige Wahrheit, daß einem zerrütteten Staate an einem Opfer nicht genügt, und daß erst nach wiederholten Zeugnissen der Verkehrtheit der bessere Geist sieget. Und schon ein Jahr nach der öffentlichen Beschimpfung des Parlamentes von Toulouse fällte das von Paris ein noch schändlicheres Urtheil, als das über Jean Calas ausgesprochene.

Auf der Brücke zu Abbeville, einer angesehenen Stadt in der Picardie, fand man ein daselbst aufgestelltes Kruzifix zertrümmert. Der fromme Aberglaube sieht in dem zur Nachtzeit verübten Frevel ein schreckliches Verbrechen und fordert laut Strafe über den unbekannten Uebelthäter. Die Entdeckung desselben wird einem jeden religiösen Gemüthe die wichtigste Angelegenheit; man forschet und argwöhnet und Niemand ist im Auskundschaften des Verbrechers eifriger als die Geistlichkeit. Erfolglos bleiben alle Bemühungen; aber man will der gefürchteten Rache des Himmels ein Opfer bringen, und greift, da es an Zeugnissen fehlt, nach dem leisesten Verdachte, ja selbst ohne diesen bezeichnet man diejenigen als schuldig, die einer solchen That hätten fähig sein können. Zwei Offiziere, de la Barre und d'Etallonde, leichtsinnige Jünglinge, die, von der unter den gebildeten Ständen schon herrschender Geringschätzung kirchlicher Formen angesteckt, sich öfter zweideutige Aeusserung über Religionsgegenstände erlaubt haben, werden als Urheber des Muthwillens genannt, und vor Gericht gefordert. Der ganze Haß gekränkter Frömmler trifft, da d'Etallonde sich durch die Flucht rettet, den unglücklichen La Barre; nicht Zeugniß oder Beweis sprechen gegen ihn, wohl aber die Leidenschaft in ihrem Innersten verletzter Religionswuth.

Man hat von ihm leichtfertige Reden gehört, Beispiele von Religionsverachtung an ihm erlebt, warum sollte er nicht des Frevels an dem Kruzifixe fähig gewesen sein? Er und sein entflohener Freund haben religiösen Spott getrieben mit gottlosen Dingen, warum sollen sie nicht ihre Hand auch an das Heiligthum gelegt haben? So denkt, so urtheilt das Gericht und spricht Verdammung zum Tode über den Schuldlosen aus. Noch hofft dieser, noch hoffen seine Freunde, in denen man alle gebildete Stände erkennt, das Parlament von Paris werde den ungerechten, fluchwürdigen Spruch vernichten; aber vergebens; es milderte ihn selbst nicht. Verleitet und eingeschüchtert durch die Vorspiegelungen und Drohungen erboster Priester, traten mehrere Verwandte des Angeklagten, die Mitglieder dieses hohen Gerichtes waren, zurück; andere glaubten es sich dem Staate und der Kirche schuldig, durch ein Beispiel barbarischer Strenge die morschen Stützen des veralteten Gebäudes vor weiteren Angriffen zu sichern und das Parlament sprach mit einer Stimmenmehrheit von zwei das Todesurtheil über La Barre, „weil er der Umstürzung des Kreuzes höchst verdächtig und mehrerer anderer Frevel überführt sei.“*) Man spannte den Unschuldigen auf die Folter, und führte ihn dann auf das Blutgerüst, hieb ihm die rechte Hand ab und enthauptete ihn dann. Mit der Standhaftigkeit eines Tugendhelden überstand der siebenzehnjährige Jüngling diese Qualen und starb, beklagt von allen Vorurtheilsfreien, als ein Opfer der gehässigsten Leidenschaft.

Ganz Frankreich schauderte über die blutige Ungerechtigkeit, mit der man die wankenden Altäre befestigen wollte; alle Verständigen sahen in derselben ein Mittel, ihren Sturz zu beschleunigen, schämten sich vor Europa der Schmach

---

*) **Lacretelle Histoire de France pendant 18 Siecle T. IV.**

einer rachgierigen Verblendung und verwünschten eine Verfassung, in der man der Willkühr ungeschickter und übelwollender Rechtsausleger Preis gegeben war.

In demselben Jahre starb auch der Graf Lally auf der Richtstatt. Dieser General, der in Irland geboren, aber unter Frankreichs Fahnen ein ausgezeichneter Feldherr geworden war, hatte während des siebenjährigen Krieges in Ostindien befehligt. Von dem Mutterlande, das seine beste Kraft in Teutschland verschwendete, schlecht unterstützt, und durch die Zuchtlosigkeit des ihm anvertrauten Heeres an kräftigem Unternehmen gehindert, war er nach dreifacher Niederlage der französischen Flotte, die ihm beistehen sollte, sich und seinem gewaltigen Thatendrang überlassen geblieben. War ihm auch die Eroberung von Madras mißglückt, so hatte er in der Vertheidigung von Pondichery einen so beharrlichen Muth und eine so verständige Thätigkeit gezeigt, daß er um ihretwillen den Dank des Vaterlandes verdiente.

Den Verlust von Ostindien konnte Frankreich nicht verschmerzen; unter Allen aber, welche mit Verdruß an denselben dachten, waren die Mitglieder der ostindischen Gesellschaft am meisten erbittert, denn sie hatten mit dem ganzen Einsatz selbst die Hoffnung auf Entschädigung verloren. Die Klagen, welche von den aus den verlornen ostindischen Kolonien zurückkehrenden Franzosen über die Härte erhoben wurden, mit der Lally dorten seine zügellosen Untergebenen behandelt hatte, lenkten die Unzufriedenheit der Aktienbesitzer auf ihn, und bald gab man ihm Schuld der ausserordentlichen Einbuße. Die Nachricht der gegen ihn ausgesprochenen falschen Beschuldigungen treibt den nach der Uebergabe von Pondichery in England gefangen gehaltenen Lally nach Frankreich; auf seine Unschuld vertrauend kommt er nach Paris, um sich vor der öffentlichen Meinung

---

Vergleiche IV. Band, 5. Heft, S. 28 u. ff.

zu rechtfertigen; man ergreift ihn, setzt ihn in die Bastille, klagt ihn des Verrathes am Wohl des Vaterlandes an und beginnt die Untersuchung. Mit unbegreiflicher Leidenschaftlichkeit bemächtigt sich das Parlament zu Paris der Richtfähigkeit über einen Gegenstand, der ihm fremd ist; maßet sich an, über die Thätigkeit eines Oberfeldherrn in einem entfernten Lande zu urtheilen; wirft sich, unkundig im Kriegswesen und der Verknüpfung vieler hierin einschlagenden Gegenstände, zum Richter von Handlungen auf, die es kaum dem Namen nach kennt. Die Regierung, die in anderen Fällen sich eigenmächtig in die Berathungen und Urtheile der Rechtsbehörden gemischt hatte, zeigt hierbei eine empörende Gleichgültigkeit, weil sie durch die Fehler, welche das Parlament zu machen im Begriffe steht, ihre eigenen zuzudecken hofft; sie fordert den General nicht aus den Händen einer übermüthigen Richtversammlung, sie stellt ihn nicht, wie er es fordern konnte, vor ein aus hohen Offizieren gebildetes Kriegsgericht, sie läßt dem Haß und der Rachsucht freies Spiel und macht sich dadurch eines verabscheuungswürdigen Verbrechens mit schuldig. Das Parlament verhandelt die Sache vor seinen Schranken; untersucht das Benehmen Lally's bei den Unternehmungen auf Carnate und Madras, bei dem Rückzuge nach Pondichery und seiner Vertheidigung; es wird kein Sachverständiger zu Rath gezogen und ausser der Stimme der Erbitterung solcher Personen, welche Lally's Strenge in Ostindien gefühlt hatten, nur die der Wuth über die Zerstörung glänzender Hoffnungen gehört. Vier Jahre währt die gesetzwidrige Untersuchung und während dieser langen Zeit kommt kein besserer Geist in die Verhandlung.

Die gegen Lally aufgestellten Zeugen, früher seine Untergebenen, die ihn der Grausamkeit, Habsucht und Erpressung beschuldigen, konnten keine vollgiltige Beweise gegen ihn liefern, zumal da er, als ihr Vorgesetzter, ihnen Nachlässigkeit, Untreue und Empörung vorwarf. Ihren

Anschuldigungen setzte er stolze Verachtung entgegen, antwortete auf ihre Klagen mit dem seinem heftigen Charakter eigenen Ungestüm, und bezeugte dadurch, daß er wohl fähig war gewaltthätiger Herrschsucht und unüberlegter Strenge, aber des Verbrechens nicht, das man ihm andichtete. Mehr als seine Thaten sprach gegen ihn ein unversöhnlicher Haß, den die ersten Geschlechter athmeten; weder der Drang der Umstände, noch die Uebermacht der Feinde, noch die Zerrüttung des damals unter seinen Befehlen stehenden Heeres, nicht die wiederholten Empörungsversuche der Besazzung von Pondichery, nicht die Achtung, die sein Verfahren den Feinden geboten hatte, rechtfertigte ihn vor seinen befangenen und irre geleiteten Richtern, bei denen die Spannung, welche zwischen den Parlamenten und einigen Kriegsbefehlshabern herrschte, den Wunsch, an einem derselben ein Beispiel richterlicher Strenge zu geben, erzeugt hatte. Sein Tod wurde beschlossen.

Als man den achtundsechzigjährigen mit vierzehn Wunden bedeckten General zum letzten Mal vor die Richter führte, deren Anblick ihn zur Wuth reizte, blickte er mit dem kecken Stolz eines Helden die Gegner an. Man las ihm den Richtspruch vor, der ihn als „schuldig und überführt des Verrathes am Wohl des Königs, des Staates und der ostindischen Gesellschaft, des Mißbrauches seiner Gewalt, der Bedrückung und Erpressung" — zum Tode verdammte. Da brausete der Verurtheilte gegen seine Richter auf, — schalt sie ihrer Ungerechtigkeit und ihres Unverstandes willen, — nannte sie schändliche Verläumder, gottesvergessene Tyrannen, ließ seinem gerechten Zorn gegen diese Unwürdigen freien Lauf und würde Hand an sie gelegt haben, wäre es ihm möglich geworden. Vor Grimm seiner nicht mehr mächtig wüthete er gegen sein eigenes Leben und schlug sich mit einem Kompas, dessen er sich beim Zeichnen seiner Karten bedient hatte, auf's Herz. Es brach nicht von dem fürchterlichen Schlage, aber das Parlament

benutzte diesen Vorfall zu einer schändlichen Rache an dem Unglücklichen und ließ ihm, als er zum Richtplatz geführt wurde, den Mund mit einem Knebel sperren. So starb Lally unschuldig eines schmählichen Todes*); sein Blut schrie nach Rache über seine Mörder.

Die Hinrichtung dieses um Frankreich verdienten Mannes, die entehrenden Umstände derselben und das Andenken an des grauen Helden glänzende Kriegsthaten löschte bald in vielen Herzen den Haß aus; mit seinem Blute war ein großer Theil seiner Feinde versöhnt, und das Volk erblickte in dem Enthaupteten bald nur das Opfer einer gewaltthätigen Rechtspflege. Am lautesten sprach Voltaire, der durch die Rechtfertigung des Calas die für Menschenwerth empfänglichen Gemüther seines Vaterlandes sich befreundet hatte. Er warf sich zum Vertheidiger des durch einen unerhörten Rechtsgang auf's Blutgerüst gebrachten Mannes auf; er redete so furchtlos, so gewaltig, so eindringend, daß die öffentliche Meinung, diese in früheren Zeiten unbekannte Macht der Gedanken, sich gegen die Richter und die Regierung wendete, sie eines blutigen Mißbrauches ihrer Gewalt beschuldigte und die Wiederherstellung der Ehre des Verurtheilten verlangte. Diese Stimmung benutzten Lally's Sohn und Freunde, zeigten, wie ein Obergeneral wegen der ihm angeschuldigten Dienstvergehen nur von Männern seines Faches beurtheilt und gerichtet werden könne, wie das Verbrechen, dessen man jenen geziehen habe, unerwiesen sei, und wie man ihn mehr wegen der durch die gesetzwidrige Behandlung erzeugten Beleidigung seiner Richter, als wegen der ihm angedichteten Schuld zum Tode geführt habe. Die Stimme der Wahrheit und der gerechten Theilnahme drang endlich bis zum Throne durch; es wurde eine Durchsicht der Verhandlung des Parlamentes angeordnet, der widerrechtliche Spruch desselben für falsch und

*) Am 9. Mai 1766.

nichtig, und der als Verbrecher gestorbene Lally für unschuldig erklärt.*)

Wie die Regierung durch Vorgänge dieser Art das Vertrauen des Volkes verlor, so hatte sie schon früher durch andere verkehrte Maasregeln die Herzen sich entfremdet. Schon vor Anfang des siebenjährigen Krieges bestand zwischen dem Könige, dem Parlamente von Paris und der Geistlichkeit ein Zwist, welcher das Volk erbitterte,**) es war der Streit über die Verweigerung der Sterbesakramente an solche, welche bei jansenistischen Priestern gebeichtet hatten. Der König hatte sich unberufen in die Schritte der Rechtspflege des Parlamentes gemischt, welches nach den bestehenden Gesetzen des Königreiches die widerspännstigen Priester, die sich auf den gesetzwidrigen Befehl des Erzbischofes stützten, zur Ordnung wies; er hatte den Richtern Stillschweigen geboten, sich des vor Gericht geforderten Erzbischofs angenommen und gegen das Murren des Volkes über diese Gewaltschritte eine stille Verachtung, wie gegen die Seelenangst der trostlos Hinsterbenden eine gefühllose Gleichgültigkeit gezeigt. Unerwartet traf ihn die Rache.

Am fünften Jänner des Jahres 1757 Abends sechs Uhr, in demselben Augenblick, als Ludwig XV. zu Versailles in den Wagen steigen will, um in der Gesellschaft des Dauphin und einiger anderer hoher Personen nach dem Lustschlosse Trianosa zu fahren, wo man das Neujahrsfest feierte, drängt sich ein Unbekannter durch die den Monarchen umstehende Leibwacht, tritt, von der spärlichen Erleuchtung des Platzes begünstigt, keck zu dem Könige, versetzt ihm von hinten einen Stich in die rechte Seite und entfernt sich, das blutige Messer in die Tasche steckend, langsam. Das Geschrei des Königs verräth seiner Umge-

*) Im Jahr 1778.

**) Vergleiche I. Band, 4. Heft, Seite 116 — 117.

bung die schreckliche That. „Der Mensch hier hat mich gestochen! — ruft er, auf den Mörder zeigend, welcher den Hut auf dem Kopfe behalten hatte. — Ergreift ihn, thut ihm aber kein Leid.“ Schrecken bemächtigt sich aller Anwesenden. Während die Leibwacht den Thäter zu ergreifen sucht, drängen sich die Offiziere aus dem Gefolge des Königs um dessen Person; man bringt den Monarchen in sein Gemach und eilt, da man die unbedeutende Wunde für vergiftet hält, nach einem Priester. In dem ganzen Schlosse findet sich keiner, weil Ludwig sein eingeschläfertes Gewissen nicht den beständigen Anregungen eines Sittenpredigers hatte aussetzen wollen, und man sieht sich genöthigt, einen solchen auswärts zu suchen. Indessen eilt die Königin, von dem Gerüchte der schrecklichen That erreicht, zu dem erschütterten Monarchen. Er empfängt sie mit einer Zärtlichkeit, die er ihr seit fünfundzwanzig Jahren nicht bewiesen hat, und die Marquise von Pompadour erhält den Befehl, das Schloß zu verlassen. Der Gedanke an den Tod gewinnt mit jedem Augenblick mehr Stärke bei ihm, er legt seine Macht in die Hände des Dauphin, und erklärt diesen für seinen Stellvertreter.

Mit der Schnelligkeit der Angst lauft das Gerücht von des Königs Verwundung durch Versailles und die Straßen der Hauptstadt; die Furcht vor einer allgemeinen Verschwörung gegen das ganze Königshaus treibt es; denn der auf der That ergriffene Mörder hatte gesagt: „Habt auf den Dauphin acht! Laßt ihn den ganzen Tag über nicht ausgehen!“ Man staunt, man ist entsetzt, aber man beklagt den Monarchen nicht, der längst schon die Liebe und Achtung seines Volkes verscherzt hat. Ein schrecklicher Verdacht steigt in Vielen auf; jede der streitenden Partheien mißt die That der andern bei; aber jede fürchtet den Argwohn des Hofs; jede sucht ihrer Gegnerin in den Gemächern des Königs zuvor zu kommen, und der Weg nach Versailles ist mit Menschen aus den angeseheneren Ständen

bedeckt. Doch ihre Furcht ist vergebens; denn der verhaftete Verbrecher nennt keinen Mitschuldigen seiner That.

Robert Franz Damiens, so hieß der Mörder, war der Sohn eines armen Pächters von Tieuloy, einem Dorfe in der Grafschaft Artois und geboren in dem Jahre 1715. Als Knabe hatte er sich durch bösen Muthwillen ausgezeichnet und von den Bewohnern den Namen Robert, le Diable, erhalten. Eine Zeit lang hatte er als Soldat gedient, war dann Bedienter bei den Jesuiten-Zöglingen zu Paris geworden, hatte nach einigen Jahren diesen Dienst verlassen, sich mit Elisabeth Mioriennе verheirathet, war, nachdem er mehrmals seine Herrschaft gewechselt hatte, Bedienter bei dem russischen Geschäftsträger geworden, hatte diesem 240 Louisd'or entwendet, zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt, sich nach den Niederlanden gerettet und sich in St. Omer, Dünkirchen und Brüssel aufgehalten. Die Streitigkeiten des Königs mit dem Parlamente hatten ihn sehr beschäftigt; man hatte ihn oft in den leidenschaftlichsten Ausdrücken über diesen Gegenstand reden gehört. Kurz zuvor, als er nach Frankreich zurückkehrte, hatte er zu Poperingue, einem bei Ypern gelegenen Städtchen, geäussert: „Wenn ich nach Frankreich zurück komme, werde ich sterben; aber der Vornehmste in dem Reiche wird auch sterben, und ihr werdet von mir sprechen hören.“ — Seine Reden trugen damals meistens das Gepräge der Schwermuth an sich und man hielt ihn, wo man ihn kannte, für gemüthskrank und geistesirre. In den letzten Tagen des Jahres 1756 kam er nach Paris, von da nach Versailles, berauschte sich hier mit Opium, und ging mit dem Gedanken um, durch eine auffallende Handlung die Gesinnung des Königs zum Wohl seines Vaterlandes zu ändern. In einer Schenke fühlte er solche Wallungen des Blutes, daß er den Wirth bat, ihm einen Menschen zu schaffen, der ihm eine Ader schlüge. Es geschah nicht; er ging in das Schloß, stellte sich hinter eine Säule, lauerte hier auf den König

und verwundete ihn. Nach der That steckte er ruhig das blutige Messer ein, wurde ergriffen und auf die Wachtstube der Leibtrabanten geführt. Die, über den ihrem Dienste angethanen Schimpf, daß der König trotz ihrer Gegenwart angefallen worden war, erbitterten Soldaten, mißhandelten den Verbrecher, und zwickten ihn in der Gegenwart des Ministers Machault oder auf dessen Geheiß, um ihn zum Bekenntniß seiner Mitschuldigen zu bringen. Ihrer Grausamkeit stellte der Mörder eine besonnene Standhaftigkeit entgegen, er verachtete die Qual, nannte Niemanden und antwortete nicht auf ihre Fragen. Sein Betragen erregte Verwunderung, und die Umstände vermehrten sie. Man sah in ihm einen Königsmörder, aber, das Werkzeug, mit dem er seine That vollbracht hatte, flößte einen seltsamen Zweifel ein. Es war ein Zulegemesser mit zwei Klingen; die eine, lang und spitz, konnte als Dolch dienen, die andere war ein Federmesser. Mit dem letzteren hatte er den König gestochen und man konnte sich nicht verhehlen, daß es, hätte er sein Messer umkehren wollen, in seiner Macht gestanden haben würde, den Stich auf der Stelle tödtlich zu machen. Diese unerklärbaren Umstände beschäftigten jedermann eben so sehr, als die That.

Nach dem ersten Verhöre schrieb Damiens an den König:

„Ich beklage, daß ich das Unglück hatte, in Ihre Nähe zu kommen. Wenn Sie es nicht mit dem Volke halten, so werden Sie samt dem Dauphin und einigen andern Personen umkommen. Betrübt wäre es, wenn ein so vortrefflicher Prinz um der großen Gnade willen, die er den Geistlichen, die sein ganzes Vertrauen gewonnen haben, erweiset, seines Lebens nicht sicher sein sollte. Wenn Sie nicht in kurzer Frist helfen wollen, so wird es großes Unheil geben; denn Ihr Reich ist nicht gesichert. Zu Ihrem Unglück haben Ihre Unterthanen ihre Entlassung eingereich-

und doch kommt die Sache nur von diesen*). Wenn Sie nicht die Güte haben zu befehlen, daß man Ihrem Volke die Sterbesakramente reiche, welche seit Ihrer Sitzung im Parlamente verweigert worden sind, worüber das Gericht den Hausrath der geflüchteten Priester verkauft hat, — so wiederhole ich Ihnen, daß Sie Ihres Lebens nicht sicher sind. Diese Mittheilung ist sehr wahr. Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen durch den Offizier, der dieses überbringt und der mein ganzes Zutrauen besitzt, zukommen zu lassen. Der Erzbischof von Paris ist durch die Verweigerung der Sakramente an all der Unordnung schuld. Nach der blutigen That, die ich an Ihrer geheiligten Person verübt habe, läßt mich das redliche Geständniß, das ich Ihnen zu machen mir die Freiheit nehme, die Hoffnung auf Eurer Majestät Gnade.“

Die Unruhe, welche der verworrene Inhalt dieses Schreibens erzeugte, wurde durch einen kleinen beiliegenden Zettel noch vermehrt, welcher geeignet war, einen noch grauenhaftern Verdacht auf mehrere Parlamentsmitglieder zu werfen.**) Sie fühlten ihn und beeiferten sich die kurz zuvor verlassenen Dienste des Königs wieder zu suchen. Dieser, von so vielen Widersprüchen bestürmt, überließ sich rathlos der Meinung seines Sohnes, die in der verzweifelsvollen

---

*) Es hatten nämlich sehr viele der Parlamentsräthe ihren Abschied gefordert.

**) Dieser Zettel lautete wörtlich also:

„M. M. Chagrange. Seconde. Baisse de Lisse.

„De la Guyomie. Clement. Lambert.

„Le President Rieux de Bonnainvilliers.

„President de Massi et presque tous.

„Il faut qu'il remette son parlement, et qu' il le soutienne, avec promesse de ne rien faire aux ci-dessus et Compagnie.

Signé Damiens.“

Lage des Staates eben so ruhig als edel sich entwickelte. Nach kurzem Bedenken wurde die Untersuchung gegen den Königsmörder dem großen Rathe des Parlamentes anvertraut.

Nach den ersten Verhören wurde Damiens*) von Versailles nach Paris geführt und in dem Thurme Montgommerri in ein Zimmer oberhalb desjenigen gebracht, in welchem Ravaillac; der Mörder Heinrichs IV. gesessen hatte. Die Untersuchung begann. Der Bösewicht zeigte in den Verhören ein Benehmen, über das schwer zu entscheiden war. Bald erschien er als ein verstockter Sünder, den das Vollbringen einer Unthat ergötzet, bald als ein Verrückter, der in einer Art von Geisteszerrüttung gehandelt hatte und in dessen Gehirn sich seltsame Vorstellungen durchkreuzten; bald als schlaues und hartnäckiges Werkzeug fremder Bosheit, das im Bewußtsein schrecklicher Geheimnisse mit spöttischer Verachtung auf die Besorgtheit seiner Richter blickt; bald als ein abgefeimter Bösewicht, der mit dem Schrecklichen Scherz treibt. Als man ihn vor die Versammlung des Gerichtes führte, zeigte er keine innere Bewegung; die Gegenwart hoher Personen, der Prinzen und Pairs, irrete ihn nicht; er übersah diese der Reihe nach, schien über ihre Anwesenheit zu spaßen und sagte unter Anderem: „Da sehe ich ja den Herrn d'Uzès, dem ich bei Tafel auf zu warten die Ehre gehabt habe. Auch den Herrn Turgot sehe ich. Den habe ich auch bedient. Auch den Herrn von Boufflers.“ — Mit ausserordentlicher Keckheit wendete er sich gegen den Marschall von Noailles. „In Ihren weißen Strümpfen wird es Ihnen nicht warm werden. Sie sollten sich an den Kamin setzen.“ — Und zu dem Baron Pasquier, der mit großer Beredsamkeit die Anklage vortrug, sagte er: „Der König sollte Sie zu seinem Kanzler machen!“ Man fragte ihn nach seiner Ver-

*) In der Nacht vom 17. — 18. Januar.

bindung mit Parlamentsräthen, und — er antwortete: „Ich kenne sie fast alle!" Der Herzog von Biron forschte nach den Mitverschworenen und erhielt die Antwort: „Sie würden in große Verlegenheit kommen, wenn ich sagen wollte, Sie wären es." — Früher hatte er gesagt: „Ja, ich habe deren; allein jetzt nenne ich sie nicht. Lassen Sie mich mit dem Dauphin reden, dem will ich Vieles entdecken. Wenn mir der König das Leben zu schenken verspricht, will ich mich deutlicher erklären." Da man aus verschiedenen Aeusserungen des Angeklagten Verdacht schöpfte, er möchte von Geistlichen verleitet worden sein, wie Ravaillac, da selbst das bei ihm vorgefundene Geld auf angesehenen Rückhalt deutete und man ihn darüber ausforschte, versetzte er: „Ich hatte wohl noch andere Hilfsquellen." — „Hätte ich mir die jansenistischen Priester in St. Omer zu Führern gewählt, diese würden mich von dem Verbrechen abgehalten haben." — „Hätte ich — sagte er — nach der That die Pferde erreichen können, die meiner warteten, so wäre ich jetzt in Sicherheit." — In diesen Verhören zeigte er oft die Schamlosigkeit eines lüderlichen Taugenichtses. Als man in ihn drang, den Ort zu nennen, an dem er sich zu einer gewissen Zeit aufgehalten habe, entgegnete er lächelnd: „Den Ort kann ich in so ehrenwerther Gesellschaft nicht nennen; ein reizendes Mädchen hatte mich hingeführt, das nach Hofsitte geputzt war." Auch über seine Ausschweifung in jüngeren Jahren scherzte er und sagte als man ihm mehrere Diebstähle aus jener Zeit vorhielt: „Ich war ein sehr ungeschickter Dieb." Aus diesen verworrenen Aeusserungen, in denen er sich zu gefallen schien, brachten ihn selbst die Qualen der Folter nicht; sie schienen jene noch zu vermehren. Man legte ihn auf die Marterbank und setzte ihm die Schrauben an. „Verfluchter Erzbischof, — rief er aus — deine Verweigerung ist an dem Allen schuld!" Er behauptete standhaft, wie vorher, er habe den König nicht ermorden, sondern durch eine Ver-

wundung nur bessern wollen. „Ich hätte ihn tödten können, wenn ich gewollt hätte," wiederholte er. Dann nannte er einen gewissen Gauthier als Mitverschwornen. Man verhaftete diesen, stellte ihn vor Gericht, fand aber keine Schuld an ihm und ließ ihn später los.

Die Widersprüche in den Angaben Damiens, die mit Feinheiten und witzigen Einfällen abwechselten, verwirreten die Richter und beschäftigten die Partheien im Volke; jene wußten nicht, aus welchem Gesichtspunkte sie den Verbrecher und dessen That betrachten sollten, diese benutzten die Zweideutigkeit desselben, sich gegenseitig anzufeinden und zu beschuldigen. Die Jesuiten nannten ihn einen Schüler der Jansenisten und seine That eine Folge des Beispieles von Widersetzlichkeit, welches das Parlament gegeben hätte, suchten jenes und dieses zu verdächtigen, warfen dem Letzteren Schlaffheit in Anwendung der Mittel vor, welche den Bösewicht zum Bekenntniß seiner Genossen bringen sollen und waren kühn genug zu behaupten, man habe nicht bis in diese Tiefe schauen wollen, weil man sich vor Entdeckungen gefürchtet habe. Mit denselben Waffen kämpften ihre Widersacher gegen sie, zeigten, wie aus Damiens derselbe Geist spreche, der die Hand anderer Königsmörder gelenket habe; wie die absichtliche Verwirrung der Umstände und die boshafte Verdächtigung Unschuldiger nur von Jesuiten gelernt werden könne; beriefen sich auf die frühere Verbindung Damiens mit denselben, und auf Aeusserungen über die Erlaubtheit einer solchen That, die mit den Meinungen jesuitischer Lehrer im Einklange standen. Das Gehässige der Leidenschaftlichkeit, die Sucht an zu schwärzen, stieg auf beiden Seiten bis zur größten Erbitterung, während alle Unbefangenen in Damiens einen rasenden Verbrecher erblickten, der auf dem Wege des Lasters jedes sittliche Gefühl abgestumpft hatte und den Eingebungen einer erhitzten Einbildungskraft folgte; einen Schwärmer, den Unzufriedenheit mit den Verhältnissen des Vaterlandes zu einem tollen unberufenen Retter desselben gestempelt hatte.

Mehr als zwei Monde gingen über der Untersuchung der Nebenumstände von Damiens Verbrechen hin, und nach Ablauf dieser Zeit fand sich das Gericht in der nämlichen Lage, wie zu Anfang derselben. Die Ueberspannung, die Hartnäckigkeit und Schlauheit, oder die Verrücktheit des Angeklagten verwirrten mit jedem Tage die von den Untersuchungsrichtern aufgegriffenen Fäden, verwischten selbst die Spur, auf der er zu der That gegangen war, und man sah sich genöthigt, die Verhandlung zu schliessen, in

der sich nichts offenbart hatte, als daß Damiens sein Werk für ein verdienstliches hielt.*) Aus dem über ihn gefällten Urtheile sprach eine barbarische Strenge. Ungeachtet der nicht unbegründeten, durch die Umstände unterstützten, Behauptung des Missethäters, er habe den König nur schrecken wollen, ungeachtet der bedeutenden Zeugnisse für eine, wenigstens zu Zeiten eintretende, Geistesirre, verdammte ihn das Parlament zu einem grausamen Tode. Der Richtspruch entschied: „Es soll ihm die rechte Hand durchstochen und dann bei langsamem Feuer abgebrannt, er selbst soll dann mit glühenden Zangen gezwickt, von vier Pferden zerrissen, sein Leichnam verbrannt und die Asche in die Luft gestreut werden.“ Dieses gräßliche Urtheil, dasselbe, welches über Ravaillac ergangen war, wurde am 28. März 1757 auf eine schauderhafte Weise vollzogen. Um vier Uhr Nachmittags führte man den Unglücklichen auf den Greveplatz, wo das Blutgerüst errichtet war, und marterte ihn anderthalb Stunden lang. Man brannte ihm die rechte Hand ab, zerfleischte ihn mit Zangen, goß mit kannibalischer Grausamkeit geschmolzenes Blei in die Wunden, und zerriß ihn endlich, nachdem er bei diesen ausgesuchten Martern mit heldenmüthiger Standhaftigkeit der Rachsucht seiner Richter getrotzt hatte. Auch in der fürchterlichsten Qual behielt er das Bewußtseyn und fühlte sich stark genug, den Kopf in die Höhe zu richten und seinen mißhandelten Körper zu betrachten. Den verstümmelten Leichnam legte man auf einen Scheiterhaufen, gab die Asche dem Winde preis, verbannte die unschuldige Familie des Gerichteten bei Todesstrafe auf ewige Zeiten aus dem Königreiche und gab durch die hier bewiesene unmenschliche Strenge dem Volke Stoff zu Unzufriedenheit, indem es nach einem natürlichen Gefühle den Verbrecher beklagte und die Gesetze verwünschte, welche ein halb vollendetes Verbrechen auf fünffache Weise bestraften.

*) Dieses erklärte er selbst seinem Beichtvater.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Anhang.

Biographische Skizzen.

I.

Ziethen.

Hanns Joachim von Ziethen, einer der größten Feldherrn des siebenjährigen Krieges, an dessen Namen sich das Andenken so vieler herrlicher Thaten knüpft, war geboren zu Wustrau bei Ruppin am 18. Mai 1699. Sein Vater, der hier auf einem Gute wohnte, wurde von sehr beschränkten Vermögensumständen gedrückt, konnte wenig für den Sohn thun, ließ ihn fast ohne Erziehung aufwachsen, und dann nach dem sehnlichen Wunsche desselben in Militärdienste treten. Vielleicht haben wenige Männer, die sich zu ähnlicher Größe aufgeschwungen haben, wie Ziethen, gleiche Hindernisse zu bekämpfen gehabt. Von einer nicht angesehenen Familie, ohne irgend ein Mittel, sich geltend zu machen, ohne Vermögen, ohne Freunde, selbst ohne gefälliges Aeussere und ohne die Gabe, sich beliebt zu machen, trat er, vierzehn Jahre alt, in das Fußregiment von Schwendy. Hier machte er die traurige Erfahrung, daß im öffentlichen Dienst oft mehr die Laune als das Verdienst gilt. Dem Könige Friederich Wilhelm I. übel empfohlen, sah er sich nach acht mühsamen Dienstjahren zurückgesetzt, nahm seinen Abschied und zog sich auf das Gut seines Vaters zurück. Dritthalb Jahre nachher gelang es ihm *) als Ober-Lieutenant unter die Dragoner von Wuthenow zu treten; allein auch hier verfolgte ihn das Mißgeschick. Ein elender Mensch unter seinen Kameraden verwickelte ihn in Händel, um derentwillen er zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt und, als er diese überstanden hatte, entlassen wurde. Diese Widerwärtigkeiten schreckten ihn nicht ab, er suchte zum dritten Male Dienste, wurde auf Empfehlung einiger Generale bei der neu errichteten Schwadron Leibhusaren als Lieutenant angestellt **) und schon im folgenden Jahre zum Rittmeister er-

---

*) 1726.
**) 1730.

nannt. Bald darauf verdiente er sich die goldenen Sporen in den Niederlanden wo er unter dem berühmten östreichischen Partheigänger dem General Barouay gegen die Franzosen den kleinen Krieg lernte*). Die Verwendung dieses Generals verhalf ihm schon im folgenden Jahre zur Major-Stelle. Als Oberst-Lieutenant zeichnete er sich im ersten schlesischen Kriege bei allen Gelegenheiten durch Muth, Kühnheit und Klugheit, und vorzüglich aber in dem Gefecht bei Rothschloß aus, wo es ihm fast glückte, seinen ehemaligen Lehrer Barouay gefangen zu nehmen. Der König ernannte ihn für diese That zum Obersten und Befehlshaber des aus der Leibschwadron gebildeten Husarenregimentes von zehn Schwadronen, das Ziethen's Namen erhielt, und verlieh ihm den Orden pour le merite. An der Spitze seiner Husaren streifte er, als der König in Mähren einbrach**), über Znaim bis nach Stockerau, vier Meilen von Wien, und verbreitete Furcht und Schrecken in der Hofburg. Selbst die Baiern waren im Jahre vorher der alten Kaiserstadt nicht so nahe gekommen, und so war, von der Vertreibung der Türken vor Wien bis auf die Einnahme dieser Stadt durch die Franzosen ***), Ziethen der einzige feindliche Offizier, der mit bewaffneter Hand sich vor die Thore derselben wagte. Der zweite schlesische Krieg entwickelte das Talent Ziethen's noch mehr. Auf dem Rückzuge aus Böhmen zeichnete er sich bei Teinitz aus, wurde zum General-Major ernannt, that im nächsten Jahre bei Jägerndorf einen kecken Zug durch das östreichische Heer, befehligte bei Hohenfriedberg in dem linken Flügel und half das Glück dieser Schlacht entscheiden, focht abermals in dem linken Flügel des Königs bei Sorr, trug viel zu dem Sieg desselben in Katholisch-Hennersdorf bei, wurde aber hier verwundet. Nach dem Frieden zu Dresden sammelten sich nochmals finstere Wolken am Horizonte seines Glückes. Nicht blos häusliches Trübsal suchte ihn heim, indem sein einziger Sohn und seine Gattin starben; es gelang der Verläumdung seine Verdienste in Schatten zu stellen und man befürchtete, daß ein tüchtiger General das Opfer niedriger Kabalen werden möchte. Doch der Genius Preussens wachte und der König söhnte sich, nachdem er mit dem Generale gesprochen, rühmlich mit ihm aus. Der Schauplatz unsterblicher Thaten so vieler großer Männer wurde auch für Ziethen geöffnet. In der Schlacht bei Prag führte er den Vortrab, durchbrach die feindlichen Reiter, bahnte den nachfolgenden Bataillonen den Weg zum Siege und erhielt den schwarzen

*) 1735.
**) 1742.
***) Von 1683 bis 1805.

Adler-Orden. Bei Kollin befehligte er die Reiter des linken Flügels und schlug den General Nadasdy. Seine Verwundung bei dem Verfolgen der Geschlagenen trug zum Unglück dieses Tages einiger massen bei, da er unbemerkt stürzte und die unter ihm stehenden Obersten ohne Befehle zu weit vorrückten. Besonders ruhmvoll war für ihn der denkwürdige Tag bei Leuthen. Hier war er mit der Ausführung der Hauptbewegung beauftragt, schlug als Befehlshaber des rechten Flügels den General Nadasdy, drehete das ganze kaiserliche Heer und erwarb sich auf der Verfolgung der fliehenden Oestreicher und durch Vertreibung derselben aus Schlesien in Verbindung mit Fouquet das größte Verdienst. Welch hohes Vertrauen der König bei diesem Zuge auf den wackeren General setzte, das beweisen seine Briefe an ihn*). Bei der Belagerung von Olmütz im folgenden Jahre zeigte sich Ziethen besonders thätig, wurde aber in dem Gefechte bei Domstädtl gedrängt und mußte, als er lange der Uebermacht getrotzt hatte, nach Schlesien weichen. An dem Siege des Königs bei Liegnitz hatte er vorzüglichen Antheil, indem er als Befehlshaber des linken Flügels den Feldmarschall Daun hinderte, dem bedrängten Laudon Hilfe zu leisten. Dafür wurde er zum General der Reiterei ernannt. Größer, als bei allen diesen denkwürdigen Ereignissen, erschien Ziethen bei Torgau. Er war es, den der König vor der Schlacht einer geheimen Unterredung würdigte, er war es, der hier Friederich's Muth stärkte, er war es, der die verlorne Schlacht gewann, indem er die Höhen von Siptitz Nachts stürmte, das siegreiche kaiserliche Heer sprengte und zur Flucht über die Elbe nöthigte. An diesem Tage hatte er mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Der General Lascy hinderte ihn lange am Vorrücken nach den zu ersteigenden Höhen, als er endlich denselben zurückgedrängt hatte, fand er die Vertheidiger der Höhen vorbereitet; seine Angriffe wurden wiederholt abgeschlagen, bis der letzte über den Schaafdamm gelang. Der König maß ihm, neben der Anerkennung des Verdienstes um die gewonnene Schlacht, wegen seines verspäteten Angriffes die Schuld des ersten Mißlingens bei und machte ihm deßhalb vielleicht unverdiente Vorwürfe. In den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges befehligte er unter dem Könige in Schlesien und hatte das Glück, durch sein Erscheinen bei Schönbrunn die erste Verrätherei des Barons Warkotsch zu vereiteln. Nach der Eroberung von Schweidnitz durch die Preussen blieb er, als der König nach Sachsen ging, bis zum Frieden an der schlesischen Grenze stehen. Die nach demselben eintretende Waffen-

*) Vergleiche 6. Heft S. 109 ff.

ruhe gab dem greisen Helden die zweite Gattin *), von welcher er bald einen Sohn erhielt, den Friederich aus der Taufe hob und noch in der Wiege zum Kornet ernannte. Selbst das hohe Alter schwächte den Muth des gefeierten Feldherrn nicht und fast mit Ungestüm forderte der achtzigjährige Greis von dem Könige die Erlaubniß zur Theilnahme an dem bairischen Erbfolgekriege; aber trotz seiner anhaltenden Bitten wurde sie von Friederich wegen des hohen Alters seines geliebten Freundes verweigert. Der Abend seines thatenreichen, verdienstvollen Lebens war heiter und glücklich, die höchste Achtung des Königs, die innigste Liebe und Ergebenheit seiner Offiziere und Soldaten und die Bewunderung der Welt folgte ihm, als er in seinem fünfundachtzigsten Jahre sanft entschlief**), ins Grab.

Ziethen war ein großer Kriegsheld, einsichtsvoll und entschlossen, unerschrocken in Gefahren, unermüdet im Dienste seines Königs, ein treuer Patriot, ein edler Mensch, bieder, anspruchlos und ohne Falsch, ein Teutscher von altem Schrot und Korn, der nie schmeichelte, keine Schmeichelei duldete und in Sitteneinfalt und Einfachheit eine Herzlichkeit offenbarte, die ihn zum Abgott seiner Untergebenen machte. Wie hoch der König ihn ehrte, davon hat er tausend Beweise gegeben. Als der hochbetagte Held einst an der königlichen Tafel eingeschlummert war, sagte Friederich: „Laßt ihn schlafen, er hat oft genug für uns gewacht!" — Der Prinz Heinrich ließ zu Rheinsberg den Verdiensten Ziethen's ein Denkmal setzen. Friedrich Wilhelm II. zollte seinem Andenken den Tribut, den Friederich II. wegen seines bald nach Ziethen's Tod erfolgten Ablebens nicht mehr bringen konnte und ließ seine Bildsäule, von Canova gearbeitet, neben denen der Mitgenossen seiner Großthaten auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufstellen. Auch ohne diese sichtbaren Zeugnisse der Anerkennung seiner Größe würde sein Namen im Munde des Volkes fortleben, und die Nachwelt bei dem Anblicke des großen Gemäldes, in dem er eine Hauptzierde ausmacht, begeistert ausrufen: „Hoch, Ziethen und seine Husaren!" ꝛc.

---

*) 1763.
**) Am 26. Januar 1786.

Wichtige Begebenheiten in einzelnen europäischen Staaten.

Fünftes Kapitel.
Vorfälle in Frankreich.
(Fortsetzung.)

Als Ludwig, von seiner Wunde geheilt, zum ersten Male wieder in der Kirche erschien, wagte es der Pater Neuville, sein Beichtvater, ein Jesuite, ihm vor dem versammelten Hofe eine Strafpredigt zu halten. Der kecke Mönch redete von einer verschuldeten und gerechten Züchtigung, nannte den Anfall des Bösewichts auf das Leben des Monarchen ein Gericht Gottes, ermahnte den König, sich durch diese Warnung zur Buße bringen zu lassen, und ahnte nicht, daß diese Frechheit ihm und seinem ganzen Orden würde vergolten werden. Er erbitterte durch dieselbe die Marquise von Pompadour, die nach des Königs Genesung ihre alte Stelle wieder einnahm, und ihr ganzes Ansehen aufbot, die ihr verhaßte Körperschaft zu verderben.

Schon längst betrachtete sie die Jesuiten als ihre erklärten Feinde; sie wußte, daß diese schlauen Mönche durch den Beichtiger des Königs, der ihrem Orden angehörte, beständig Versuche machten, sie aus der Gunst des Monarchen zu verdrängen, daß der von ihnen gebildete und gegängelte Dauphin, dessen Gemahlin und alle übrige Mitglieder des Königshauses in geheimem Bunde gegen sie standen und eine Gelegenheit zu ihrer Entfernung erwarteten; es war ihr nicht unbekannt, daß ihre Gegner die Jesuiten zu Werkzeugen ihres Sturzes machen wollten, indem sie

durch dieselben den König zu einem reuigen Sünder umzuwandeln sich bemüheten; sie hatte bemerkt, wie die Jünger Loyola's bei der Verwundung des Königs ihr drohendes Ansehen geltend gemacht und durch Einfluß des Dauphin ihr geboten hatten, Versailles zu verlassen; sie war endlich selbst Zeugin von den Angriffen des Paters Neuville auf sie gewesen. Von den Jesuiten mußte sie alles fürchten, zumal da seit geraumer Zeit nicht mehr ihre Reize, sondern ihre Kunstgriffe, den König fesselten, und beschloß daher deren Sturz. Hand zu diesem kühnen, in seinen Folgen verdienstlichen, Werke bot ihr der Herzog Choiseuil.

Seit ihrem Entstehen hatten die Jesuiten in Frankreich festen Fuß gefaßt, hatten sich der Gewissen vieler Könige bemächtigt und einen oft sehr verderblichen Einfluß auf die Staatsgeschäfte gehabt; nirgends war man vor ihrer geheimen Macht sicher; überall hatten sie ihre unsichtbare Hand; vergebens hatte das Volk gegen sie Klage erhoben, sie war in der von den Jesuiten geschaffenen Wüste verhallt. Unter der Regierung des despotischen und am Ende seines Lebens frömmelnden Ludwig's XIV. hatten sie für die Erziehung des Thronerben Sorge getragen und unter dem von ihnen gewonnenen Ludwig XV. war ihr Einwirken auf den Dauphin so bedeutend, daß sie sich, sobald er die Krone tragen würde, eines großen Ansehens erfreuen konnten. Aber eben dieses gehoffte Uebergewicht mußte ein Mittel zu ihrem Untergang werden. Zwar betrachtete sie Ludwig XV. als Stützen des Despotismus und treue Genossen in seinem Streite mit den Parlamenten, allein eben so sehr fürchtete er sie als Gewissenstyrannen, die er schon bei seiner Krankheit in Metz hatte kennen gelernt, deren geheime Verbindung mit seiner Gemahlin und seinem Sohne er nicht blos ahnete, deren Kühnheit ihn beständig mit neuen Angriffen auf seine Lebensweise bedrohete. In diesem Zwiespalte seiner Meinungen neigte er sich auf die

Seite derjenigen, die von seiner Umgebung genährt und verstärkt wurde, und bei dieser Gesinnung des Monarchen mußte den Jesuiten der Haß der Pompadour und des Herzogs von Choiseuil gefährlich werden. Mit beiden vereinigten sich alle Freunde und Anhänger derselben samt den erleuchtetesten Köpfen Frankreichs, Theils um die öffentliche Meinung gegen die Gesellschaft Jesu zu gewinnen, Theils um dem Könige Besorgnisse gegen sie ein zu flößen.

Der Herzog von Choiseuil war von jeher ein Gegner der Jesuiten gewesen; die Herrschgier, Macht und Unternehmungssucht dieses Ordens schien ihm für den Einfluß eines ersten Ministers gefährlich, und die Gewalt, welche diese Mönche über den Dauphin übten, für die Zukunft bedenklich, zumal da er ein auffallendes Beispiel von tiefeindringender geheimen Kundschaft derselben erlebt hatte. Als er noch Graf von Stainville war, hatte er sich, aus Abneigung gegen den Orden, oft nachdrucksvoll über denselben geäußert. Geschäfte führten ihn längere Zeit darauf nach Rom. Er besuchte den General der Jesuiten, sprach bei diesem mit vieler Rücksicht von dem Orden und erregte dadurch die Verwunderung dieses Mannes. „So vortheilhaft haben Sie ehedem nicht von unserem Orden geredet!" sagte ihm der General und nannte ihm aus einem Uebersichtsverzeichnisse die Gesellschaft, den Ort und die Stunde, wo er sich gegen die Jesuiten erklärt hatte. Die Entdeckung von dieser Auskundschaftung der Gesellschaft erregte bei Choiseuil ein Grauen vor dem Wesen dieser Mönche, die er zu Allem fähig hielt. Daneben hatte er nach dem siebenjährigen Kriege und schon am Ende desselben eine andere Absicht bei den auf sie gerichteten Angriffen. Das unglückliche Ende der Unternehmung französischer Waffen in Teutschland und mehr noch in Ostindien und Amerika hatte in dem Volke große Unzufriedenheit erregt; die öffentlichen Kassen waren erschöpft und die Schulden ungeheuer angewachsen. Die Einziehung der Güter eines mächtigen Or-

dens konnte die Lücke in den Einkünften des Staates ausfüllen und die Verfolgung einer bei der Nation verrufenen Körperschaft den angefeindeten Rathgeber des Königs neue Achtung verschaffen. Durch die Ereignisse in Portugal ward er und die Marquise von Pompadour aufgemuntert, dem Beispiele Pombal's zu folgen. Mit allen Höfen, denen an der Vernichtung des listigsten und furchtbarsten aller Orden gelegen sein konnte, setzte er sich in Verbindung; belohnte die Schriftsteller, welche die Blößen dieses Ordens aufdeckten, die Beispiele seiner staatsgefährlichen Grundsätze, seiner schlaffen Sittenlehre und seiner verbrecherischen Lehren über den Königs- und Tyrannenmord öffentlich ausstellten, wußte solche Werke geflissentlich in die Hände des Königs zu spielen; Damiens als ein Werkzeug in der Hand dieser chamäleonartigen Mönche darzustellen, und Ludwig XV. mit geheimem Grauen vor ihrer Gesellschaft zu erfüllen. Der Jansenist Boucher und der Advokat Pinot dienten durch ihre Schriften diesem großen Zwecke. Wie jedoch bei wichtigen Ereignissen häufig der Zufall, oder vielmehr eine besondere Fügung in die Folge der Begebenheiten eingreift und den ersten Stoß oder die letzte Entscheidung gibt, so geschah es auch hier, indem ein eigener Vorfall den Sturz des mächtigen Ordens einleitete.

Wie die Macht der Jesuiten sich in Paraguay auf Grund und Boden zu befestigen gesucht hatte, so war ihr anderwärts möglich geworden, durch Handel den Glanz ihres Ordens zu vermehren. Sie hatten ein angesehenes Handelshaus auf Martinique, an dessen Spitze der Pater La Valette stand. Dieser Mann war als Heidenbekehrer dorthin berufen worden, hatte hernach als Procurator an dem Profeßhause St. Peter gestanden und die ihm anvertrauten Gelder zu Anlegung eines Handels verwendet, der ihm eine ausgebreitete Wirksamkeit und dem Orden reichen Gewinn verschaffte. Vor Anfang des siebenjährigen Krieges, als der verderbliche Zwist über die Grenze von Nord-

amerika zwischen den Britten und Franzosen ausgebrochen war, hatte dieser Großhändler für anderthalb Millionen Livres Wechsel auf das Haus Gebrüder Lioncy in Marseille ausgestellt. Zwei Schiffe, die er zu Löschung dieser Papiere mit zwei Millionen an Werth nach Europa befrachtete, fielen in die Gewalt der Engländer. Vergebens bat La Valette zur Erfüllung seiner eingegangenen Verbindlichkeiten andere jesuitische Kaufleute und endlich den Ordensgeneral um Unterstützung; man wies ihn mit dem Bescheide von sich, seine Handelsunternehmungen seien dem Orden lästig, und es blieb ihm kein anderer Weg, als seine Zahlungen ein zu stellen. Er blieb seinen Geschäftsfreunden 3 Mill. Livres schuldig. Hierdurch geriethen die Gebrüder Lioncy in große Noth; sie hatten die Wechsel La Valette's angenommen und ausgezahlt, mußten, in Folge jenes Bankbruchs gleichfalls mit ihren Gläubigern unterhandeln*) und diesen endlich ihr ganzes noch übriges Vermögen abtreten.**) Die Gebrüder Lioncy klagten hierauf gegen den Jesuiten La Valette bei dem Konsulate in Marseille, und dieser wurde zur Zahlung verurtheilt, da er aber diese nicht leisten konnte, wendeten sie sich an den Jesuitengeneral, in der Hoffnung, der Orden werde seine und seiner Mitglieder Ehre aufrecht erhalten. Sie irrten sich. Die Verfolgungen seiner Untergebenen in Portugal und Brasilien schienen den Vorsteher dieser Mönchsverbrüderung nicht klug, sondern hartnäckig gemacht zu haben; und statt mit weiser Einlenkung die durch Pombals Beispiel ermuthigten Minister von Angriffen auf seine Gesellschaft ab zu halten, war er thöricht und ehrvergessen genug, die Marseiller Handelsleute mit trockenen Worten ab zu fertigen. Ja man fügte selbst den unanständigen Spott zu dem Kummer der so schnöde Behandelten, daß man ihnen sagte: „man wolle für sie eine Messe lesen.“

---

*) 1756. **) 1758.

Durch dieses, eines geistlichen Ordens unwürdige, Verfahren aufgebracht, beschlossen die Gebrüder Lioncy bei dem Oberkonsulate zu Paris eine Rechtsklage gegen die Jesuiten zu erheben. Es geschah. Die Entscheidung dieses Gerichtes verurtheilte die Jesuiten in Frankreich zu Zahlung der anderthalb Millionen, welche jenes Haus auf sie gezogen hatte, samt der Zinsen. Diesem Spruche widersetzten sich die Jesuiten und behaupteten, ohne vorhergegangene Erklärung des Ordens könne dieser nicht für die Schulden seiner Mitglieder stehen.

In der Natur der Sache und dem Verhältnisse der Streitenden hätte es gelegen, die weitere Rechtsanrufung vor den sogenannten großen Rath (Grand Conseil) zu bringen; allein in einer unbegreiflichen Verblendung klagten die Jesuiten gegen jenen Spruch nicht bei diesem, sondern bei dem Parlamente, von dem sie wußten, daß es ihnen feind war. Mit Begierde ergriff dieses die ihm dargebotene Gelegenheit, sich als Richter des verhaßten Ordens zu zeigen und bewies in der ganzen Verhandlung eben so viel Feinheit, als die Jesuiten Ungeschicktheit und Unüberlegtheit. Zu ihrer Rechtfertigung gegen das Urtheil des Oberkonsulates beriefen sich diese auf die Verfassung ihres Ordens. Man forderte sie auf ein ächtes Exemplar derselben binnen drei Tagen vor zu legen und — es ist unglaublich zu sagen — die verschlagenen Söhne Loyola's verleugneten ihren Charakter so weit, daß sie die innere Einrichtung ihrer Gesellschaft, die sie seit mehr denn zweihundert Jahren mit der größten Sorgsamkeit verheimlicht hatten, in Abschrift dem Parlamente übergaben. Dieser unkluge Schritt war für ihren Fall entscheidend. Aus der Verfassung des Ordens führte der General-Anwald La Pelletier den Beweis, daß die Güter der Jesuiten ein untheilbares Eigenthum des Ordens seien, daß also die Handelsunternehmung La Valette's nicht als diesem allein zugehörig sondern mit Gewinn und Verlust als Sache des Ordens müsse

betrachtet werden, daß auch nach der Vorschrift desselben La Valette kein ihm gehörendes Geschäft habe treiben können und seine Schuld mithin Schuld der ganzen Gesellschaft sei. Das Parlament überzeugte sich von der Richtigkeit dieser Gründe, bestätigte den Rechtsspruch des Konsulates und verurtheilte den Orden zur Zahlung der Schulden La Valette's und der Zinsen. Diesem Erkenntniß fügte sich der Orden geduldiger, als man hätte erwarten sollen, und die Gebrüder Lioncy wurden befriedigt.

Die in die Hände des Parlamentes gegebene Verfassung des Jesuitenordens erregte allgemeines Aufsehen in dem Parlamente zu Paris, in den übrigen Gerichtshöfen Frankreichs, und bei allen Gegnern des Ordens. Man las sie, drang in ihren Geist ein und enthüllte in derselben die gefährlichen Spitzfindigkeiten, welche die Mitglieder desselben zu Allem fähig und brauchbar machte. Zu spät bemerkten die Jesuiten die Folgen ihrer Unvorsichtigkeit und wurden mit Besorgniß für den Ausgang erfüllt. Doch ihnen hat es nie an Mitteln gefehlt sich zu helfen und sie fanden ein solches auch jetzt. Der Dauphin war ihr Freund und die Dauphine ihnen hold. Durch diese und den Erzbischof von Paris bewirkten sie einen königlichen Befehl an das Parlament, das erhaltene Buch ihrer Verfassung an den Staatsrath abzugeben; allein es war zu spät, das Feuer hatte gezündet. Das Parlament gehorchte dem Gebot des Königs, nachdem es sich ein anderes Exemplar der Jesuitenverfassung verschafft und beide verglichen hatte; aber es erschien zugleich ein Befehl des Königs, welcher eine Untersuchung über die Verfassung dieses Ordens befahl. Sechs aus dem Staatsrathe gebildeten Kommissionen wurde diese Untersuchung anvertraut und den Jesuiten aufgegeben, die Rechtsgründe zu diesem Fortbestehen vor Ablauf von sechs Monden bei dem Conseil einzugeben. Das Parlament setzte eine besondere Kommission aus seiner Mitte zu demselben Entzwecke nieder, nahm den Befehl des Königs, binnen

Jahresfrist nichts Entscheidendes gegen den Orden zu unternehmen, — willig an*), faßte aber im Voraus zwei Beschlüsse, durch welche die Gesellschaft Jesu als schädlich verdammt, und alle von Päbsten zu ihrem Vortheil erlassene Verordnungen als ungiltig und erschlichen erklärt, — dann allen Unterthanen des Königs von Frankreich der Eintritt in den Orden auf's Strengste verboten und zugleich die Verbrennung mehrerer als aufrührerisch, unsittlich und zum Königsmorde aufreizend bezeichneter Schriften befohlen wurde.

Während das Parlament die Sache gegen die Jesuiten mit Leidenschaft betrieb, berieth sich der König, unentschlossen, welche Parthei er nehmen sollte, mit der hohen Geistlichkeit seines Reiches. Von den vierzig Bischöfen, deren Rath er einholte, sprachen alle, bis auf den von Soissons, für die Beibehaltung des Ordens, und alsbald erschien eine königliche Verordnung, welche ihr Fortbestehen unter der Bedingung einer veränderten Verfassung erlaubte. Das Parlament widersprach dieser Verordnung und verweigerte die Aufnahme in die Gesetzsammlung.

In dieser Zeit war es, daß Ludwig XV. dem Herzog von Choiseuil einen Aufsatz vorlegte, in welchem dieser der Veruntreuung des Staatsvortheiles und der Unredlichkeit gegen den Monarchen beschuldigt war. Als der Minister dieses Werk der Schmähsucht erblickte, ahnete er dessen Quelle, und sprach den König um die Erlaubniß an, den ehrenrührigen Aufsatz samt seiner eigenen Vertheidigung in der vollen Sitzung des Staatsrathes vorlesen zu dürfen. Der König gerieth über diese Bitte in Verlegenheit, verweigerte sie, erklärte aber dem Herzoge, daß die Schrift ein Werk des Jesuiten Neuville, und daß sie ihm durch den Dauphin zugekommen sei. Durch dieses Benehmen bewies er deutlich sein Schwanken zwischen den beiden Partheien.

*) Am 6. August 1761.

Diese Unentschlossenheit aber rührte zugleich von der Absicht her, die Jesuiten und das Parlament sich gegenseitig schwächen zu sehen. Um den Orden für das Königreich unschädlich und von der Krone abhängig zu machen, ließ Ludwig durch seinen Gesandten in Rom dem Ordensgeneral den Vorschlag machen, er solle einen gebornen Franzosen zum General-Vikar aller in Frankreich lebenden Jesuiten ernennen. Ricci, damaliges Haupt der Gesellschaft Jesu, wagte die Beantwortung der ihm vorgelegten Frage nicht, wendete sich an Pabst Klemens XIII., diesen Jesuiten-Freund und brachte dem französischen Minister die inhaltschwere Antwort, der Orden solle eher aufhören als eine Umstaltung erleiden,*) und ahnete nicht, daß er mit diesen Worten das Todesurtheil des Ordens ausgesprochen hatte.

Aufgebracht über die Hartnäckigkeit Riccis und den Eigensinn des Pabstes in der Verwerfung des wohlgemeinten Rathes, fand Ludwig darin zugleich eine Bestättigung dessen, was Choiseul ihm von der Gefährlichkeit der Jesuiten gesagt hatte, nahm die frühere Verordnung, welche das Fortbestehen derselben erlauben sollte, zurück und überließ in seinem Unwillen dem Parlamente die Entscheidung. Gefährlicheres konnte für die Jesuiten nichts geschehen. Fast alle hohe Gerichtshöfe Frankreichs stimmten mit dem zu Paris in dem Hasse gegen sie überein, unterstützten dessen Ansicht aus allen Kräften, und von allen Seiten brach der Sturm gegen die Loyoliten los. Die Parlamente übergaben an das zu Paris ihre Gutachten ab, und wenn auch einige auf bedingtes Fortbestehen der angefochtenen Gesellschaft antrugen, so ging die Meinung aller übrigen auf gänzliche Einziehung. Unter den gegen die Jesuiten eifernden Abhandlungen zeichneten sich die des Abbé Chauvelin, eines bei dem Pariser Parlamente viel geltenden Mannes, und mehr noch die Berichte der General-Anwälde

*) Sint ut sunt, aut non sint! war der Ausspruch.

Monclar von Aix und La Chalotais von Rannes aus*). Der tiefeindringende Scharfsinn des Letzteren, der freie Blick desselben, sein furchtloses unumwundenes Urtheil schlug den Jesuiten tödtliche Wunden. In seiner ganzen Abscheulichkeit stellte er den Orden dar, entblösete die geheimsten Nerven seines staatsgefährlichen Lebens und deckte Dinge auf, vor welchen allen Rechtlichen bangen mußte. Die Besonnenheit seines Vortrages führte das Zeugniß der Wahrheit mit sich und vergrößerte den Eindruck seiner Worte. Ihn traf der ganze Groll der wuthschäumenden Mönche; denn er war der Mann, welcher dem faulen Baume die Axt an die Wurzel legte. Nicht genug, daß sie ihn mit dem Geifer ihrer Lästerung besudelten, sie trachteten auf jede Weise nach Rache an dem Gehaßten und selbst nach seinem Leben. Doch das Alles war vergebens; ihre Zeit war abgelaufen und man wartete der Stunde, die ihnen bald schlagen sollte.

Unter solchen Vorgängen erschien der sechste August des Jahres 1762, an welchem die von dem Könige bestimmte Frist, binnen welcher nichts Entscheidendes gegen sie unternommen werden sollte, ablief. An diesem Tage wurde in der Versammlung aller Kammern ein Beschluß gefaßt, welcher den Jesuiten an's Leben griff. Nach ihm sollten die an demselben Tage des vorigen Jahres genommenen Beschlüsse in volle Rechtskraft treten, die Jesuiten verdammt und viele ihrer Schriften verbrannt werden; es sollte ihnen weiter in ganz Frankreich untersagt sein, „Unterricht zu ertheilen, Novizen an zu nehmen, Kongregationen zu halten, in Gemeinschaft zu leben, die Kleidung des Ordens zu tragen und dem General oder ihrer Verfassung Gehor-

*) Die des letzteren ist unter folgendem Titel erschienen: Compte rendu des Constitutions des Jesuites au Parlement de Bretagne, par Mr. de la Chalotais. Paris 1762.

sam zu leisten.“ Eine besondere Verfügung über die Verwaltung der Güter des Ordens folgte alsbald nach.

Durch dieses Alles liessen sich die Jesuiten nicht erschüttern, denn seit zweihundert Jahren waren ihnen zur Erreichung ihrer Zwecke der geheimen Wege so viele bekannt geworden, daß sie nicht zweifelten, es werde ihnen auch jetzt noch eine Umgehung des Gesetzes, wo nicht dessen Widerrufung, gelingen. Bei dem Erzbischofe von Paris, bei dem Dauphin, bei der Dauphine und der Parthei der Frömmler liessen sie nichts unversucht; am meisten hofften sie durch ihren Freund, Pabst Klemens XIII. zu erwirken. Kaum war die Kunde von dem in Frankreich gegen sie ergangenen Verbote in Rom kund geworden, so berief dieser zur Hilfeleistung für die mächtigen Stützen des schon so sehr erschütterten Stuhles Petri ein Konsistorium. Die Ansichten der versammelten Kardinäle waren getheilt; die Einen drangen auf einen Gewaltschritt, die Anderen riethen zur Klugheit und Mässigung. Man faßte den, in dem achtzehnten Jahrhunderte zum Spott gewordenen, Beschluß, über die französischen Parlamente den Bann der Kirche auszusprechen, allein man folgte dabei dem Rathe der Vorsichtigeren und hielt die hierüber ausgefertigte Bulle geheim, bis nach hinlänglichen Vorbereitungen der Tag zur Aufstellung dieses Schreckbildes früherer Zeiten gekommen sein würde; denn man hoffte durch Unterstützung des Oberhirten der katholischen Christenheit die dahin schon bearbeiteten französischen Geistlichen zur offenen Empörung gegen die Regierung zu bringen. Aller Enden traten in Frankreich Vertheidiger der Jesuiten auf; überall erschienen Schriften gegen die Verfügungen der Parlamente, wie die Köpfe der Hydra schienen sie sich zu mehren und aus der Asche der von dem Henker verbrannten aufzuwachsen; selbst Ludwig's XV. Schwager, der alte König Stanislaus in Lüneville, nahm sich ihrer an: die Wuth aber, mit welcher sie gegen ihre Gegner stritten, die Verzweiflung, in der sie,

dem Schiffbrüchigen gleich, nach jedem Brett der Rettung griffen, und die lächerlich gewordene heftige Drohung des Erzbischofs von Paris von dem Untergang der Religion und des Staates, ermunterten die Parlamente nicht nur zur Verfolgung des betretenen Weges, sie überzeugten diese selbst von der Nothwendigkeit ernstlicherer Schritte gegen diese Feinde geselliger Ordnung, und schon war die Furcht vor der geheimen Macht dieser Mönche dem Hasse gegen sie gewichen. So geschah es, daß das Parlament am 22. Februar des Jahres 1764 einen Gesetzbeschluß faßte, welcher die Ordensverbindung der Jesuiten in Frankreich auflösete, und ihnen als Unruhestiftern aufgab, die Gemeinschaft mit dem Orden abzuschwören. Gewalt erzeugt Gewalt und die verfolgte Widerspänstigkeit wird oft unbeugsame Hartnäkkigkeit. Die Jesuiten schlossen sich, wie es in allen Verfolgungen zu geschehen pflegt, enger an einander, betrachteten ihre von Loyola, Lainez und Aquaviva erhaltenen Satzungen als ein hochhehres Heiligthum und sich als Märtyrer der Sache Gottes; von 4000 Mönchen ihrer Gesellschaft schwuren nur 5 den Eid, in welchem die anderen Erniedrigung ihrer selbst und Verrath an der Religion erblickten. Dieser Widersetzlichkeit begegnete das Parlament mit einer unerwarteten Folgerechtigkeit, indem es vierzehn Tage nachher*) einen Beschluß bekannt machte, welcher denjenigen Jesuiten, die der Tracht und Regel ihres Ordens nicht entsagen wollten, befahl, in Monatsfrist das Königreich zu räumen. Im Vertrauen auf Hilfe von dem Könige wagten die Verurtheilten diesem Gebote zu trotzen und es begann eine seltsame Verfolgung, denn die Jansenisten erhoben sich nach langer Unterdrückung und vergalten ihren Unterdrückern reichlich die erlittene Drangsal. Die Philosophen, welche damals eine entscheidende Stimme in der gebildeten Welt Frankreichs führten, obgleich Feinde der Je-

*) Am 9. März.

suiten, tadelten die übertriebene Strenge des Parlamentes, und zeigten, daß man keine Befugniß habe, den Mitgliedern einer Körperschaft wegen der Anhänglichkeit an dieselbe ihre Bürger- und Menschenrechte zu entziehen, und wie sie sich durch's Wort der Verfolgten annahmen, so thaten es durch die That deren Gläubiger, welche aus Furcht, ihr verliehenes Eigenthum ein zu büßen, den Verbannten Zuflucht gaben. Hier sah man das seltsame Schauspiel, daß ein Feind sich zum Vertheidiger des Feindes aufwarf und ein Gläubiger seinen Schuldner schützte.

Noch länger, als sechs Monate, währte es, bis der zwischen den entgegengesetzten Ansichten schwankende König sich für eine entschied. Die zu Gunsten der Jesuiten gespielten Intriguen besiegte glücklich der Herzog von Choiseuil, und wenn es auch ungewiß ist, ob der Entschluß des Königs zu den Verdiensten dieses Ministers zu rechnen sei, so nimmt er, als der Rathgeber Ludwigs, einen Theil der Ehre für die von dem Könige hier bewiesene Weisheit und Mässigung hin. Im November desselben Jahres erließ Ludwig XV. eine Verordnung, die den Wünschen der Parlamente nicht entsprach und die Hoffnung der Loyoliten niederschlug, die aber den ungetheilten Beifall der Nation fand. Durch sie wurde der Orden der Jesuiten innerhalb der Grenzen Frankreichs aufgehoben, den Mitgliedern desselben aber, unter der Bedingung, daß sie der Regel und Kleidung ihres Ordens entsagten, sich überall und immer als treue Unterthanen des Königs betrügen, erlaubt, als Privatleute in Frankreich zu wohnen. Dieses mildernde Gesetz besserte ihre Lage jedoch nur wenig, denn schon waren ihre meisten Güter eingezogen und die noch übrigen reichten nur zur Auszahlung eines geringen Unterhaltes hin.

Während die Jesuiten in Frankreich sich unter den Drang der Nothwendigkeit beugten, die Geistlichkeit schwieg und die Freunde der Aufklärung über den Fall der Vertheidiger

eines despotischen Glaubenszwanges jauchzten, sprach Pabst Klemens XIII. seinen Unwillen in einer die Jesuiten vertheidigenden Bulle aus, welche den verfolgten Orden mit unverdientem Lob überhäufte und die gegen sie erhobene Beschuldigungen als ehrlose Verläumdung darstellten; allein er gewann dadurch nichts, weder für die Jesuiten selbst, noch für den päbstlichen Stuhl, dessen Stützen sie waren. Schon hatten sich in anderen Staaten gewaltige Stimmen gegen die päbstliche Macht und ihre Vertheidiger erhoben, schon hatte der kühne Weihbischof Nikolaus von Hontheim, des Erzbischofs von Trier geheimer Rath und Konferenz-Minister, unter dem Namen Febronius der Hierarchie der römischen Kurie den offenen Krieg angekündigt*) und durch die Kraft der unumwunden ausgesprochenen Wahrheit die der Mündigkeit fähigen Geister zur Prüfung ihrer Rechte ermuntert, und bald erging selbst in denjenigen Staaten, die bisher mit der größten Innigkeit an Rom gehangen hatten ein noch härteres Gericht über die Jesuiten, bald that man in ihnen noch kräftigere Schritte gegen das Ansehen des römischen Bischofs. Diese Staaten waren Spanien, Neapel, Oestreich und Parma, welche dem Beispiele Portugals und Frankreichs folgend sich von einer geistlichen Oberherrschaft zu befreien suchten, die ihnen lange schon verhaßt war.

Nach der Vertreibung der Jesuiten aus Portugal duldete das benachbarte Spanien sie noch mehrere Jahre und ließ sie unangetastet in dem Besitz ihrer Macht und ihrer Einkünfte. Das ihnen hier bevorstehende Unglück traf sie daher um so viel unerwarteter. Kaum war der Graf von Aranda, nach der durch des Italieners Squillaci Stolz und Habsucht entstandenen Empörung des Volkes in Madrid, an die Spitze der Verwaltung Spaniens ge-

---

*) 1763.

treten*), als er beschloß, sein Vaterland von dem gefährlichen Orden zu befreien. Der König, über den Widerstand, welchen sie ihm wegen der Heiligsprechung des Bischofs Palafox geleistet hatten, aufgebracht, ließ ihm freie Hand. In der Nacht vom 31. März 1767 wurden plötzlich alle Jesuiten in Spanien verhaftet. Am folgenden Tage erschien eine königliche Verordnung**), durch welche sie auf immer aus den Staaten des Königs von Spanien verwiesen und aller ihrer Güter beraubt wurden. Die Verhafteten brachte man auf Schiffe, fuhr sie nach dem Kirchenstaate über und setzte sie mit kärglichem Gehalt in Civita-vechia an's Land. Zugleich erging ein Verbot durch ganz Spanien, welches die Bekanntmachung einer päbstlichen Verordnung ohne vorhergegangene Genehmigung des Königs auf's Strengste untersagte.

Noch entschlossener verfuhr der Herzog Ferdinand von Parma. Nach dem Rathe des Marquese von Felino hatte dieser junge, helldenkende Fürst bald nach seinem Regierungsantritt einen besonderen Gerichtshof angeordnet,***) dem die Entscheidung in Streitigkeiten über geistliche Güter und Rechte zustehen sollte. Als nun bald darauf eine die Rechte des Bischofs von Parma kränkende Anrufung der Gerichte in Rom erfolgte, wurde den Geistlichen verboten, ohne besondere Erlaubniß der Regierung irgend eine Sache dem richterlichen Erkenntniß Rom's vorzulegen****). Klemens XIII. glaubte bei einem kleinen Fürsten erzwingen zu können, was er bei größeren nicht ge-

*) Der Aufruhr währte vom 23. Mai 1766 mehrere Tage und mußte von dem Könige mit der Gewalt der Waffen unterdrückt werden. Auf beiden Seiten fielen mehrere Opfer der Volkswuth.

**) Pragmatische Sanktion genannt.

***) 1765.

****) Am 12. und 16. Januar 1768.

wagt hatte, und erließ an ihn ohne Berücksichtigung der mächtigen Verwandtschaft des Herzogs*) ein Breve**), dessen jesuitischer Geist nicht zu verkennen war. In diesem war der Herzog gegen alle Gebühr und Achtung, die ein Fürst dem andern schuldig ist, behandelt, die von ihm erlassenen Verordnungen waren für nichtig und die noch erscheinenden für ungiltig erklärt. Die Krone dieses aus dem Mittelalter stammenden Styles war die Drohung mit dem Bann der Kirche, wenn der Herzog sich wieder erkühnen würde, den Rechten des päbstlichen Stuhles zu nahe zu treten. Man versprach sich in Rom große Wirkung von diesem Erlaß. Dem Herzog und seinen Rathgebern war nicht nur die Quelle dieser Anmaßungen bekannt, sondern auch die Mittel, solche zu verstopfen. Er erließ ein Verbot an seine Unterthanen, welches die Anerkennung und Befolgung des päbstlichen Breve's untersagte, und verbannte alle Jesuiten ohne Unterschied und Vorbehalt aus seinen Landen.***)

Es mochte auffallen, daß der Regent eines kleineren Staates zumal in Italien solche Kühnheit gegen den obersten Bischof der katholischen Kirche zeigte; allein alsbald offenbarte es sich, daß er nicht für sich allein handelte. Mit ihm war Frankreich, Spanien, Neapel und Oestreich. An einem Tage traten die Minister dieser Mächte in Rom gegen die Gewaltschritte Klemens XIII. auf, verlangten in kürzester Frist die Zurücknahme des gegen den Herzog von Parma gerichteten Briefes, beschwerten sich im Namen ihrer Herrscher über die, alles Maas der Schicklichkeit überschreitende, Sprache und verwahrten sich gegen die darin ausgesprochenen Grundsätze, die, als die Ehre und Rechte der Fürsten erniedrigend, schon längst von ihnen verworfen

*) Er war ein Enkel Ludwigs XV.

**) Am 30. Januar 1768.

***) Am 5. Februar.

seien, und verlangten unbedingt die Aufhebung des Jesuitenordens. Dieser Erklärung achtete der Pabst entweder nicht, oder er wußte nicht, welchen Entschluß er in dieser äusserst empfindlichen Sache fassen sollte. Die Verzögerung der Antwort betrachteten die vereinigten Höfe als einen Trotz gegen ihr Ansehen und als eine Verachtung ihrer wohlbegründeten Rechtsforderung und griffen nach den Mitteln, welche in gemeinsamer Berathung als Zwangsmaasregeln gegen die Hartnäckigkeit der Kurie beschlossen worden waren. An einem Tage rückten französische Soldaten in Avignon und Venaissin, und an demselben neapolitanisches Kriegsvolk in das Fürstenthum Benevento ein, und besetzten diese päbstlichen Provinzen im Namen ihrer Könige*). Die Nachricht von diesem Verfahren der bourbonischen Mächte erschütterte den Vatikan, allein nicht die Unbeugsamkeit des Pabstes; sein Muth schien mit der Gefahr gewachsen und zum unüberlegten Starrsinn geworden zu sein; nur die Erfahrung lehrte, daß die Parthei, der es Leben oder Tod galt, mächtiger war, als der Gekrönte, der für sie streiten mußte.

Ein halbes Jahr hernach starb dieser Pabst**) und die Wahl der Kardinäle fiel auf einen Mann, der sich von dem Sohne eines armen Wundarztes als Franziskanermönch durch Wissenschaft und Kunstbildung bis zum Kardinal empor geschwungen hatte. Der edle Ganganelli bestieg als Klemens XIV. den wankenden Stuhl Petri in einer Zeit, wo weise Mässigung das einzige Mittel zur Aufrechthaltung des päbstlichen Ansehens war. Aller Augen sahen auf ihn, Freund und Feind hoffte in ihm einen Helfer oder Retter, und nie hat ein Pabst, selbst Pius VII. nicht, einen schwierigeren Stand gehabt. Von Aussen drängten ihn Portugal, Spanien, Frankreich, Oestreich, Neapel,

*) Am 11. Juni 1768.

**) Am 3. Febr. 1769.

Parma und Venedig, denn auch dieser letztere Staat hatte sich nach dem Beispiele der andern gegen die Anmassungen des Pabstes erklärt und sich das Recht, die geistlichen Orden ohne Genehmigung des obersten Bischofes um zu gestalten, die Klöster zu visitiren und Aehnliches mehr zugeeignet. Von Innen droheten ihm all die geheimen Waffen, mit denen die Loyoliten zu kämpfen verstanden. In diesem Drange verhängnißvoller Umstände beobachtete Klemens XIV. eine lobenswerthe Staatsklugheit; fern von dem Eigensinne seines Vorfahren suchte er zu halten und retten, was zu halten und zu retten war, knüpfte mit den Mächten, welche der verstorbene Pabst durch Uebermuth und Widerstand erbittert hatte, Unterhandlungen an und bewirkte eine Bedenkzeit von etlichen Jahren. Noch ehe die Frist verstrichen war, sahen Männer, die in die Geheimnisse der Kabinette eingeweiht waren, das Ende derselben als das Ende des Jesuitenordens an; selbst in Rom war man überzeugt, der Pabst müsse den Forderungen der Mächte nachgeben; an den Thoren des Vatikans fand man Zettel angeschlagen, welche den Pabst als einen im Todeskampfe Liegenden dem öffentlichen Gebete anempfahl. So kam der in der Geschichte Roms und des Christenthums merkwürdige Tag, an welchem die Bulle zur Aufhebung der Jesuiten ausgefertigt wurde.*) Mit gen Himmel gerichteten Blicken unterschrieb Klemens.

So war der Staab über dem verhaßten Orden gebrochen, so war sein Name aus der Zahl der der katholischen Kirche dienenden Mönchs-Verbindungen ausgestrichen und mit der Schmach fast von ganz Europa bezeichnet.

---

*) Am 23. Juli 1773. Sammlung der merkwürdigsten Schriften, die Aufhebung des Jesuitenordens betreffend. (Von Le Bret) Ulm 1773. Die Bulle beginnt: Dominus ac redemtor noster.

Verstossen aus den Staaten, die sich durch ihre ängstliche Anhänglichkeit an das Pabstthum bisher ausgezeichnet hatten, fanden die Jesuiten Schutz in protestantischen Ländern. In Frankreich, Ungarn und Polen erlaubte man ihnen, gleich anderen Bürgern zu wohnen, in Schlesien gab ihnen Friederich II. mit der Bedingung, daß sie der Verfassung und Kleidung ihres Ordens entsagten, unter dem Namen der Priester des königlichen Schulinstitutes Aufenthalt und die Leitung des Unterrichts der katholischen Jugend. Katharine II. nahm sie in Rußland auf, benutzte sie als Lehrer ihrer römisch katholischen Unterthanen und erlaubte ihnen die Anlegung eines Novizhauses und die Anstellung eines Generalvikars. Erst als der Orden vierzig Jahre nach seiner Aufhebung zur Betrübung aller Aufgeklärten wieder hergestellt war, vertrieb Katharinens Enkel, Alexander, die Mitglieder desselben als Verführer des Volkes und Anreizer zum Königsmorde, aus seinem Reiche.

Sobald der Pabst durch Aufhebung des Jesuitenordens und im folgenden Jahre durch Zurücknahme des von seinem Vorfahr gegen den Herzog von Parma gerichteten Breve*) den Forderungen der vereinigten Mächte genügt hatte, räumte das französische und neapolitanische Kriegsvolk die Herrschaften Avignon, Venaissin und Benevento. In demselben Jahre noch starb Klemens XIV.**) nach einer kurzen, wohlthätigen und verdienstlichen Regierung, wie Einige sagen, vor Kummer über die Opfer, welche ihn die Wiederherstellung der Eintracht mit den beleidigten Staaten gekostet, wie Andere behaupten, nicht ohne gegründeten Verdacht, daß sein schneller und frühzeitiger Tod ein Werk der Jesuiten gewesen sei.

Während des langen Kampfs gegen die Jesuiten in

---

*) 1774.

**) Am 22. September 1774.

Frankreich war die Marquise von Pompadour gestorben,*) nicht betrauert von dem entnervten Könige, begleitet von den Verwünschungen der Vaterlandsfreunde und beladen mit dem Fluch der Nation. Seit ihr die Natur die Reize genommen, durch welche sie Anfangs den wollüstigen König gefesselt hatte, war sie die Unterhändlerin von dessen Liebschaften, die Kupplerin für seine Ausschweifungen, gewesen. Sie hatte, nachdem sie dem Könige in ihrem einsamen Lusthause im Hirschpark bei Versailles zuerst die schöne Murphi zugeführt, diesen Aufenthalt zu dem anstößigsten Sammelplatz der Wollustopfer Ludwigs gemacht. Hierhin, wo äusserlich unscheinbar eine Menge kleiner Wohnungen errichtet war, brachte sie die Blüthe weiblicher Schönheit, bald freiwillig, bald durch List, bald mit Gewalt; Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren unterrichtete sie in der schändlichen Kunst, den abgestumpften Sinnenreiz des Königs zu wecken und übergab sie dann seiner asiatischen Sittenlosigkeit; hier vergiftete sie achtzehnhundert unschuldige Seelen und vergeudete dadurch ebenso viele Millionen Livres.**) Das war die Weise, auf welche sich das nichtswürdige Weib dem Könige unentbehrlich machte, dies das Mittel ihrer Herrschsucht. Ungeheure Schätze hatte die ehrlose Buhlerin angehäuft, unberechenbare Summen verschwendet für ihre Unterhaltung und für die Pracht, mit der sie sich umgab; Schweiß und Blut des armen Volkes war hingegangen für die Befriedigung ihrer Launen. Schon fühlte sie sich dem Tode nahe und noch war es ihr einziger Wunsch, die Zeichen der Macht um sich zu sehen, der sie sich so unedel bedient hatte. Angethan mit ausgesuchtem Schmuck lag sie auf ihrem Sterbebett,

---

*) Am 15. April 1764.

**) Selbst vier Nonnen hatte man aus ihren Klöstern geraubt und hierher gebracht. Diejenigen Personen, welche in den Mutterstand kamen, verheirathete der König an Offiziere.

empfing die Großen des Hofes, ließ Staatsangelegenheiten vor sich verhandeln und hatte die Befriedigung, daß der König allen ihren Wünschen nachkam. Weder die Prinzen noch die Geistlichen schämten sich, demüthig an dem Sterbebette dieser doppelten Ehebrecherin zu stehen; der Priester, welcher kurz vorher den Beichtkindern der Jansenisten den Trost der Religion verweigert hatte, reichte der großen Sünderin ohne Säumen die Sterbesacramente und ließ sich im Weggehen sagen: „Hören Sie, Herr Pfarrer, wir gehen zusammen!" Das Unerhörte geschah, daß eine Maitresse in dem königlichen Schlosse starb, wo von jeher nur Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt sterben durften. Zwei Bedienten trugen die Leiche auf einer Bahre aus dem Schlosse in den Palast der Verstorbenen. Theilnahmlos sah der König vom Fenster aus ihr nach, und soll gesagt haben: „Die Marquise hat heute schlechtes Reisewetter." Ihr ungeheures Vermögen kam an ihren Bruder, den Marquis von Marigny, denn ihr Gemahl schämte sich der Erbschaft. Viele Millionen baaren Geldes fand jener in der Verlassenschaft, und die Versteigerung des Hausrathes aus den Palästen der verstorbenen Marquise währte fast ein ganzes Jahr.

Bald nach dem Tode derselben verbreitete sich in Paris das Gerücht, ihr Tod sei kein natürlicher gewesen; die eine Parthei bezeichnete die Jesuiten als diejenigen, welche ihre mächtige Gegnerin mit Gift vom Kampfplatz verdrängt hätten; diese aber sagten laut, der Herzog von Choiseul sei der Urheber dieses Todes. Schon zwei Mal war eine ähnliche Sage von Vergiftung dem Tode von Buhlinnen Ludwigs XV. gefolgt, allein nie mit weniger Wahrscheinlichkeit. Die Marquise war, nach dem Zeugnisse zuverlässiger Personen, an einer langwierigen und namhaften Krankheit gestorben, in der sie von der Qual eines eifersüchtigen Ehrgeizes bis an ihr Ende gepeinigt wurde.

Der Tod der Marquise von Pompadour befreite

Frankreich von einem schlechten übermüthigen Weibe und raubte dem Könige seine innigste Vertraute. Choiseuil, der sich jetzt von einer ihm längst schon lästigen Herrschaft befreit sah, trachtete danach, die Stelle der Verstorbenen seiner Schwester, der Herzogin von Grammont, zu verschaffen; allein mehrere sich drängende Vorfälle vereitelten seinen Plan.

Dritthalb Jahre nach dem Tode der Maitresse starb der Dauphin, ein liebenswürdiger und hoffnungsvoller Prinz, in seinem sieben und dreißigsten Jahre, der den größten Fleiß auf die Erziehung seiner Kinder verwendet und sein ganzes Leben durch sich als einen edeln Fürsten gezeigt hatte. Mit Heiterkeit sah er seine Todesstunde kommen. Dessen wunderte sich der Herzog von Orleans und äusserte gegen den König: „Wie kann man, den Tod im Angesicht, solche Heiterkeit und Ruhe zeigen?" — „Das ist sehr begreiflich — erwiederte der Vater des Sterbenden — wenn man seines ganzen Lebens ohne Vorwurf gedenken kann." So starb der Dauphin*) betrauert von einem großen Theile der Nation, der ihn als einen rechtlichen, frommen und gottesfürchtigen König auf dem Thron zu sehen gehofft hatte. Nach seinem ausdrücklichen Wunsche bestattete man ihn nicht in St. Denis, sondern in Sees, errichtete ihm hier ein Denkmal und brachte nur sein Herz in die Gruft der königlichen Familie. Als der Prinz vollendet hatte, führte der Herzog von Vauguyon, der Erzieher des jungen Prinzen, der durch diesen Todesfall Ludwig's XV. Kronerbe geworden war, den elfjährigen Sohn des Verstorbenen als Dauphin dem Könige vor. Erschüttert umarmte dieser seinen Enkel, rief seufzend aus: „Armes Frankreich! einen König von fünf und fünfzig Jahren und einen Dauphin von elf!" — führte ihn dann zu seiner Mutter und gab ihr die Oberaufsicht über die Erziehung des Prinzen.

*) Am 20. Dezember 1766.

Drei Monate nach ihrem Gemahl starb auch die Dauphine,*) eine Tochter des zwei Jahre vorher erblichenen Königs August III. von Polen. Auch ihrer und des Dauphin's Tod gab, wie den der Pompadour, der böse Leumund dem Herzoge von Choiseuil schuld, ja die Frechheit der Jesuiten, welche boshafter Weise Verbrechen erdichtete, um die ihrigen zu verbergen, beschuldigte selbst den König der Mitwissenheit an dem frühen und langsamen Absterben seines Sohnes; überall streuten die Anstifter der Unruhen und Empörung diese und andere schändliche Gerüchte aus; aber die Vernünftigen erkannten die trübe Quelle, aus der sie flossen und verachteten die Urheber derselben mit gerechtem Unwillen.

Der Tod seines Sohnes und seiner Schnur erzeugte in Ludwig XV. eine düstere Schwermuth. War es Anhänglichkeit an diese seine Kinder oder, was glaublicher ist, Furcht vor dem Tode und dem Gerichte, das sein nach diesem wartete; — er ging in sich, fing an, seine bisherigen Ausschweifungen zu bereuen und näherte sich, die bisherige sittenlose Lebensweise verlassend, seiner edeln Gemahlin. Aber, gleich als wenn sich Alles vereinigte, um den Monarchen am Ende seines Lebens zu bestürmen, starb auch diese fünfzehn Monate nach der Dauphine**), nachdem sie den traurigen Abschied ihres edeln Vaters, des gewesenen Königs von Polen, Stanislaus Leczinsky, zwei Jahre lang betrauert hatte,***) während der langen Regierung ihres Gemahles nur dem Namen nach Königin und durch Zurücksetzung

*) Am 13. März 1767.

**) Am 24. Juni 1768.

***) Dieser vortreffliche Fürst, welchem Ludwig XV. Lothringen auf Lebenszeit gegeben hatte, starb an den Folgen einer Brandverwundung, da sein Kleid am Kamin vom Feuer ergriffen worden war, am 23. Februar 1768.

gleichsam eben so lange Wittwe gewesen war. Nach ihrem Tode war es des Herzogs von Choiseuil angelegentlichstes Bemühen, den König mit einer Prinzessin aus dem Hause Oestreich zu vermählen; allein obgleich Marie Antonette, Marie Theresiens Tochter jung, schön und liebenswürdig war, so hatte Ludwig doch für solche Vorzüge keinen Sinn*), der alte, scheinbar ausgefahrene, Geist der Wollust kehrte bei ihm wieder ein, führte ihn in den Harem des Hirschparkes zurück und es wurde mit ihm ärger, als zuvor. Eine als öffentliche Lustdirne geschändete Buhlerin bemächtigte sich seiner, zog ihn in den tiefsten Schlamm der Verderbniß hinab, bis er endlich jämmerlich starb. Diese listige Hetäre war die Gräfin Du Barri, eine verworfene Kreatur, welche die Tochter eines Pfaffen und einer Küchenmagd gewesen sein soll, deren Abkunft man aber später, als sie zu hohen Ehren stieg, anders ableitete.

Marie Jeanne soll nach der letzteren Weise die Tochter eines unteren Dieners bei dem Steuerwesen zu Vaucouleurs, Gomart von Vaubereir, gewesen sein; der Provinzialverwalter Monceau soll sie aus der Taufe gehoben**) und nach ihres Vaters Tod wie sein eigenes Kind erzogen haben. Diese Erziehung kann keine gute gewesen sein, denn schon in seinem fünfzehnten Jahre ließ sich das leichtfertige Mädchen mit einem Weltgeistlichen in einen Liebeshandel ein. Als Arbeiterin bei einer Modehändlerin trug sie bald darauf die Waaren derselben in Paris feil. Eine berüchtigte Kupplerin, die sich von der Schönheit der eben entwickelten Dirne großen Gewinn versprach, zog sie in ihr Haus und richtete sie zu dem schändlichsten aller Erwerbe ab. Hier fand sie Monceau, ihr Pathe. Sie ver-

*) Die Prinzessin wurde hierauf mit dem Dauphin vermählt und theilte später dessen Unglück.

**) 1744.

ließ den Ort der Entehrung und wußte sich bei einer rechtlichen Frau einzuschmeicheln, von der sie als Gesellschafterin aufgenommen wurde. Der Dank für diese, einer Waise erzeigte, Wohlthat war die Verführung des Sohnes ihrer Freundin. Sie mußte das Haus derselben verlassen. In dieser Zeit lernte der Vicomte Du Barri, ein wüster Lüstling, den man allgemein mit dem von dem Regenten Orleans gebrauchten Namen Roué bezeichnete, sie kennen. Dieser Elende hatte nach Zerrüttung seiner Gesundheit und seines Vermögens ein Spielhaus eröffnet. Hierhin brachte er die drei und zwanzig jährige Marie Jeanne, die man jetzt Demoiselle Lange nannte. Obgleich frühzeitig durch Wollust entehrt, hatte die Dirne den Glanz einer blendenden Schönheit behalten. Der Kammerdiener des Königs, La Borde, der Hüter des Harem's im Hirschpark sah sie, empfahl sie seinem Gebieter*) und erhielt die Erlaubniß, sie diesem vorzuführen. Der in dem Pfuhl der Lust erschlaffte Ludwig fand an der öffentlich geschändeten Kreatur Reize, die ihm, trotz seiner weitausgebreiteten Bekanntschaft in dem weiblichen Geschlechte bisher ein Geheimniß waren, und wurde von ihnen so begeistert, daß weder Andeutungen über die bisherigen Verhältnisse dieser Bajadere, noch deutliche Erklärung über ihren früheren Aufenthalt, ihn von ihr losreißen konnten. „Beständig wollte er die sehen, welche seine abgestumpften Sinne verjüngte, ihn selbst aber herabwürdigte.“

So sehr auch die Sittlichkeit am Hofe gesunken war, so entrüstete das öffentliche Aergerniß doch die meisten Hofleute; sie konnten nicht glauben, daß Ludwig, der so sehr auf das Aeussere sah und, trotz seines unbändigen Hanges zur Wollust, selbst bis zu diesem Genusse Anstand beobachtet und von seinen Geliebten Ehrfurcht gefordert hatte, daß

---

*) 1768.

dieser pomphafte König die Gesellschaft einer Lustdirne, ihren unsittlichen Witz und ihre Frechheit lange ertragen würde, und Viele begegneten der Neu-Erwählten mit der einem so tief gefallenen Geschöpfe gebührenden Verachtung. Unter ihnen war Choiseuil, der mit der früheren Maitresse eine innige Freundschaft gepflogen hatte, die Zudringlichkeit der neuen aber mit Stolz von sich wies, ohne zu ahnen, daß diese Regung einer edeln Selbstständigkeit ihn bald von der Höhe eines ersten Ministers herabstürzen werde. Auf sie bauten seine Gegner ihre Plane zu seinem Fall.

Zur Behauptung eines Scheines von Schicklichkeit vermählte Ludwig die neue Geliebte mit dem Vicomte Du Barri, dem Bruder des früher erwähnten, der in der ehelichen Verbindung eines solchen Weibes keine Schande sah. Kaum war sie zu dieser schimpflichen Ehre erhoben, so drangen Choiseuil's Feinde in sie, die öffentliche Vorstellung vor dem Hofe zu fordern. Der schwache König verwarf den abmahnenden Rath seines Ministers, gab dem Ansinnen der Barri nach, ließ sie mit großem Gepränge als seine ausgezeichnete Geliebte dem Hofe darstellen und ihr die Zimmer der verstorbenen Pompadour anweisen. Von jetzt an dachte sie für die von Choiseuil erlittene Kränkung auf Rache.

Damals bestand zwischen England und Spanien ein Zwist über den Besitz der an der Ostseite von Patagonien gelegenen, durch den Wallfischfang wichtigen Falklandsinseln*). Die von den Spaniern aus ihrer Niederlassung vertriebenen Britten bedroheten diese mit Krieg und der Hof von Madrit war zur Aufnahme des Kampfes bereit. Choiseuil, der in den wenigen, dem Schlusse des siebenjährigen Krieges folgenden Jahren, den ungeheuren Verlust der französischen Flotte wieder ausgeglichen und sie in

*) 1770.

tüchtigen Stand gesetzt hatte, fand die Gelegenheit, die Schmach früherer Verluste an England zu rächen, erwünscht, und versicherte die Spanier des Beistandes seiner Nation. Anders dachte der König, der zur Befriedigung seiner Wünsche der Ruhe bedurfte. Choiseuil erhielt von ihm die Weisung, die Minister des Königs von Spanien zur Nachgiebigkeit zu ermahnen, gehorchte diesem Befehle, fügte aber eine geheime Aufforderung zu, den Rath seines Monarchen nicht zu beherzigen, und setzte unter dem mit Chiffern geschriebenen Brief die Worte: Tenez bon! Der in seinem Ansehen zu sichere Minister hat den Staatsboten, welcher dieses Schreiben nach Madrit bringen soll, noch nicht abgefertigt, als die Barri schon von dem Inhalt des Schreibens durch ihre Kundschafter benachrichtigt wird, den Gedanken faßt, den Staatsboten im Namen des Königs anhalten zu lassen. Es geschieht; man nimmt ihm seine Briefschaften ab, überbringt sie der Barri und diese eilt mit dem geheimen Schreiben Choiseuil's zu dem Könige. Ludwig, schon seit längerer Zeit von ihr gegen Choiseuil bearbeitet, staunt über die unerwartete Nachricht; es gelingt ihr, früheren Scherz in schrecklichen Ernst um zu wandeln*), den König von den verrätherischen Gesinnungen seines Dieners zu überzeugen, ihn über die Verachtung seiner Befehle und über die Weise wie Choiseuil ihn vor anderen Höfen beschimpfe, zu erzürnen. Die Darstellung eines schlauen Weibes, begleitet durch den Beweis von des Ministers Ungehorsam, verfehlt ihren Zweck nicht; der König schreibt sogleich an Choiseuil einen Absetzungsbrief und einen andern an den Kriegsminister Praslin, ver-

*) Sie hatte früher oft von der Abdankung Choiseuil's und seines Freundes Praslin gesprochen und unter Anderem, indem sie zwei Orangen in die Höhe warf, gesagt: „Spring' Choiseuil! spring' Praslin!"

bannt beide auf ihre Güter*) und gibt die Zügel der Regierung in ungeschickte und unwürdige Hände.

Die Ungnade des Königs verherrlichte den Namen Choiseul's; der Unwille der ausgezeichnetsten Männer über seine Entfernung sprach sich laut aus; man betrachtete ihn als ein Opfer der schändlichsten Arglist, beklagte ihn als den vertriebenen Schutzgeist Frankreichs, bestürmte gleichsam seinen Palast, um ihm schuldiges Beileid zu bezeigen, und begleitete ihn, während in Versailles ungewöhnliche Stille herrschte, in prunkendem Zuge nach dem Orte seiner Verbannung; ja selbst nach dem von der Hauptstadt entfernten Aufenthalte strömten seine Freunde und liessen sich hiervon durch die Drohungen des dadurch gereizten Königes nicht abschrecken. In Chanteloup lebte der Verwiesene wie ein Fürst von einer großen Menge achtbarer Personen besucht und bewundert, und erlangte durch die bis zum bald erfolgten Tode Ludwigs XV. dauernde Verbannung fast einen größeren Ruf, als durch die lange Zeit seiner Dienste an der Seite des Königs. Ludwig schien ihn zu vermissen und sagte wenigstens, als er die erste Theilung Polens

---

*) Beide Briefe sind eigenthümlich. Der an Choiseul lautet also:

„Mein Vetter,

„Ich bin mit Ihren Diensten sehr unzufrieden. Dieses zwingt mich, Sie nach Chanteloup zu verbannen, wohin Sie sich binnen vierundzwanzig Stunden begeben werden. Viel weiter noch würde ich Sie weggewiesen haben, wenn mich nicht die besondere Achtung gegen die Frau Herzogin von Choiseul, an deren Gesundheit ich großen Antheil nehme, abgehalten hätte. Hüten Sie sich, daß Ihr Betragen mich nicht zu etwas Anderem zwingt. Ausserdem, mein Vetter, bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen und theuren Schutz nehme.“

erfuhr: „Das wäre nicht geschehen, wenn Choiseuil noch hier wäre!"*) In der That hatte dieser Mann um Frankreich große Verdienste. In einer schwierigen Zeit hatte er die Zügel der Regierung ergriffen und sie unter den ungünstigsten Umständen fest gehalten, er hatte das Entehrende eines demüthigenden Friedens von Frankreich abgewandt und den während des Krieges erlittenen Verlust des Staates durch zweckmäßige Verwaltung bald wieder ersetzt; er hinterließ, als er in Ungnade fiel, eine neue ansehnliche Flotte von 64 Linienschiffen und 50 Fregatten und gefüllte Magazine und den Ruhm einer der thätigsten und tüchtigsten Minister des französischen Hofes. Sein Vaterland verdankt ihm die Vertreibung der Jesuiten und die Erwerbung von Korsika**), und würde die schrecklichen Schicksale der folgenden Jahrzehnte nicht erfahren haben, wenn an Choiseul's Stelle Männer getreten wären, die seine Talente besessen hätten.

Im vierten Jahre nach Choiseul's Entfernung von Hof starb Ludwig XV., nachdem er durch verkehrte Maasregeln und durch Gewaltthätigkeiten gegen das Parlament, die ihn verachtende Nation auf's Höchste erbittert und seine letzten Lebenstage durch die Herrschaft entehrt hatte, welche er der Barri einräumte. Seit dem Fall Choiseuils, der dieser ehrlosen Person den Rücken zu kehren gewagt hatte, gebot das feile Weib über Frankreich und seinen König; und nach dem Sturze des Parlamentes, — das, weil es als richterliche Behörde sich nicht in die Launen des Monarchen und seiner Buhlin fügen wollte, mit Hilfe des

*) Nach dem Tode Ludwigs XV. wurde Choiseuil zurückberufen und lebte noch elf Jahre in dem Glanze, der seines Lebens Glück aus zu machen schien, bis 1785.

**) Diese wird besonders in dem folgenden Kapitel erzählt werden.

Kriegsvolkes vernichtet wurde — über das Eigenthum der Nation. Mehr noch, als vor der Pompadour, demüthigten sich vor ihr die Großen des Reiches; fast jeder suchte ängstlich ihre Freundschaft, Minister und Generale, Bischöfe und Prinzen, Alle suchten ihren Schutz und ihre Gunst, Alle wetteiferten gegen sie in Ehrenbezeigungen, Hingebung und Unterwürfigkeit. Die Nichtswürdige benutzte die ihr gewordene unverdiente Gewalt auf eine schändliche Weise, griff gewissenlos die öffentlichen Kassen an und verschwendete in fünf Jahren die ungeheure Summe von 180 Millionen Livres;*) ihre Kreaturen, die Minister Aiquillon und Terrey und der Kanzler Meaupou waren hierin ihre treuen Gehilfen und das Maas der Schändlichkeit wurde in allen Stücken voll.

Während so planmäßig an dem Untergang Frankreichs gearbeitet wurde, und alle einflußreiche Personen gleichsam zu wetteifern schienen, wer am meisten zu diesem Verderben beitragen oder es am Ersten herbeiführen könne, lebte der König in seiner gewohnten Sorglosigkeit der Wollust und der Jagd und hieß Alles gut, was ihn in seinem unnatürlichen Behagen, in seiner schimpflichen Erschlaffung für Nützliches, nicht störte. Schon lange hatte er durch Ausschweifungen an der Auflösung seiner Lebenskraft gearbeitet, und das in seinen Gliedern genährte Gift schlich langsam, bis es durch eine Veranlassung Gewalt erhielt. Von einer seiner Kebsweiber im Hirschpark bekam er die Kinderblattern. Die für einen ältlichen Mann ohnehin bedenkliche Krankheit mußte bei einem abgelebten und entnervten gefährlich werden; bald gesellte sich zu ihr ein bösartiges Fieber, und nicht nur die Aerzte, sondern der Kranke selbst fürchtete seine nahe Auflösung. Die Angst vor dem Tode

*) Der Kamin in einem ihrer Zimmer zu Versailles soll, wie Schlözer in seinem Briefwechsel erzählt, allein 60,000 Livres gekostet haben.

bemächtigte sich sein, die Anhänglichkeit an seine Buhlerin und der Wunsch, mit Gott versöhnt zu sein, kämpften in ihm einen seltsamen Kampf mit abwechselndem Erfolge; bald erhielt die Barri den Befehl, sich zu entfernen, bald die Erlaubniß, zu bleiben; endlich siegte nicht ein erwachtes Moralgefühl, nicht die Erkenntniß, welche der Reue vorangeht, sondern die Furcht vor der Strafe Gottes; die Maitresse wurde nach Ruel, dem Lustschlosse des Herzogs von Aiguillon, geschafft und der Priester an das Krankenbett des Königs berufen. Der durch die drohende Zukunft Geängstete begnügte sich nicht mit einfachem Bekenntniß seiner Sünden, sondern beichtete mehrmals hinter einander und empfing die Sterbesakramente, er gelobte Gott, wenn er ihn genesen liesse, einen untadelhaften Lebenswandel, versprach für das Glück seines Volkes zu sorgen und den ungeheuren Druck der Abgaben zu erleichtern; er that Alles, was ein von Gewissensbissen gepeinigter Kranker zu thun pflegt, verzweifelnd an seiner Rettung. Die obere kirchliche Behörde ordnete, wie früher öfters, Gebete für das Leben des Königs an; aber nicht wie damals, als Ludwig in Metz krank lag, füllten sich die Kirchen, nicht wie bei dem herannahenden Tode des Dauphin jammerte die Nation; man setzte die Reliquie der heil. Genoveva zur öffentlichen Anbetung aus, wie in großer Gefahr des Vaterlandes zu geschehen pflegte, allein das Volk spottete deß und wünschte sich im Voraus Glück auf den Abschied des Königs. Alle Versuche, die vergeudete Lebenskraft desselben aufzurichten, waren ohne Erfolg, kein Mittel schlug an, und Ludwig verschied an seiner eckelhaften fürchterlichen Krankheit am 10. Mai des Jahres 1774 in einem Alter von 64 Jahren. Das Gift, das in seinem Körper gewühlt hatte, machte seine Leiche zum Scheusal; der von ihr ausgehende verpestete Geruch trieb Jeden weg; man legte sie in einen bleiernen Sarg, stellte diesen in einen hölzernen, füllte die Zwischenräume mit starkriechenden Gewürzen und Kleien, und

sah sich dennoch genöthigt, ihn, zur Verhütung der Ansteckung, in einen dritten Sarg zu stellen.

Die Nachricht von Ludwig's Tod verbreitete sich mit Freudenruf in der Hauptstadt; alle Stände, bis auf die Geistlichen, nannten den Tag einen Glücklichen. Und der Abt von St. Genoveva sagte zu dem Volke, das die Macht der Reliquie verspottet hatte, die bitteren Worte: „Was wollt ihr nun mehr? Er ist ja gestorben!“ Als man ihn nach St. Denis brachte, flossen keine Thränen des Schmerzes oder der Rührung; den Sarg seines Urgroßvaters hatte das Volk mit Steinwürfen verfolgt, den seinigen begleitete es mit dem Jubel der Erlösung aus einer neun und fünfzigjährigen Knechtschaft und Entehrung; Spottlieder, Grabschriften, und tausende von beissenden Witzworten feierten seinen Abschied und die Nation nannte seinen Todestag einen Freudentag.

Das war das Ende Ludwigs XV. Als ein hoffnungsvoller Prinz hatte er den Thron bestiegen, hatte, nachdem er sich ermannt und aus der ersten Weichlichkeit emporgerissen, den Namen des Vielgeliebten erhalten, um ihn zuletzt mit dem des Verwünschten zu vertauschen. Unter allen christlichen Königen war er der Unwürdigste, unter allen Fürsten des neueren Europa der schlechteste und unter den Schlechten der Verworfenste. Gleichgiltig gegen das Wohl und Weh seines Volkes war er ein Despot aus Trägheit, im Aeusseren prunkend und stolz auf sein Königthum war er Sklave seiner Beichtiger und Maitressen, ohne allen sittlichen Werth hing er ängstlich an der Form seines Glaubens, gefühllos gegen jede Tugend sah er streng auf den Schein der Schicklichkeit und verletzte ihn erst dann, als die ehrlose Barri den Schleier von den anstössigsten Geheimnissen wegriß. Zügellos in der Leidenschaft der Wollust, zerstörte er das Glück von vielen Familien, vergiftete er die Sitten seines Volkes durch das schändliche Beispiel und lud dadurch, daß er in die Fußtapfen des schändlichen Or-

leans trat, noch größeren Vorwurf auf sich als dieser, weil er selbst die Krone, die er trug, entweihete und der Sünde auch im Alter nicht versagte. Hat man dem Sittenverderbniß unter Jenem Wehe! gerufen, so hat man sich für die Bezeichnung der sittlichen Zerrüttung unter Diesem erschöpft und muß es dem Urtheile eines jeden Einzelnen überlassen, den Namen aufzusuchen, den Ludwig XV. verdient.

Zu der besonders am Ende seiner Regierung eingerissenen öffentlichen Verderbtheit gehört vorzüglich der zur Sitte gewordene schändliche Staatshaushalt. Wie Ludwig sein Volk aussog, so thaten es seine Maitressen; am gräßlichsten hausete die Barri und ihre Anhänger. Zur Befriedigung seiner Spielsucht legte der König eine Privatkasse von 10 Millionen an, ergänzte sie durch den schändlichsten Kornwucher und vergaß sich so weit, daß er einen königlichen Frucht-Rentmeister ernannte und solchen als Hausbeamten in dem Staatsjahrbuche aufführen ließ. Bei diesem unwürdigen Enkel Heinrich's IV. mischten sich Eigensinn und Schwäche, Wollust und Frömmelei, Menschenverachtung und Menschenfurcht auf eine entehrende Weise und lieferten ein trauriges Zeugniß, wie gute Fähigkeiten durch verkehrte Bildung können zu Grunde gerichtet werden.

Die lange Regierung Ludwig's XV. war für Frankreich ein nicht zu berechnendes Unglück; unter ihr sank das königliche Ansehen bis zum Spott des Pöbels, mit ihm die Sittlichkeit des Volkes bis zur schauderhaften Entartung; den Wohlstand der Nation verzehrte eine unerhörte Verschwendung, und die Ehre derselben samt ihrem kriegerischen Ruhme ward zum Hohn des Auslandes. Als Ludwig starb, war der Handel und das Seewesen im Verfall, das Heer verachtet, das Volk erschöpft, und die Schande Frankreichs bei allen Völkern, samt einer Schuldenlast von 4000 Millionen, das einzige Erbtheil, welches er seinem Enkel hinterließ. Wenn er auch nicht all das während seiner

Regierung gestiftete Unheil selbst erzeugt hat, so trifft ihn doch dessen Schuld in vollem Maaße, weil er seine ehr- und gewissenlose Umgebung mit dem Glück der Nation so heillos schalten ließ. Manche dieser Kreaturen fand in der späteren Zeit ihren verdienten Lohn,*) für den König selbst büssete sein Enkel, der edle Ludwig XVI., und das Blut dieses Unschuldigen ruft noch Wehe über den Urheber dieses Unglückes.

*) Unter ihnen die berüchtigte Barri. Unter dem Vorwande einer der Republick ungünstigen Gesinnung wurde sie im Jahr 1792 verhaftet und am 9. Dezember desselben Jahres guillotinirt. Einen Theil ihrer Schuld büßete sie durch die gräßlichste Todesangst. Mehrmals rief sie, in Thränen zerfließend, auf dem Schafott: „Ach, Herr Henker, nur noch einen Augenblick!" bis ihr Kopf fiel.

Wichtige Begebenheiten in einzelnen europäischen Staaten.

Sechstes Kapitel.

Freiheitskampf auf Korsika.

Charakter und frühere Schicksale der Korsen; Bedrückungen der Genueser und frühere Empörungen gegen ihre Herrschaft. Ornano. Aufstand vom Jahr 1729, Fabius, Giafferi. Oestreicher landen und unterdrücken den Aufstand. Er bricht von Neuem aus. Unabhängigkeitserklärung der Korsen. Theodor v. Neuhof wird König. Die Franzosen besetzen von Neuem die Insel. Theodor flieht. Beaujeu, Giafferi und Matra Protektoren. Rivarola. Pascal Paoli wird der Held seines Vaterlandes. Die Genueser verkaufen die Insel an Frankreich, welche sie mit großen Aufopferungen unterjochet.

Es sind nicht immer die Ereignisse und Bewegungen großer und mächtiger Völker, welche den beobachtenden Blick des Forschers auf dem Thatenfelde der Nationen fesseln, oft zeigt sich demselben ein kleiner Punkt, der seine Aufmerksamkeit um so viel mehr anzieht, je bedeutender der von hieraus sich verbreitende Glanz ist. Aus der ältesten Zeit hat man Beispiele von kleineren Staaten, die mit seltener fast unglaublicher Kraft sich gebildet und der furchtbaren Macht feindseliger Nachbarn widerstanden haben; in der spätern haben sich die Alpenbewohner Helvetiens mit diesem Ruhme bedeckt; in der neueren die Bewohner von Korsika einen großen Theil desselben erworben. Diese In-

sel, ihrer Lage und der Abstammung und Sprache ihres Volkes nach zu Italien gehörig, die auf 178 Quadratmeilen eben so viele Tausend Einwohner zählt, unterhielt fast ein Jahrhundert lang einen ungleichen ehrenvollen Kampf mit mächtigen Staaten, bis die Franzosen ihre Unterwerfung blutig erkauften. Das Volk, welches diese gebirgige Insel bewohnt, war von den frühesten Zeiten her kräftig und heldenmüthig, aber auch unruhig, streitsüchtig uud unbeständig, wegen seiner Liebe zur Freiheit berühmt und dennoch dazu verdammt, der Spielball anderer Staaten zu sein. Gothen, Sarrazenen und Franken hatten sich nacheinander die Küstenbewohner unterworfen. Nach mancherlei Schicksalen während der Kreuzzüge wurde die Insel im vierzehnten Jahrhundert von den Genuesern erobert, welche mit Hilfe der Eingebornen die verhaßten Pisaner aus der Insel vertrieben. Die durch ungeheure Kosten und die Aufopferung in einem blutigen dem Gegenstande nicht verhältnißmäßigen Kampfe erkaufte Eroberung war den Genuesern um so viel theurer, je mehr es ihrem aristokratischen Stolze schmeichelte, Beherrscher eines Königreiches zu sein. Aber auch ihnen war das trotzige, muthige Volk so bald Gram, als allen seinen früheren Gebietern. Hätten sie es verstanden durch ernste Mässigung, Weisheit und Milde die Zuneigung desselben zu gewinnen, sie würden vielleicht in den abgehärteten, keine Mühen und keine Gefahren achtenden, Menschen gute Bürger gefunden haben. Sie thaten aber das Gegentheil von dem, was die Klugheit rieth, und dachten wenig an die Wohlfahrt des Volkes oder an die Verknüpfung derselben mit ihrer eigenen, als vielmehr auf Mittel der Tyrannei und Mißhandlung. Nicht durch Gewalt, sondern durch wohlberechnete Arglist und Bosheit sollte die Nation zu Grunde gerichtet werden, damit sie nicht ferner nach Empörungsversuchen gelüstete. Man beschränkte den Landbau, störte den Gewerbfleiß und hinderte die geistige Bildung des Volkes; bestimmte

ihm und seinen Nachkommen Armuth, Unwissenheit und Knechtschaft. Mehr als ein Mal versuchten die Unterdrückten dieses schmähliche Joch ab zu schütteln, allein die Versuche endeten, da kein erfahrner und ausgezeichneter Mann sie leitete, mit dem Verderben ihrer Urheber, und Verbannung und Auswanderung raubten der Insel die besten ihrer Bürger. Der erste geschickte Anführer der Unzufriedenen war Sanpiere de Bastelica, nach der Familie seiner Gemahlin Ornano genannt, ein korsischer Edelmann, in dem Palaste des Kardinals Hyppolit v. Medici in Florenz erzogen, Oberst bei einem von ausgewanderten Korsen gebildeten französischen Regimente, der sich unter König Franz I. rühmlich ausgezeichnet hatte. Er bot dem Könige von Frankreich die Eroberung seines Vaterlandes an, die Franzosen landeten und nahmen Ajaccio; allein die zur See überlegenen Genuesen behaupteten den Besitz der Insel, der allgemeine Aufstand des Berg- und Landvolkes wurde durch die meuchlerische Ermordung Ornano's gestillt*) und das arme Volk auf eine noch weit empörendere Weise behandelt, als vorher. Man gebot ihm, die Erzeugnisse seines Landes nur in Genua zu veräussern; man bestimmte den Preis derselben nach Willkühr; schaffte zur Zeit des Mangels mit Gewalt alle Vorräthe nach Genua und gab das Volk nach dem Verlust seines Eigenthums dem Hungertode preis; man nährte und beförderte Zwist und Hader unter den angesehensten Geschlechtern, reizte sie zu Ausübung der seit Jahrhunderten unter ihnen gewöhnlichen Blutrache und zog dann die Güter der Mörder ein; man verkaufte Recht und Gerechtigkeit; belegte unbedeutende Vergehen der Reichen mit unbarmherzigen Strafen, in der Absicht, desto größere Summen als Lösegeld zu erhalten; man sog durch alle erdenkliche Mittel die Insel aus; erlaubte den Statthaltern und Unterbeamten die größten

---

*) 1567.

Gewaltthätigkeiten und gab keinen Klagen gegen diese Mißhandlungen Gehör; — man verfuhr auf eine solche Weise, daß es scheint, als habe man versuchen wollen, wie lang das Volk einem unmenschlichen Herrn gehorchen möchte Unter solchen Umständen lebten die Korsen, belastet mit dem schwersten Druck, bis in dem Jahrhundert der Aufklärung eine bessere Zeit für sie begann.

Es war im Jahr 1729 als ein Steuererheber, dem ein armes Weib ein Paolo*) schuldig war, mit Gewalt einen Theil des Hausrathes der Wittwe wegnahm. Auf das Geschrei des Weibes eilten die Bauern des Dorfes zusammen, stürmten auf jenen ein, jagten ihm seine Beute ab und trieben ihn mit Steinwürfen aus dem Dorfe. Die Beamten, welche zur Bestrafung der Widersetzlichkeit abgeschickt wurden, erfuhren dasselbe Schicksal. Die Bauern rotteten sich zusammen, eilten nach Bastia, erbrachen das Zeughaus und bemächtigten sich der Waffen. Der hohe Zoll, der bedeutende Preis des Salzes und die unerschwinglichen Schatzungen hatten schon längst den Haß gegen die Unterdrücker reif gemacht; die Auslieferung der Waffen, die man jetzt verlangte, reizte zu größerem Widerstande; der Geist der Empörung breitete sich aus, und die Zahl der bewaffneten Unzufriedenen wuchs mit jedem Tage, so daß den Genuesern, als sie im folgenden Jahre den Aufstand mit Gewalt unterdrücken wollten, eine bedeutende Streitmacht entgegen trat, in der sich allein 12,000 kühne Bergleute befanden. Die Korsen thaten Vorschläge zur gütlichen Ausgleichung, verlangten die Wiederherstellung ihrer alten Freiheiten, die Abschaffung der neuen Steuern, die Auslieferung der Rathspersonen, welche sie als feindlich betrachteten, die Entfernung aller Genuesischen Besatzungen von der Insel und zugleich die Abtretung des zwischen den Flüssen Liamon und Tavignan gelegenen Landstriches samt der Oberhoheit über

*) Etwa zwölf Kreuzer.

denselben. An der Spitze der Unzufriedenen, die von fremder Macht unterstützt zu werden schienen, stand mit drei anderen Anführern ein gewisser Fabius. Sie durchzogen das Land, riefen jedermann unter die Fahnen der Freiheit, mißhandelten diejenigen, welche sich nicht zu ihnen schlagen wollten und plünderten selbst die Hauptstadt Bastia. Schon mehr Mal war den Genuesern die Unterdrückung der Unruhen durch Verrath geglückt, darum rechneten sie auch jetzt mehr auf ihn, als auf Gewalt, setzten 1000 Scudi auf den Kopf des Fabius und täuschten sich nicht. Einer von dessen Verwandten nahm das Blutgeld, überlieferte seinen Freund den Genuesern und Fabius wurde in Bastia geviertheilt.*) An die Stelle des Erwürgten trat seine kühne Tochter, die nur am Körper Weib, am Geiste aber Mann war, und führte die Sache der Freiheit mit Glück, bis sie den Oberbefehl dem gefürchteten Giafferi übergab. Zweifelnd an dem glücklichen Erfolge, den sie sich von Fabius Tod versprochen hatten, versuchten jetzt die Genueser einen Vergleich; allein die Vorschläge der an die Korsen abgesandten Patrizier fanden keinen Eingang; denn ein Heer von 30,000 streitbaren Männern und das von Spanien erhaltene Versprechen des Beistandes erfüllte die Häuptlinge mit hohem Selbstvertrauen und erhielt sie bei dem Vorsatze den Besitz ihrer Heimath der Entscheidung des Schwerdtes zu überlassen. Eine mächtigere Hilfe aber, als den Korsen Spaniens Schutz gab, fanden die Genueser bei dem Kaiser, der durch das Eingreifen seiner pyrenäischen Nebenbuhler in die Verhältnisse Korsika's sich bewogen fand, den Republikanern ein kleines Hilfsheer zu überlassen. Die Ankunft dieses kaiserlichen Kriegsvolkes, das, 5 Bataillone, 5 Grenadier-Kompagnien und 150 Husaren stark, unter des Obersten Wachtendoek Befehl in Korsika landete,**) änderte

*) 1730.

**) Am 10. August 1731.

die Lage der Dinge. Noch an dem Tage der Ausschiffung entsetzten die Oestreicher und Genueser das belagerte Bastia, und nahmen vier Tage nachher das Hauptquartier der Insurgenten mit stürmender Hand. Diesem Glück ihrer Gegner trotzten die Korsen mit der ihnen eigenthümlichen Standhaftigkeit; selbst vor der anlangenden Verstärkung der Kaiserlichen bangte ihnen nicht. Als jedoch im folgenden Jahre der Prinz Ludwig v. Würtenberg, begleitet von dem Prinzen Albrecht v. Brandenburg und dem General Grafen Schmettau mit 6,400 Mann frischer östreichischer Truppen anlangte und alles gegen die Korsen fechtende Kriegsvolk unter seine Befehle vereinigte, verschlimmerte sich die Lage der Freiheitskämpfer von Tag zu Tag, und nur ihre unzugänglichen Schlupfwinkel gaben ihnen noch Zuflucht und Schutz. In dieser Lage verkündigte der Prinz Ludwig im Namen des Kaisers und der Republick Genua ein allgemeines Gnadenversprechen für die, welche die Waffen niederlegen würden. Die gesunkenen Hoffnungen der Insurgenten machten diese solch einem Anerbieten empfänglicher, als den Vorschlägen Wachtendoek's. Man verständigte sich über eine Zusammenkunft. Die kaiserlichen Generale, die Abgeordneten der Republick und die korsischen Häuptlinge versammelten sich hierauf zur Unterhandlung des Friedens *). Was der Drang der Umstände nicht ganz vermochte, vollendete die Persönlichkeit des Prinzen von Würtenberg und der seit einem Jahre gewünschte Vergleich kam zu Stande. Sei es nun, daß die Korsen ihn brachen, wie ihnen von den Gegnern vorgeworfen wurde, oder daß diese zur Vernichtung der Anführer einen solchen Vorwand suchten, — plötzlich wurde Giafferi mit den drei andern Häuptern der Insurgenten, Astelli, Ciaccaldi und Raphael auf Befehl des Prinzen verhaftet und als des Friedensbruches schuldig unter

*) Am 10. Mai 1731.

einer Bedeckung von 50 Teutschen nach Genua abgeführt. Dieses gewaltthätige Verfahren reizte die Korsen aufs Neue zur Wuth; denn sie sahen in ihm das Vorspiel der genuesischen Treue im Erfüllen geschlossener Verträge. Und doch wurden ihre gerechten Forderungen wegen Befreiung der 4 Gefangenen mit aristokratischem Hohn abgewiesen. Nur in Wien vernahm man mit gerechtem Unwillen das Benehmen des Prinzen und der Genueser. Jener erhielt den Befehl, das unter ihm stehende Kriegsvolk nach Mailand zurückzuführen und nur den Obersten Wachtendoek bis zur vollkommenen Erfüllung des Vertrages mit seiner Mannschaft in Korsika zu lassen, diese aber wurden zur strengsten Handhabung des Vergleiches und zur Befreiung der 4 Gefangenen aufgefordert. Die ernste Sprache des Kaisers vermochte bei den Republikanern mehr, als die einfache Wahrheit; Giafferi wurde mit seinen Gefährten im Anfang des folgenden Jahres frei gelassen und ausser dem Versprechen gänzlichen Vergebens und Vergessens des Geschehenen eine neue Verfassung für die Insel ausgerufen, in welcher man ihr verschiedene Freiheiten gestattete. Kaiser Karl VI. leistete Gewähr für die Dauer des Vertrages. Er selbst hatte ihn mit dem Leben von 3,800 seiner besten Truppen, die Genueser mit 1,500 der Ihrigen mit 30 Millionen Livres Kriegskosten und bedeutenden Geschenken an die kaiserlichen Feldherrn bezahlt, und doch wurde ihnen die Freude über den Ausgang des Krieges bald verbittert. Die Entfernung des letzten kaiserlichen Kriegsvolkes unter dem Obersten Wachtendoek reizte den Kriegsmuth der Unterworfenen; Hiazintho Paoli, Giafferi, Gentili, Ginastro und Orano pflanzten die Fahne der Empörung von Neuem auf, besetzten die kaum verlassenen Schanzen von Vescovado wieder, bemächtigten sich der Steuererheber, eroberten das Castel Corte und setzten das ganze Land in Bewegung. Die Ursache dieses neuen Aufstandes war die Unredlichkeit, mit welcher die Genueser den abgeschlossenen Vertrag umgingen.

Man forderte daher von ihnen sichere Bürgschaften: vollen Besitz aller vorenthaltenen Freiheiten, Losgebung aller Gefangenen, Verleihung der Bisthümer an Eingeborne, Ueberlassung eines Zeughauses und Gewährleistung einer andern Macht. Auf dieses Verlangen antworteten die Genueser mit stolzer Verachtung. Spanien schlug die ihm von den Korsen angebotene Schutzhoheit aus, und die Inselbewohner beschlossen, ein eigenes Königreich zu errichten, arbeiteten eine Verfassung des neuen Reiches in 22 Artikeln aus, drängten unter ihrem Heerführer Aitilli die Genueser zurück, gossen Kanonen aus den Glocken und riefen die ganze Insel unter die Waffen.

Größer würde der Erfolg des Aufstandes sogleich geworden sein, hätte nicht ein verderblicher Zwist unter den angesehensten Familien ihm entgegen gewirkt, deren mehrere ihren eigenen Vortheil höher anschlugen, als den ihres Vaterlandes, und den Genuesern treu blieben. Unter diesen nahm das mächtige Haus Matra den ersten Rang ein. Selbst die Bemühungen des edeln Grafen Dominicos v. Rivarola, welcher, trotz der Haft, in der seine beiden Söhne als Geisel zu Genua gehalten wurden und trotz der Einziehung aller seiner Güter nicht zu bewegen war, das Schwerd gegen sein Vaterland zu ziehen, — zur Stiftung eines Vergleiches blieben ohne Erfolg; Blut floß aller Enden und der Mangel an Eintracht vergrößerte die Drangsale eines mit Erbitterung geführten Krieges. Die Hoffnung auf Bundesgenossen war verschwunden, die Besorgniß, ein kaiserliches Kriegsheer landen zu sehen, an deren Stelle getreten; da erscholl durch ganz Korsika die freudige Nachricht, unerwartete Hilfe sei in dem Hafen von Aleria angekommen. Sie brachte der Baron v. Neuhof, ein Teutscher.

Theodor Freiherr v. Neuhof war der Sohn eines Edelmannes, aus der Grafschaft Mark in Westphalen, Leopold's v. Neuhof, der als Hauptmann in der Leibwache des Fürst-Bischofs zu Münster gestanden hatte und

daselbst im Jahr 1695 gestorben war. Der Sohn wurde anfangs in dem Jesuiten-Kolegium zu Münster erzogen und setzte dann seine wissenschaftliche Bildung in Köln fort. Hier wurde er in einen Zweikampf verwickelt, hatte das Unglück seinen angesehenen Gegner zu tödten, mußte fliehen und kam, nachdem er sich an verschiedenen Orten aufgehalten hatte, in den Haag. Der spanische Gesandte, welcher ihn hier kennen lernte, verschaffte ihm eine Lieutenantsstelle in einem spanischen Regimente. In diesem zog Neuhof nach Afrika gegen die Mauren, rückte bald bis zum Hauptmanne vor, wurde aber bei einem Ausfalle aus der Festung Oran gefangen und zu dem Dei nach Algier gebracht. Seine Gewandtheit verschaffte ihm hier die Stelle eines Dollmetschers, die er viele Jahre lang bekleidete, bis das Schicksal ihn nach Korsika führte.*) Als nämlich die Korsen sich um Hilfe von Madrid vergebens bemüht hatten,

*) Die Angaben über das Leben dieses merkwürdigen Mannes sind von Anbeginn sehr verschieden gewesen. Man erzählet: Sein Vater habe Anton geheißen und sei wegen Verdrusses mit seiner Familie über eine Mißheirath nach Frankreich gegangen, habe sich bei der Herzogin von Orlean, Charlotte Elisabeth, einer Prinzessin von der Pfalz, so gut empfohlen, daß diese nach seinem Tode für die Erziehung seiner Kinder habe sorgen lassen. Theodor sei hierauf Page geworden und in das Regiment de la Marc als Hauptmann gekommen. Die Bekanntschaft mit dem Grafen Görz, dem Minister Karl's XII. rie fihn in wichtige Staatsangelegenheiten. Sein Gönner brauchte ihn zu verschiedenen Sendungen in Holland, England und Spanien. Als dieser wegen des gegen Georg I. gerichteten Planes samt dem Grafen Gillenborg in England verhaftet wurde, gelang ihm die Flucht nach Schweden. Als Görz gefallen war, ging er nach

wendeten sie sich an die Deys von Tunis und Algier. Neuhof wußte es dahin zu bringen, daß man ihm die Unterwerfung der Insel, die er den Mauren versprach, auftrug, und ihn mit Geld und Kriegsvorräthen ausrüstete. Der Fürst Ragoczki von Siebenbürgen und der berüchtigte Franzose Bonneval, der in Konstantinopel auf den Koran geschworen hatte und europäische Kriegszucht unter den Türken einführen wollte, schossen ihm hierzu 1000 Dukaten. Im Frühling des Jahres 1736 lief er mit einem Schiffe von 24 Kanonen, nebst zwei kleineren, begleitet von 12 Personen, in den Hafen von Aleria ein und ließ 10 Kanonen, 4000 Flinten, 2000 Paar Schuhe, und eine Menge Kisten und Fässer mit Geld, Kriegsbedarf und Lebensmitteln ausschiffen. Mit Jubel empfingen die Korsen ihn als ihren Erretter; achteten des Turbans nicht, den er trug, und strömten Schaarenweise unter seine Fahnen. Kaum

---

Spanien, erhielt daselbst ein Regiment, ging aber wegen Zwist, mit seiner Frau nach Frankreich, wo er mit dem berühmten Law in Verbindung trat. Man will ihn hierauf als kaiserlichen Unterhändler in Florenz gesehen haben, wo er die Lage Korsika's soll kennen gelernt und den Kaiser selbst zu dessen Freiheit gestimmt haben. Von einigen korsischen Häuptlingen, namentlich von Paoli und Giafferi eingeladen worden seyn, sich an ihre Spitze zu stellen, ja, die neue Krone an zu nehmen. Er sammelte hierauf durch Mittel, die er von verschiedenen Orten erhalten hatte, einige Mannschaft und Kriegsbedarf und landete auf Korsika. So ungefähr wird sein Lebenslauf bis zu seinem Erscheinen auf dieser Insel erzählt. Wir verweisen auf: Das alte und neue Korsika nebst Lebensbeschreibung des Königs Theodor, Nürnberg 1736. Jeden Falles bleibt mancher Moment seines Lebens im Halbdunkel des Abentheuers.

hatte die Begeisterung des Volkes ihm das Gelingen seines Planes versichert, so warf er den Turban ab, sprach von Freiheit und Christenthum, verhieß Hilfe von England und Holland, warb mit dem zur Unterwerfung der Korsen ihm anvertrauten Gelde 24 Kompagnien frischen Volkes zur Befreiung der Insel von feindlicher Herrschaft, stillete den Hader der angesehenen Familien und nahm sich des leidenden Volkes mit Sorgfalt an. Die schöne Gestalt des kräftigen Mannes, seine bezaubernde Rede, sein einnehmendes Wesen gewannen ihm alle Herzen und der Gedanke, durch ihn die Freiheit zu erlangen, um welche die Väter seit Jahrhunderten geblutet hatten, machten ihn zum Abgott des Volkes. Man rief ihn zum Könige aus. Dieses geschah in allgemeiner Versammlung der Insurgenten zu Alezano auf offenem Felde;*) man flocht eine Krone aus wilden Lorbeerzweigen und schmückte ihn damit als den ersten König von Korsika. Der Wahlbrief sicherte ihm und seinen Leibeserben die neugeschaffene Krone, wenn er und sie der römischen Kirche zugethan blieben; ein Reichsrath von 24 Maueren sollte ihm zur Seite stehen; die Genueser sollten von der Insel vertrieben, ihre Güter eingezogen, kein Ausländer zu Ehrenämtern befördert, kein fremdes Volk, aus 1200 Mann während des Krieges in's Land gezogen und eine Leibwacht von 1500 Mann für den König errichtet werden. Zum Zeichen seines Eintritts in die Reihe der Monarchen ließ Theodor Krönungs-Münzen von Silber und Kupfer mit seinem Bildnisse prägen**) und errichtete

*) Am 15. April 1736.

**) Die Inschrift war: Theodor I. von G. G. durch einmüthige Wahl erwählter König des korsischen Reiches u. s. w. Auf der Kehrseite stand: Durch Klugheit und Fleiß wird die Tyrannei überwunden.

den Orden von der Erlösung*). Erbittert über diese Regentenhandlung riefen die Genueser alle Könige Europa's zur Rache über den Verletzer der Majestät auf, setzten 2000 Thaler auf seinen Kopf und hofften, ihm ein Ende zu bereiten, wie dem wackeren Fabius. Das Eine wie das Andere war vergebens. Theodor stellte sich an die Spitze seiner Streiter, zog dem, größtentheils aus angeworbenen Schweizern bestehenden, genuesischen Heere entgegen, schlug es aus dem Felde, eroberte mehrere vom Feinde besetzte Städte und nahm seine Residenz in Corte. Noch war Ajaccio in den Händen der Gegner, welche vor zwei Jahren diese Stadt einer ansehnlichen Schaar bewährter Graubündner anvertraut hatten. Man belagerte sie; der König selbst leitete die Belagerung, aber sie zog sich in die Länge und sein auf auswärtigen Beistand vertröstetes Volk wurde muthlos und unzufrieden. Diese ungünstige Stimmung wußte er durch kühnes Selbstvertrauen zu überbieten; man sah ihn mit dem Fernglase nach der Ankunft der erwarteten Schiffe spähen, man sah ihn Eilbriefe von auswärtigen Mächten empfangen, man hörte die festeste Versicherung aus seinem Munde, die Zeit der Hilfe sey nahe; ja er kündete sie bei Verlust seines Thrones auf Ende Oktobers an. Diese Kunstgriffe hatten Erfolg; mit erneuter Begeisterung feierte man ein Freudenfest, führte entschlossener die Waffen und das Glück krönte seine Unternehmungen. Bei Isola Roßla schlug er 2000 Genueser auf's Haupt,**) er-

*) Dieser Orden sollte zur Befreiung und Beschützung des Reiches dienen. Die Ritter trugen ein himmelblaues Kleid mit dem Kreuz, einen in Gold gestickten Stern, samt dem Sinnbild der Gerechtigkeit, nebst einem Dreieck, unter welchem der Buchstabe T stand. Sie sollten den Adel erhalten und besonderes Vorrecht zu den höchsten Ehrenstellen haben.

**) Am 29. Juli 1736.

oberte zwei feindliche Schiffe und sah eine Menge Ausreisser der Gegner zu seinen Kriegsschaaren sich gesellen. Aus Livorno langte ein Schiff an mit Kanonen, Gewehren und Geld und bald darauf landete auf einer neapolitanischen Fregatte ein Verwandter des Königs, der Freiherr von Drost, mit 10 Feldstücken, 600 Bomben, vielem Kriegsbedarf und 30,000 Louisd'ors. Das versprochene Kriegsvolk über zu schiffen, oder dessen Ausrüstung zu beschleunigen, verließ Theodor, nachdem er für seine Abwesenheit eine Regentschaft angeordnet hatte, Korsika, setzte als Abbé gekleidet, auf einem französischen Schiffe nach Livorno über*) reisete von da nach Frankreich und Holland, betrieb sein Unternehmen mit Klugheit und Thätigkeit und erhielt durch kühne Versprechungen auch in den Entfernungen den Muth seines Volkes aufrecht.

Die Nachricht von seiner Entfernung kam bald nach Genua; die Regierung des Freistaates glaubte, der Augenblick zur Unterwerfung der Insel sey gekommen, und trug, indem sie Meuchelmörder gegen Theodor aussandte, den Korsen gänzliche Verzeihung des Geschehenen nebst zehnjähriger Freiheit von allen Abgaben als Preis der Unterwerfung an. Beides mißglückte. Die Korsen wiesen, im Vertrauen auf Theodor's Versprechungen, alle Vorschläge der Genueser ab und die Mordversuche auf den König schlugen fehl. In Italien brachten die geheimen Abgeordneten der Republik dem verkleideten Könige Gift bei, aber es wirkte nicht; in Paris fiel ein Schuß auf ihn, als er in einer Kutsche ausfahren wollte, aber die Kugel traf ihn nicht. In Amsterdam, wo er sich unter fremdem Namen aufhielt und Kriegsbedürfnisse aufkaufte, wartete sein ein eigenes Begebniß. Ein Kaufmann, dem er aus früherer Zeit eine bedeutende Summe schuldete, spähete ihn aus und ließ ihn als hartnäckigen Schuldner in ein gemeines Ge-

*) Am 3. November 1736.

fängniß werfen. Durch die ihm zu Gebot stehenden Geldmittel befriedigte er bald die Forderung des ungestümen Gläubigers. Dieser Vorfall setzte den Magistrat von seiner Anwesenheit in Kenntniß, und der aus dem Kerker Entlassene hatte die Ueberraschung, mit großen Ehren empfangen zu werden. Seiner Ueberredungsgabe, wie der Versicherung der reichen Vortheile, welche der Baumöhlhandel mit Korsika darbieten würde, gelang es, mehrere Großhändler, besonders Israeliten, zu bedeutenden Vorschüssen zu stimmen. Mit 100,000 Gulden in Wechseln und dem Versprechen noch größerer Unterstützungen in Geld und Kriegsvorräthen und einer bedeutenden Anzahl von Offizieren, die er für seine Sache gewonnen hatte, reisete er ab und lief nach fast zweijähriger Abwesenheit mit mehreren Schiffen in den Hafen von Sorraco ein.

Während seiner Reise hatten die Dinge auf Korsika eine Veränderung erlitten, und nicht zu seinem Vortheile. Der König von Frankreich hatte die eindringlichen Bitten der Genueser, deren Schatz schon erschöpft war und durch ein Anlehen von 600,000 Crusaden bei der St. Georgen-Bank nur nothdürftig unterstützt wurde, erhört und ein kleines Heer nach der Insel übergesetzt, um sie mit Güte oder Gewalt ihren bisherigen Herren wieder zu unterwerfen. Der Marschall Boisieux, Anführer dieser Kriegsunternehmung, war im Anfang desselben Jahres*) mit seiner Mannschaft auf Korsika gelandet. Seine Versuche zu einem Vergleiche waren gescheitert, denn die durch bedeutende Sendungen zur Fortsetzung des Kampfes ermunterten und mit Begeisterung an ihrer neuen Verfassung hängenden Korsen erklärten sich nur unter der Bedingung zur Niederlegung der Waffen bereit, daß ihre Insel unter des Königs von Frankreich oder eines anderen Herrschers Oberhoheit stehen sollte, und Frankreich selbst zögerte aus Furcht vor dem Unwillen

*) Am 6. Februar 1738.

Oestreichs, Neapels und Spaniens mit der Anwendung der Gewalt. Unter diesen Verhältnissen erschien das aus drei Schiffen bestehende Geschwader Theodor's in dem Hafen von Sorraco*). Dieser Ort, wie fast alle Seeplätze, waren in der Franzosen Gewalt; Landung war unmöglich und Theodor sah sich genöthigt wieder in See zu gehen, um wenigstens den ihn umlauernden Gefahren zu entrinnen, denn bis auf seine Schiffe wirkte das Geld der Genuesen. Der Schiffshauptmann selbst wurde von diesen gewonnen und versprach, das Schiff, auf welchem der König sich befand, an zu zünden. Der Verräther wurde verrathen und zur Strafe für seine Treulosigkeit gespieset. Das Glück, welches die Franzosen für ihre Unternehmung hofften, wendete sich bald zu den Korsen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich und man ließ den Waffen ihr Recht. Das erste Gefecht entschied für die Insurgenten; 400 Franzosen, die sich in einen Engweg hatten locken lassen, blieben auf dem Platze und die Sieger liessen ihren Freudenruf: „Es lebe unser König Theodor und die Krone Spanien, die uns Pulver giebt!" weithin erschallen. Ludwig XV. sandte hierauf dem bedrängten Boisieux den Marquis Maillebois mit vier Bataillonen zu Hilfe. Maillebois, ein feuriger und kluger Feldherr, landete in Calvi**), übernahm nach Boisieux's Tod den Oberbefehl über 16 Bataillone und begann einen verheerenden Krieg gegen die Eingebornen. Man hatte ihm hierzu Macht und Mittel verliehen, die Eroberung der Insel zur gemessenen Pflicht gemacht, und ihn zu dem Ende mit leichtem Kriegsvolke aus den südlichen Gebirgsgegenden Frankreichs versehen. Wohin noch kein fremder Krieger gestiegen war, da pflanzte er seine von den Grenadieren gezogenen Geschütze auf; in entfernten Thälern erscholl der Schlachtruf der Franzosen,

*) Am 13. September 1738.

**) Am 20. März 1739.

Städte und Dörfer zitterten vor den Herannahenden, die mit Feuer und Schwerd in dem unglücklichen Lande wütheten; überall rauchten die Trümmer ihrer Verheerung; und wie die Wohnungen der Menschen, so umwandelten sie die Olivenpflanzungen, die Weinberge und die Getreidefelder in Wüsteneien. Der Schrecken, den diese Kriegsweise auf der ganzen Insel verbreitete, bewog Viele zur Niederlegung der Waffen; sie befahlen dem Könige von Frankreich Leib und Leben, Gut und Ehre; Maillebois zog wie im Triumphe in Corte ein, warb selbst ein korsisches Regiment für seinen König; Paoli und Giafferi flohen nach Neapel zu Theodor und im Jahr 1740 war fast die ganze Insel den Genuesern unterworfen. Nur in den unwegsamsten Gebirgen hielten sich die Insurgenten noch, und unterhielten, angeführt von Drost und begeistert durch ihre Priester, einen kleinen Krieg, nicht in offenem Felde, sondern, und darum blutiger, aus dem Hinterhalt. Viele Franzosen fanden hier ihren Tod. Maillebois ließ zwar mehrere Mönche, die der Anstiftung dieser Partheigänger überwiesen wurden, aufhängen, allein die Erbitterung wurde dadurch nur vermehrt.

Die durch den Kampf um die Erbschaft Kaiser Karl's VI. veranlaßten Ereignisse hatten auch auf Korsika Einfluß; denn Frankreich zog in Erwartung der sich in Schlesien und Böhmen entwickelnden Begebenheiten*) sein Kriegsvolk aus Korsika weg. Kaum war Maillebois nach Antibes abgezogen, so traten die freien Korsen aus ihren Gebirgen hervor,**) feierten das Fest der Krönung ihres Königs, riefen diesen aus Italien herbei, und der Freiheitsruf hallte aller Enden wieder. Von Italien aus sandten ihre geflüchteten Landsleute Waffen; jedermann wollte sie führen; Knaben und Greise, Frauen und Jungfrauen traten un-

*) Vergleiche 1. Band, 1. Heft, Seite 45 u. ff.

**) 1741.

ter die Fahnen der Unabhängigkeit; Geistliche, in der Rechten das Schwerd, in der Linken das Kreuz und den Rosenkranz, zogen als Anführer vor diesen Schaaren her, und die Genueser wurden von Punkt zu Punkt vertrieben. Vergebens forderte der Marquis von Spinola, der genuesische Statthalter, zum Gehorsam gegen die Republick auf, der Muth der Korsen wuchs mit jedem Tage und nur unter der Bedingung der Anerkennung ihrer unumschränkten Freiheit wollten sie mit ihm unterhandeln. Jetzt langte auch Theodor auf einem englischen Kriegsschiffe an, brachte Geld, Waffen und Schießbedarf mit, ergriff die verworrenen Zügel der Regierung, verkündigte, mit Ausnahme Weniger, Allen, die der Sache des Vaterlandes treulos geworden waren vollständige Verzeihung, und erließ Befehl zur Rückkehr an alle in fremden Diensten stehende Korsen*). Nicht lange währte sein neues Glück. Die Unzufriedenheit vieler Großen, der Wankelmuth der Nation und die Nichterfüllung seiner Verheißungen verminderten seinen Anhang in dem Maße, als der an des verstorbenen Spinola Stelle getretene Peter Justiniani**) zur Abschließung eines Vergleiches mit den unzufriedenen Partheihäuptern nichts unversucht ließ. Der Vertrag kam in Bastia zu Stande***). Man erlaubte den Korsen den Gebrauch des Schießpulvers für jeden Bürger; versprach die Einführung der alten Steuern, die Einsetzung vier korsischer Lieutenants, vollständige Vergebung des Vergangenen, den dem korsischen Adel gebührenden Rang, und die Bestellung der Bisthümer durch Inländer. Wie bei allen früheren Verträgen bewiesen die Genueser auch

---

*) Nur die der Königin von Ungarn und dem Großherzoge von Toskana dienten, waren hiervon ausgenommen.

**) Im Februar 1743.

***) Am 12. Juli.

bei Haltung dieses neuen die ihnen eigene Treulosigkeit. Die Korsen erklärten ihn darum für aufgehoben, die Mißvergnügten schlossen sich wieder an Theodor an und bestätigten ihm feierlich alle die Rechte*), die sie ihm vor acht Jahren übertragen hatten. Trotz dieser neuen Huldigung ging sein Reich bald zu Ende. Als ein Abentheurer war er gekommen; als solcher schied er, durch Mißtrauen, Unzufriedenheit und Zwist genöthigt, aus Korsika, ging nach England, machte ohne große Mittel bedeutenden Aufwand, und wurde hier von unbefriedigten Gläubigern in den Schuldthurm geworfen. Horaz Walpole nahm sich seiner an, sammelte mit Uneigennützigkeit eine bedeutende Summe und befreiete ihn aus dem Gefängniß. Als aber der edle Mann ihn nachher aufsuchte, erlitt er von dem Undankbaren die Beleidigung, daß er ihn keines Wortes würdigte. Für dieses Betragen ärndete Neuhof verdiente Verachtung und starb bald hernach in Unbedeutenheit**).

In der Zeit, als Neuhof Korsika zum letzten Male verließ, zeigte sich ein neuer Bewerber um die welke Lorberkrone, ein französischer Handwerker aus Lion, der unter Maillebois auf Korsika gedient hatte. Bald unter dem Namen von Beaujeu, bald unter dem eines Baron von Vaga warb er in Konstantinopel, in Tunis und in italischen Städten um Beistand für die Korsen, wurde aber als Landstreicher in Livorno angehalten, in's Gefängniß geworfen und endete in dem Dunkel, aus dem er hervor gegangen war.

Während dieser Vorgänge standen an der Spitze der Korsen der edle Giafferi und der kluge Matra, die man zu Protektoren des Königreiches ernannt hatte. Dieser wurde bald eines geheimen Verständnisses mit den Feinden beschuldigt, vielleicht ein leerer Argwohn, der sich auf

*) Am 14. Juni 1744.

**) Im Dezember 1756 in einem Alter von 61 Jahren.

frühere Verhältnisse gründete, und verlor einen Theil des Zutrauens seiner Landsleute. Desto fester aber schlossen sie sich an jenen an. Giafferi war ein Mann von hohen Talenten, von seltener Beredsamkeit und von feuriger Vaterlandsliebe; kein Unglück konnte diese erhabene Tugend an ihm schwächen, und keine Gefahr seinen Muth erschüttern; er vergaß sein selbst, wo es das Wohl des Volkes galt und der heiligen Sache, für die er focht. Er belagerte das von den Genuesern hartnäckig vertheidigte Corte und legte hier einen Beweis von seltener Geistesstärke und Uneigennützigkeit ab. Die Belagerten hatten seinen kleinen Sohn gefangen genommen und waren grausam genug, denselben, als die Korsen das Feuer gegen die Festung eröffneten, an den Theil der Mauer zu hängen, welcher den feindlichen Kugeln am meisten ausgesetzt war. Der unglückliche Vater sah die seinem Kinde drohende Gefahr, wandte sein Angesicht ab und befahl seinen Leuten, ihre Pflicht zu erfüllen. Solcher Muth, solche Entsagung, solche Hingebung für das öffentliche Wohl begeisterte das Volk und verschaffte dem wackeren Manne das größte Ansehen. Bald jedoch zeigte sich ein Nebenbuhler.

England, durch die Verbindung Genua's mit den Bourbonen*) und dessen Kriegserklärung gegen Sardinien, seinen Bundesgenossen, aufgebracht, sandte den Korsen Beistand, setzte den Grafen Rivarola, der bisher ein sardinisches Regiment befehligt hatte, in sein Vaterland über und unterstützte diesen bei der Belagerung von Bastia durch das Geschwader des Admiral Kope. Nach langem Widerstand mußte sich die Festung ergeben; der genuesische Statthalter entwich mit seinen Offizieren zur Nachtzeit und am folgenden Tage zogen die Korsen ein**). Der Magistrat empfing den Sieger mit großen Ehren, übergab ihm die

*) Vergleiche 1. Band, 2. Heft, Seite 92.

**) Am 18. November 1745.

höchste Gewalt, rief ihn zum General-Kapitän aus, stellte ihm selbst die Verwaltung der Gerechtigkeit zu und begab sich unter den Schutz des Königs von Sardinien. Rivarola trachtete nicht nach solch hohen Dingen, nicht sein Gewinn oder Ruhm, sondern seines Vaterlandes Glück war das Hochbild seines Strebens, er bot deßhalb dem verdienstvollen Giafferi die Theilnahme an den ihm zugewiesenen Ehren und Würden an und ernannte ihn zu seinem Gehilfen. Die Einnahme der Stadt und des Thurmes von S. Fiorenzo folgte der Eroberung von Bastia auf dem Fuße. Das Schloß von Corte mußte sich nach hartnäckiger Gegenwehr an Giafferi ergeben, welcher der Besatzung freien Abzug nach Calvi grstattete*). Nicht so glücklich waren die Insurgenten vor Ajaccio und Bonifacio; diese waren mit Vorräthen reichlich versehen und wurden von den Genuesern unter dem Obersten Ornani entsetzt.

Die Fortschritte der Insurgenten verbreiteten Schrecken in Genua, das von den Oestreichern hart bedrängt wurde. Hilfe senden konnte es nicht in dem Augenblick der Gefahr, wo es den Feind schon innerhalb seiner Thore sah; es nahm daher seine Zuflucht zu übernatürlichen Dingen, ließ das Venerabile ausstellen und ordnete ein vierzigstündiges Gebet an. Mehr als dieses wirkte zu seinem Vortheile die Zwietracht unter den Insurgenten und die daraus hervorgehende Zertheilung ihrer Kräfte. So lange Rivarola von den Engländern Unterstützung erhielt, behauptete er sich, als er aber anfing Schatzungen aus zu schreiben und sie bei den Säumigen mit Strenge eintrieb, erkaltete bei einem großen Theile derer, die ihm entgegen gejauchzt hatten, der Eifer für das öffentliche Beste und dieselbe Stadt, die noch kurz zuvor ihm zu Ehren ein Sieg- und Dankfest gefeiert hatte, verschloß ihm die Thore, ja sie stellte seiner Belagerung eine so ernstliche Wehr entgegen, daß er nach

*) Am 1. Juni 1746.

einem kühnen Ausfall der Bürger den Rückzug antreten mußte. Im Frühling des nächsten Jahres*) landete, von dem Könige von Sardinien gesandt, der Brigadier von Cumiane, mit 8 Bataillonen. Der Freudenruf: Es lebe der König von Sardinien! ertönte durch die ganze Insel und die Belagerung von Bastia begann von Neuem. Die Bürger dieser Stadt zitterten nicht vor den 6000 Streitern, die Rivarola anführte, auch nicht vor dessen Unterstützung durch die Sardinier, sondern harreten im Vertauen auf ihre Vorräthe, ihre Mauern und ihren Muth aus. Und nicht vergebens. In dem Lager vor Bastia entstand Mangel, die beständige Thätigkeit, in welcher die Belagerten ihre Gegner hielten und ihr verzweifelter Widerstand machten ihn mit jedem Tage drückender; und Cumiane drohete, wenn man nicht Brod schaffen würde, abzuziehen. Den Ausschlag gab ein französischer Hilfstrupp von 550 Mann, welcher, von dem französischen Oberbefehlshaber in Genua, dem Marquis von Bissy, abgeschickt, unter dem Grafen von Choiseuil landete. Sogleich wurde die Belagerung aufgehoben; Cumiane zog sich nach Fiorenzo zurück, um daselbst weitere Verhaltungsbefehle seines Königs abzuwarten; und auch Rivarola ging hierhin. Der Friede zu Achen rief die Sardinier ab und der schon früher von den Engländern verlassene Rivarola floh nach Turin, wo er bald starb.**) Seinem Beispiele folgte Matra in sardinische Dienste, und nun war Giafferi der oberste Anführer der Insurgenten. Wie er für das Volk Alles that, so hing dieses mit Treue an ihm, bis er durch Meuchelmord fiel.***) Sein Andenken feierte das von ihm gestiftete Werk, die von ihm geordnete Verwaltung, die sich selbst nach seinem Tode unter den größten Partheiungen

*) Am 4. Mai 1747.

**) 1748.

***) Im Oktober 1753.

des Bürgerkrieges fort erhielt. An seine Stelle trat der edle Paoli.

Pascal Paoli war geboren im Jahr 1722 und der zweite Sohn des verdienten Hiazintho Paoli, der früher für Korsika's Freiheit gefochten und nach der ersten Ankunft der Franzosen sich mit Theodor nach Neapel geflüchtet hatte. Sein Vater, ein strenger, aber edler Mann, hatte ihm eine treffliche Erziehung gegeben, hatte ihm nicht nur eine glühende Vaterlandsliebe eingehaucht, sondern ihn durch Wissenschaften und durch genaue Bekanntschaft mit den Alten gebildet, ihn gelehrt, sich selbst beherrschen und Menschen achten. Als Giafferi ein Opfer der Bosheit geworden war, sandte der alte Hiazintho den hoffnungsvollen, kräftigen Sohn in das zerrüttete Vaterland, damit er mit allem, was er hatte, ihm diene. Mehr konnte er nicht geben; aber die Gabe war reich. Ein edler Patriot, begeistert für Menschenrecht, Religion und Tugend, betrat Pascal Paoli sein Vaterland, sein Name ging vor ihm her wie ein Freibrief auf das Vertrauen seiner Mitbürger; seine schöne Gestalt, seine edle würdevolle Haltung, seine ungeheuchelte Menschenfreundlichkeit machten ihn zu dem Mann seines Volkes; man rief ihn zum General-Kapitän der ganzen Insel aus. Die ihm anvertraute Gewalt wendete Paoli auf das Wohl der Nation, die durch lange Knechtschaft gesunken, durch den Bürgerkrieg verwildert und durch Leidenschaften entartet war, der Nation, in welcher sich fast nichts Lobenswerthes fand, als Genügsamkeit und eine standhafte Liebe zur Freiheit, in deren Familien Hader und Neid, in deren Heer Unordnung und Eigenwille des Einzeln, in deren Charakter Wankelmuth und Rachgier einheimisch waren. Mit dem Namen eines Generals und mit der Gewalt eines Königs stand er an der Spitze der Verwaltung mit dem festen Willen, eine vernünftige Volksregierung zu gründen. Ein Staatsrath von neun Männern, dessen Vorsitz er selbst führte, besaß die ausübende

Gewalt; eine allgemeine Nationalversammlung zu Corte sollte in jedem Jahr das Beste des Landes berathen. In Corte selbst legte Paoli eine Universität, eine Druckerei und einen Buchladen an; er errichtete eine Schule für 30 Zöglinge, deren Väter den Tod für's Vaterland gestorben wären; er beschränkte das Recht der Lehensherren auf eine vernünftige Weise; er führte eine gesetzliche Rechtspflege ein; schaffte die zum Rechtsgesetz gewordene grausame Sitte der Blutrache ab; bildete einen Haufen regelmäßigen Fußvolkes*), versöhnte die seine Landsleute entzweienden Leidenschaften und flößte diesen den Sinn für Einheit und Eintracht ein. In dem Allen ging er zugleich mit einem edeln Beispiele voran. Erst als er auf solche Weise den Grund zu einer gesetzlichen Ordnung bei seinem Volke gelegt hatte, zog er sein Schwerd gegen die Genueser, und zog es nicht vergebens. Der Sieg folgte seinen Schritten; auf allen Punkten wurden die Feinde zurückgedrängt und bald waren ausser Bastia nur noch wenige Plätze in ihrer Gewalt.

Die reissenden Siegesfortschritte Paoli's, und die Eintracht des Volkes erregten den Genuesern die lebhaftesten Besorgnisse, denn daß ihnen unter solchen Umständen die Insel über Kurzem auf immer verloren gehe, wurde ihnen fast zur Gewißheit. In dieser Verlegenheit wandten sie sich an Frankreich. Schon ein Mal hatte Ludwig XV. das Blut mehrerer Tausende seiner Unterthanen vergossen, um einem stolzen Nachbar wieder zu geben, was ihm nicht gebührte. Auch jetzt war er bereit ein Gleiches zu thun; allein der in Teutschland und Amerika ausgebrochene Krieg störte ihn in der Ausführung des unedeln Vorsatzes. Der Marquis von Castries wurde mit einigen Bataillonen nach

*) Es waren dieses jedoch nur 500 Mann, welche Sold und geregelte Kleidung erhielten, die übrigen behielten ihren Dolch, ihre Pistolen und Flinte, ihren schlechten kurzen Rock, und als Feldmusik die Seemuschel.

Korsika übergesetzt,*) um, wie man früher gethan, die abgeschaffte Knechtschaft mit List oder Gewalt wieder ein zu führen; bald darauf rief man ihn nach Teutschland, damit er an der Ehre und Schande des Feldzuges unter Soubise in Thüringen Theil nehme**); auch seinen Nachfolger, den Grafen von Beaux, einen talentvollen, wackeren Feldherrn rief man bald nach Teutschland, und Korsika wurde, da man dorten mit ungeheuren Einbußen einen weder nützlichen noch ehrenvollen Krieg unterhielt, seinem Schicksale überlassen. Unter Paoli's musterhafter Leitung schien dieses ein glückliches werden zu wollen. Er befestigte die Freiheit des Landes, arbeitete unermüdet an der Veredlung seiner Landsleute; er rüstete Kaperschiffe aus und zerstörte den Handel der Genueser; wie vor ihm Giafferi gethan, verwarf er aus Mißtrauen die Vergleichsvorschläge dieser treulosen Republikaner***); ja der Vorsatz, eher unter den Trümmern des Vaterlandes zu sterben, als diesen stolzen Tyrannen ferner unterthan zu sein, wurde durch ihn der Wahlspruch aller Korsen.

Der Zustand der Unabhängigkeit der Insel währte bis zu Ende des siebenjährigen Krieges. Der Friede zwischen Frankreich und England, der durch das Ansehen, welches Großbritannien durch seine Seeüberlegenheit erlangt hatte, wohl auch den Korsikanern hätte eine bessere Zukunft sichern können, wenn er von London aus nicht mit fast unüberlegter Schnelle des Grafen Bute geschlossen worden wäre, dieser Friede, der in allen von den Europäern regierten Ländern Ruhe stiftete, gab dieses theure Gut nicht den Bewohnern von Korsika, er erneuerte ihnen vielmehr die Drangsale des Krieges.

Frankreich hatte zur Deckung der ungeheuren Kriegskosten auch von Genua Geld erhalten und schuldete ihm nach dem Friedensschlusse einige Millionen Livres. Diese Schuld

*) 1756. **) 1757. ***) 1760.

zu tilgen bot der Herzog von Choiseuil der Republik sechs Bataillone Hilfsvolk auf vier Jahre zur Besatzung der festen Plätze auf Korsika an*). Der General Marboeuf führte diese Mannschaft über, und leistete bei seiner Landung den Korsen das feierliche Versprechen, er sei von seinem Könige nicht gesandt, um Feindschaft mit den Landesbewohnern zu üben, sondern um durch die Besetzung Frieden zu erhalten. Diesem Versprechen schenkte Paoli Zutrauen, hielt deßhalb mit Marboeuf eine Unterredung und es entstand zwischen den Korsen und Franzosen ein freundschaftliches Verhältniß, das bis zu dem Abzuge der letzteren fortbestand.**) Noch während der Anwesenheit derselben suchten die Genueser einen Vergleich zu stiften. Das Volk zeigte sich nicht abgeneigt, forderte aber als Grundbedingung vollständige Unabhängigkeit. Darum zerschlug sich die Unterhandlung und die National-Versammlung zu Corte beschloß, die Fortsetzung des Krieges nach dem Abzuge der Franzosen mit allem Nachdruck zu betreiben. Die Korsen bemächtigten sich der Insel Capraja, vermehrten ihre Seemacht und schlossen mit dem Dey von Tunis einen Bund. Genua sah die Zukunft mit der Schaam und Erbitterung des gekränkten Herrsch-Stolzes nahen und in ihr sein Wappen auch von der letzten Stelle auf Korsika vertilgt; die Patrizier knirschten ihren Zorn, und ihre Frauen, der Ehre, die Gemahlinnen von Beherrschern eines Königreiches zu sein, verlustig, vergossen Thränen; die Signoria bot den Franzosen große Summen für die Unterwerfung der Insel, allein Choiseuil wies entweder aus Klugheit, oder um einen tiefer liegenden Plan zu entwickeln, diese Anträge mit Stolz zurück. Nicht für Genua wollte er die Insel erobern, sondern für Frankreich. Er zeigte den Abgeordneten der Republik, daß für ihr Vaterland kein Gewinn zu hoffen sei in dem Besitze eines Landes, das sie zu

*) 1764. **) Im Juli 1767.

behaupten nicht vermöchten, und bot eine große Summe Geldes für die Abtretung Korsika's an Frankreich. Erwünschter konnte den Genuesern kein Vorschlag sein; der Weg, mit Vortheil und selbst mit Ehren aus dem heillosen Kampfe zu gehen, der schon seit acht und dreißig Jahren ihre Schätze verschlang, war geöffnet; sie nahmen das Versprechen von 40 Millionen Livres und gaben das schon verlorne Korsika hin.*) Mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses war wegen Englands Nebenbuhlerschaft diese Unterhandlung bedeckt worden, und noch als ihr Ergebniß im vierten Monat nach Abschluß des Vertrages bekannt wurde, suchte Frankreich den Neid Britanniens durch die scheinbar angehängte Bedingung zu beschwichtigen, daß die Genueser sich den Wiedererwerb der Herrschaft über die Insel durch Wiedererstattung der Kriegskosten vorbehalten hätten; in Annahme des Titels „König von Korsika", welchen Ludwig XV. sich beilegte, sprach sich das Gegentheil von jener Erklärung aus.

Die Verkündigung des Vertrages über den Besitz von Korsika erfüllte die ganze Insel mit Schrecken und Zorn, jetzt erst sah Paoli, warum die Franzosen unter Marboeuf sich um die Freundschaft der Eingebornen beworben hatten; wie er, so waren Alle bereit, ihre Freiheit theuer zu verkaufen, und die Engländer bestärkten diesen Vorsatz durch große Versprechungen. Fünftausend Franzosen führte der Marquis von Chauvelin zur Besetzung der Insel herbei und suchte durch Schmeicheleien und Lockungen den ihm gewordenen Auftrag auszuführen. Seine Freundlichkeit fand ein trotziges Volk, zu arm an Habe, um für diese zu fürchten, zu reich an Muth, um ohne Kampf sein bestes Gut hin zu geben, — ein Volk, das seit langen Jahren durch Versprechungen aller Art war betrogen worden, als daß es noch einer hätte trauen mögen; seine Anträge wurden mit Verachtung aufgenommen, das noch nicht ver-

*) Im Januar 1768.

rostete Schwerd von Neuem geschliffen und der Feind furchtlos erwartet. So begann der Krieg Frankreichs mit Korsika.

Chauvelin war nicht der Mann, welcher den grimmigen Muth der rauhen Gebirgsbewohner verstand; in kleineren und größeren Gefechten unterlagen seine Truppen den unregelmäßigen korsischen Streithaufen, die von Paoli angeführt und von Britten mit Geld und Kriegszeug unterstützt wurden. Die Niederlagen der Franzosen erhöheten den Muth der Landesvertheidiger und überzeugten den Herzog von Choiseuil, daß man ohne kräftigere Mittel nicht in den Besitz der Insel gelangen werde. Chauvelin wurde zurückberufen und der General-Lieutenant Marboeuf, der sich bei seinem früheren Aufenthalt auf der Insel ausgezeichnet und Kenntniß des Landes und seiner Bewohner gesammelt hatte, mit Verstärkung hingesandt. Er beschwor das entflohene Kriegsglück, aber nur aus den Ebenen vertrieb er die Feinde, die in ihren Gebirgen desto sicherer waren und von hieraus den Franzosen empfindliche Verluste zufügten. Frankreich sah sich daher genöthigt eine ansehnlichere Macht zur Unterdrückung der Freiheit auszurüsten. Der Graf von Veaux führte 16 Regimenter und zwei Legionen leichten Fußvolkes herbei und begann einen Vertilgungskrieg.*) Vor der Uebermacht brach der Korsen Kraft, wie durch die Nichterfüllung der von England gegebenen Versprechungen der Muth dieses tapferen Volkes; die Franzosen drangen in die Gebirge ein, auch die letzte Zufluchtsstätte der Freiheitskämpfer wurde ausgespäht, Paoli, von seinen auswärtigen Freunden verlassen, der bisher in der größten Gefahr nicht verzagt hatte, verlor im raschen Drang der Ereignisse einen Posten nach dem andern, endlich selbst die Hoffnung des Gelingens, floh nach England und bald nach der Mitte des Jahres, in welchem Veaux gelandet war, hatte er die ganze Insel unter die Botmäßigkeit der Franzosen gebracht. Es war für sie ein

*) 1769.

theurer Kauf: denn auf denselben Feldern, wo man die korsische Freiheit niedertrat, begrub man 10,000 erschlagene Franzosen, und die durch das Leben so vieler Menschen und einen Verlust an Kriegskosten von mehr denn dreißig Millionen Livres eroberte Insel war der ungeheuren Summen nicht werth, die ihre Erwerbung verzehrte. Der Tadel, welchen Staatsmänner um dieses Mißverhältnisses willen über Choiseuil ausgesprochen haben, verdient jedoch einer besonderen Prüfung: denn war auch das Land dem inneren Werthe seiner Erzeugnisse nach gering gegen die Opfer, welche Frankreich brachte, so war seine Lage von solcher Wichtigkeit, daß sie wohl dieser Opfer verdiente. War es vielleicht Eitelkeit, welche dem französischen Minister den Gedanken an die Eroberung dieser Insel eingab, so war es die Furcht, England möchte sich den Besitz aneignen und im Frieden dem Handel, im Kriege den Küsten Frankreichs gefährlich werden, welche ihn zur Ausführung des Planes führte.

Korsika wurde eine französische Provinz, und es brauchte die Vereinigung seiner Krone mit der Heinrich's IV. nie zu bedauern. Welchen Einfluß diese Vereinigung einige Jahrzehnte später nicht allein auf das Schicksal Frankreichs, sondern auf das fast der ganzen Welt gehabt hat, ist noch in frischem Andenken des jetzt lebenden Geschlechtes. Darum bleibt dieses Ereigniß ein in der Weltgeschichte wichtiges, und selbst das Jahr, in welchem diese Vereinigung geschah, ein für alle Zeiten denkwürdiges: denn in ihm wurde Napoleon geboren.

Während der französischen Revolution riß Paoli sein Vaterland wieder von Frankreich los, und unterwarf es den Engländern; die Anhänger Napoleons verjagten jedoch diese und die Insel kehrte unter die französische Herrschaft zurück; Ereignisse, welche einem späteren Zeitraume angehören.

Anhang.

Biographische Skizzen.

II.

Seidlitz.

Friedrich Wilhelm, Freiherr von Seidlitz, war geboren zu Kleve am Rhein am 3. Februar 1722. Sein Vater, ein preussischer Rittmeister, brachte ihn, einen hoffnungsvollen Knaben, als Pagen an den Hof des Markgrafen von Schwedt. Schon hier zeichnete er sich durch eine Kühnheit und Furchtlosigkeit aus, die Erstaunen erregte. Als siebenjähriger Knabe ritt er im Galopp zwischen den Flügeln einer stark gehenden Windmühle durch. In seinem sechzehnten Jahre stellte ihn der Markgraf bei seinem Kürassierregimente als Kornet an, in welchem er bald der kühnste und schönste Reiter war. Der Ausbruch der schlesischen Kriege gab ihm Gelegenheit zur Prüfung seines Muthes. Bei einem der ersten Gefechte wurde er von überlegener Macht gefangen genommen. Als er nach seiner Auswechslung im Gefolge des Königs in Berlin einritt, äusserte er: ein Offizier der Reiterei, der sich mit seinem Pferde gefangen gebe, habe keinen Muth. Der König vernahm diese Rede des einundzwanzigjährigen Jünglings und stellte ihn auf eine seltsame Probe. Als er nämlich auf die Brücke am Zeughause gekommen war, hielt er an, rief den Kornet zu sich und sagte ihm, indem die Brücke aufgezogen

wurde: „Nun ist Er mein Gefangener!“ — „Ich Euer Majestät Gefangener?“ rief Seidlitz, wandte sein Pferd, rannte ihm die Spornen in die Weiche, daß es sich hoch aufbäumte, setzte, ehe man es dachte, von der Brücke hinab in die Spree und schwamm an einer Ausfurt an's Ufer. Solche Kühnheit hatte der König nicht geahnt; aber er ahnete in dem verwegenen Springer einen ausgezeichneten Offizier und ernannte ihn auf der Stelle zum Rittmeister bei den Natzmerischen Husaren. Im zweiten schlesischen Kriege wurde Seidlitz Major, focht im Vortrabe des preussischen Heeres unter du Moulin bei Hohenfriedberg, nahm hier den verwundeten sächsischen General Schlichting gefangen und zeichnete sich ehrenvoll bei Sorr aus, wo er am linken Arme verwundet wurde. In dem Jahre 1752 ernannte ihn der König zum Oberst-Lieutenant, und zwei Jahre hernach zum Obersten der Dragoner Prinz von Würtenberg und ein Jahr später zum Befehlshaber der Rochowischen Kürassiere. Diese wackere Reiterschaar befehligte Seidlitz in den Schlachten bei Lowositz und Kollin. Bei dem Verlust der letzteren deckte er den Rückzug des preussischen Heeres und erwarb sich durch die Einsicht und Entschlossenheit, mit der er handelte, den Dank des Königs in solchem Grade, daß dieser ihn dafür zum General-Major ernannte. Schon auf dem Rückzuge aus Böhmen hatte er Gelegenheit, sich des Vertrauens seines Königs werth zu beweisen. Mit einem Dragoner-Regiment wurde er von den Oestreichern in Zittau eingeschlossen, zog sich Nachts aus der Stadt, ohne daß er einen Mann verlor. Auf dem Zuge nach Thüringen gegen die Franzosen und Reichstruppen begleitete er den König, um hier unsterblichen Ruhm zu ärnten. Er verjagte die Franzosen aus Gotha. Soubise und der Prinz von Hildburghausen suchten diese Schmach zu rächen, brachen mit 8000 Mann gegen ihn auf und rückten wieder in Gotha ein. Mit 1500 Husaren und

Dragonern fiel sie hier Seidlitz an*), jagte sie von der herzoglichen Tafel und trieb sie in solcher Flucht nach Eisenach, daß sie eine schimpfliche Beute, Zeugnisse französischer Weichlichkeit, hinter sich zurück liessen, und er an der Tafel des Herzogs das Mahl vollenden konnte, welches seine Feinde begonnen hatten. Glänzender noch strahlte sein Ruhm auf dem Schlachtfelde von Roßbach**). Obgleich der jüngste General-Major im ganzen preussischen Heere, erhielt er hier die Anführung der ganzen Reiterei, welche den rechten Flügel der Schlachtordnung bildete. Ein ruhmgekrönter Sieger hielt er auf der gewonnenen Wahlstatt und seine Ernennung zum General-Lieutenant und zum Ritter des schwarzen Adler-Ordens waren Zeugnisse von der Dankbarkeit seines Königs. Gleichen Ruhm wie bei Roßbach, ja fast noch größeren, erwarb er sich im folgenden Jahre bei Zorndorf***). Bisher hatte man geglaubt, nur dem Fußvolke sei es möglich, Batterien zu nehmen; er aber bewies durch die That, das Unrichtige dieser Ansicht, indem er an der Spitze seiner Kürassiere eine schwere russische Batterie eroberte. Die schwankende Schlacht entschied er, versprengte zuerst die Reiter des feindlichen rechten Flügels, fiel dann, nachdem er jene Batterie erobert hatte, den verzweifelt fechtenden linken Flügel an, durchbrach ihn und half die Niederlage der Russen vollenden. Dankbar umarmte der König nach der Schlacht den Helden und sprach: „Auch diesen Sieg, mein lieber Seidlitz, habe ich Ihm zu danken!“ Da war es, wo der bescheidene Sieger die Ehre von sich abwandte. „Eurer Majestät Kavallerie hat den Sieg erfochten und sich der größten Belohnung werth gemacht —“ sprach er und lenkte die Aufmerksamkeit des Königs auf einen bisher verkannten Offizier.

---

*) Am 19. September 1757.

**) Am 5. November 1757.

***) Am 25. August 1758.

Gleichsam, als wäre es sein Beruf, in den verlornen Schlachten des Königs den Rückzug zu decken, so befehligte er mit dem Prinzen von Würtenberg bei dem Abzuge von Hochkirch die Nachhut und schlug den Angriff des verfolgenden Laudon mit solchem Nachdruck ab, daß das Heer seinen Zug ungestört fortsetzen konnte. Auf dem Schlachtfelde von Kunnersdorf hielt er anfangs im linken Flügel. Nach dem ersten Siege bot er sein ganzes Ansehen auf, den König vom Fortsetzen der Schlacht ab zu halten, allein vergebens. Friederich achtete mehr auf Wedel's unbedachte Aeusserung, der Kampf wurde fortgesetzt und Seidlitz nach dem rechten Flügel gezogen. Hier beobachtete er die drohende Haltung Laudons; als ihm der König plötzlich befahl, eine Batterie, welche viel Schaden that, zu nehmen. Seidlitz weigerte sich, weil er seinen Posten nicht verlassen könne, ohne das Fußvolk den Angriffen der feindlichen Reiter Preis zu geben. Da kam des Königs zweiter Befehl: „In des Teufels Namen solle er die Batterie attaquiren!“ — „Gut! versetzte er ruhig — Wenn es sein muß, so wollen wir bald damit fertig sein.“ Er drückte den Hut in die Augen, hob den Degen, rief seinen Kürassieren zu: „Mir nach, Kinder!“ und setzte auf die Batterie an. Reihenweise stürzten seine Leute; eine Kartätschenkugel zerschmetterte ihm das Degengefäß und mit diesem drei Finger; er mußte sich von dem Schlachtfelde wegschaffen lassen; die Batterie wurde erobert, aber Laudon brach ein, und die Schlacht war verloren. Man sagt, der König habe damals, weil man den Verlust der Schlacht dem unzeitig an Seidlitz ertheilten Befehle zum Angriffe zugeschrieben habe, gegen diesen General eine gewisse Kälte geäussert und ihn einige Zeit in Unthätigkeit gelassen. Seidlitz ging nach der Schlacht bei Kunnersdorf zur Heilung seiner Wunde nach Berlin, befand sich noch daselbst als die Stadt von den Russen und Oestreichern angegriffen wurde*),

*) Im Oktober 1760.

und leitete mit Lehwald die Vertheidigung der Stadt. In dem letzten Jahre des siebenjährigen Krieges befehligte Seidlitz in Sachsen unter dem Prinzen Heinrich und bewies sich hier zugleich als einen wackeren Partheigänger. Seine Wachsamkeit, Thätigkeit und Entschlossenheit trug zu dem glücklichen Ende des Feldzuges in Sachsen viel bei. In den Gefechten und besonders in der Schlacht bei Freiberg*) bewährte er seinen alten Ruhm. Nach dem Hubertsburger Frieden ernannte ihn der König zum General der Reiterei und zum General-Inspektor aller Reiterei in Nieder- und Ober-Schlesien. Der Verdienstvolle ruhete nicht auf seinen Lorbeeren, sondern arbeitete thätig an der Vervollkommnung des Heertheiles, für den er geboren war, und in welchem er Meisterschaft erworben hatte. Als Kaiser Joseph II. Friederich den Großen in dem Lager bei Neisse besuchte**), durfte Seidlitz an des Königs Seite nicht fehlen. Die Bewegungen der Reiterei, welche er hier dem Kaiser zu Ehren vornahm, erfüllten diesen mit solcher Bewunderung, daß er ihm beim Abschied erklärte: „Wenn es meine Lage erlaubte, Herr General, so würde ich zu Ihnen kommen, um von Ihnen den Dienst der Reiterei zu lernen!“ Friederich schätzte Seidlitz als einen der edelsten Steine in seiner Krone, und liebte ihn als einen Freund. Als der verdiente General tödtlich erkrankte, besuchte ihn der König und sagte ihm wiederholt: „Wende Er Alles an, daß Er wieder hergestellt wird. Ich kann Ihn nicht missen, —“ allein die Stunde der Auflösung erschien dem Edeln bald; er starb, von dem König und Allen, die seinen Namen kannten, betrauert, im einundfünfzigsten Jahre seines inhaltreichen Lebens***). Alle Offiziere der Reiterei mußten auf des Königs Befehl einen Flor um den Arm legen, eine Ehrenbezeugung, in der Geschichte

*) Am 29. Oktober 1762.

) 1768. *) 1773.

des preussischen Heeres einzig. In dem Garten seines Gutes Minkowsky in Schlesien wurde die Leiche des Helden versenkt, wo ein einfaches Denkmal, mit Lorbeer und Eichen, seine Ruhestätte bezeichnet. Ein herrliches Monument aus cararischem Marmor von Tassaert gehauen, ließ ihm sein dankbarer König auf dem Wilhelmsplatze in Berlin errichten, wo er mit Ziethen, Keith, Winterfeld und dem Fürsten von Dessau die Großthaten seiner Heldenlaufbahn der Nachwelt verkündigt. Was sein Leben Herrliches geleistet, das sagt die Inschrift auf einem seiner Bildnisse:

„Dies ist das Schattenbild des edeln Seidlitz, des Feldherrn Preussens; unter den Menschenfreunden der Menschenfreundlichste, unter den Helden der Tapferste. Er liebte seinen König, er liebte die Wahrheit; zu groß für die Ehre, die man erschmeichelt, zu groß für Schätze, die man erbeutet. Der Gütige schonte das Leben der Menschen, der Kühne schonte sein eigenes nie. Ihr Krieger, schneidet mit den Schwerdten Rasen zum Altare! Ihr Feldherrn, opfert! Ihr Freunde, weint!"

III.

William Pitt, Graf von Chatam.

Vielleicht offenbart sich die Weisheit göttlicher Weltordnung in nichts herrlicher, als in der Erweckung großer Geister, die mit der ungeheuren Kraft ihnen verliehener Anlagen auf selbst geebneter Bahn das Wohl der Menschen und Völker schaffen. Wenn solche Männer auftreten, dann staunt der bessere Theil der Mitwelt ihre Größe an, die Schlechteren kriechen im Gefühle ihrer Unwürdigkeit zu ihren Füßen, oder suchen durch Niederträchtigkeit und geheime Bosheit das zu verderben, was solche Heroen der Menschheit mit segnender Hand Gutes stiften; Neid und Mißgunst, Vorurtheil und Gemeinheit umzischen wie giftige Nattern die Tritte des Verdienstes und begeifern nicht selten dessen Fußtapfen: Die Nachwelt aber richtet gerecht und zeigt am Horizonte der Nationen die Sterne erster Größe, die, in eigenem Lichte leuchtend, den Forschern als Ruhepunkte dienen, nach welchen sie die Sternbilder des Lebens zeichnen. Nicht zu viel ist gesagt, wenn man William Pitt, den Grafen von Chatam, einen solchen Stern an dem Himmel Britanniens nennt.

Ein Sohn des Esquire Robert Pitt von Bockonock im Herzogthum Cornwallis, geboren am 15. Nov. 1708, wurde er frühe zum Kriegsdienste bestimmt und stand eine Zeit lang unter der Reiterei. Neigung sowohl, als ein nicht starker Körper, entzogen ihn bald diesem Berufe und gaben ihn ganz den Staatswissenschaften. Sein patriotischer Sinn und seine ausgezeichneten Kenntnisse erwarben ihm das Zutrauen seiner Mitbürger. Von dem Flecken Old-Sarum zum Abgeordneten in das Unterhaus erwählt, trat er in diesem mit einer Tüchtigkeit auf, die ihn zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit machte, und die Wittwe des Herzogs von Marlborough schätzte ihn so sehr, daß sie in ihrem Testamente seiner mit einem Legate von 10,000 Pfund ge-

dachte. Eine reiche Erbschaft von einem gewissen Pynsent machte seine Vermögensumstände noch glänzender. Man übertrug ihm eine Kammerherrn-Stelle bei dem Prinzen von Wales, die er aber bald gegen das Amt eines Mitschatzmeisters von Irland vertauschte*). Noch in demselben Jahre ernannte ihn der König zum Schatzmeister und General-Zahlmeister des Heeres und zu seinem geheimen Rathe. Neun Jahre bekleidete er diesen Posten mit Auszeichnung, bis die Reibungen mit Frankreich wegen der Grenze in Nordamerika und die Absicht der Minister, auf dem Festlande von Europa Bundesgenossen zu werben, ihn bewogen, seiner Würde freiwillig zu entsagen, um die Gewalt seiner Beredsamkeit ungehindert den Ministern entgegen zu stellen. Die Ueberlegenheit seines Geistes bewog hierauf den König, ihn in seinen Rath zu ziehen, und am Ende des Jahres 1756 wurde Pitt zum Staatssekretär des südlichen Departements ernannt. Hier entfaltete er seinen großen Charakter, dessen alleiniges Ziel die Wohlfahrt des Volkes war. Menschen von knechtischem Geiste, seiner freisinnigen Ideen nicht fähig, feindete ihn an, warfen ihm vor, daß er um des Volkes Willen das Beste seines Hofes vernachlässige und arbeiteten an seinem Sturze. Georg II. wurde gegen ihn eingenommen, und die Kühnheit, mit welcher der furchtlose Mann sich dessen Ansichten widersetzte, bewirkte seine Entlassung. Diese Handlung des Königs stimmte nicht zu der Meinung des Volkes; Georg II. mußte es bald erfahren. Die Nation murrete, betrachtete Pitt als einen Märtyr der guten Sache und bestürmte den König mit Bittschriften um seine Zurückberufung. War es veränderte Ueberzeugung des Monarchen, oder glaubte er der Stimme des Volkes, die nach der unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck und der Konvention von Kloster-Seeven laut wurde, nachgeben zu müssen, oder hoffte er,

*) 1746.

das erlittene Unglück durch die Geschicklichkeit Pitt's wieder zu tilgen, — er ernannte ihn zum zweiten Male zum Staatssekretär und ärntete dafür den Dank der Nation. Gewiß, in bessere Hände konnte er das Wohl des Staates und sein eigenes nicht legen. Pitt griff in die schlaffen Zügel der Regierung mit Meisterhand, eine neue Epoche in der englischen Geschichte begann, und das Ansehen des brittischen Volkes, das in den letzten Monaten, sowohl in Nordamerika, als in Teutschland, einen heftigen Stoß erlitten hatte, stieg zu einer nicht geahneten Höhe. Pitt's gewaltiger Geist lenkte den König, sein Rath herrschte im Ministerium, seine Einsicht im Oberhaus, sein Wille bei den Gemeinen, sein Name bei dem Volke. Er bedurfte keiner Bestechung, um sich die Stimmenmehrheit der Volksvertreter zu sichern; seine Beredsamkeit, seine Begeisterung, seine Kraft überwand Alle; Alle erkannten seine Ueberlegenheit an, ehrten seinen Patriotismus und bewunderten seine Thätigkeit. In Teutschland, in Amerika, in Ostindien, überall, wo Britten auftraten, regte sich sein Geist; alle Zweige der Verwaltung hoben sich mit neuem Schwung; die Flotte und das Landheer wurden vermehrt und verbessert; tüchtige Anführer wurden für beide gewählt und der Krieg gegen Frankreich mit einer Thatkraft fortgesetzt, vor der man staunen muß. Pitt war es, der dem Könige rieth den Prinzen Ferdinand von Braunschweig an die Spitze des Heeres in Teutschland zu stellen; er war es, der den Subsidientractat mit Preussen schloß, durch nachdrückliches Auftreten in Teutschland die Aufmerksamkeit der Franzosen hierher lenkte und sich der Ueberlegenheit Englands zur See dadurch versicherte. Die Folgen seiner tiefdurchdachten Plane zeigten sich auf der Stelle. Die Franzosen wurden in Teutschland, in Amerika, in Ostindien und in Afrika geschlagen, wurden an ihren eigenen Küsten beunruhigt, verloren ihre Flotten, ihre Kauffahrteischiffe, ihre Kolonien, und in vier Jahren war Frankreich auf eine Weise gede-

müthigt, daß es, in sich selbst keine Hilfe mehr findend, seine Blicke nach Spanien richten mußte. Unermüdet schritt der gewaltige Mann auf der Bahn der Ehre fort, das große Ziel, Frankreichs Macht gänzlich zu vernichten, unverrückt im Auge behaltend und fest entschlossen das Schwerd nicht eher in die Scheide zu stecken, bis Albion's Dreizack der alleinige Gebieter der Meere sein würde. Diesen Siegeslauf hemmte Georg's II. Tod. Auf den Thron dieses ausgezeichneten Fürsten stieg dessen Enkel Georg III., ein Widersacher Pitt's, ein Freund von dessen Feinden, und zerstörte auf seines unwürdigen Günstlings, des Grafen von Bute, Rath, indem er von dem Wege seines Großvaters abwich, einen großen Theil von dem, was jener mühevoll geschaffen hatte. Bei Georg III. galt Bute, ein eigennütziger Hofmann, Alles. Mochte nun Pitt im Unterhause sein entschiedenes Ansehen behaupten, aus dem Kabinet ergingen entgegengesetzte Befehle. Den lauernden Spaniern wurde der Krieg nicht erklärt, den Preussen verweigerte man die Hilfsgelder, und Pitt, der an der Schmach der Nationen keinen Theil haben wollte, legte, weil er sah, daß sein Rath nicht mehr gehört wurde, die Ministerstelle nieder*). Das allgemeine Bedauern folgte seinem Austritte aus dem Ministerium, und die Einsichtsvollen fürchteten mit Recht für die Ehre der Nation. Dankbar erkannte diese die Verdienste des Patrioten; die Stadt London überreichte ihm eine allgemeine Danksagung und setzte ihm zu Ehren eine sinnige Inschrift auf die Blackfriarsbrücke. Größer noch wurde die Begeisterung für den Helden der Nationalgröße, als Bute sich genöthigt sah, zu spät den früh gegebenen Rath desselben zu befolgen, größer noch, als der unmächtige Fürstenknecht einen Frieden schloß, der den Siegen Englands nicht angemessen war, und die Verachtung, welche seinen Nachfolger traf, diente

---

*) Am 5. Oktober 1761.

mit zur Verherrlichung seines Namens. Mächtig war sein Einfluß forthin in dem Unterhause. Hatte sich seine Thätigkeit früher auf die Größe Englands gerichtet, so machte sie jetzt die Wohlfahrt der Kolonien zu ihrem Hauptaugenmerk. Die drückende Vormundschaft, in welcher diese, obschon den Kinderjahren entwachsen, noch gehalten wurden, weissagte dem tiefschauenden Staatsmanne keine gute Zukunft. Die Kolonien in Amerika hatten an den Siegen über die Franzosen thätigen Antheil genommen, hatten sich im Kriege geübt, ihre Kraft geprüft und die Ueberzeugung gewonnen, daß das Mutterland ihrer bedürfe; ihre allmählich beginnende Selbstständigkeit forderte eine andere Behandlungsweise, als die herrschsüchtigere Tories ihnen noch ferner zudachten, und es war an der Zeit, ihnen die Rechte der Bürger Britanniens nach und nach einzuräumen, wollte man sich nicht der Gefahr aussetzen, daß sie der Unterdrückung Gewalt entgegen stellten. Pitt nahm sich ihrer mit allem Feuer des Verfechters der Menschenrechte und mit der Entschlossenheit eines Vaterlandsfreundes an und forderte die Aufhebung der in Amerika verhaßten Stempelakte. Sein überwiegendes Ansehen im Unterhause über des Lord North Plane veranlaßten seine abermalige Anstellung. Ein neues Ministerium wurde gewählt und Pitt zum geheimen Siegelbewahrer ernannt; zugleich erhob ihn Georg III. zum Viscount von Bourton und zum Grafen von Chatam*). Nicht lange bekleidete er diese Stelle, die unter dem Glanze der Erhebung ihm einen Theil seines Einflusses hatte rauben sollen. Podagra, das seinen von Natur nicht starken Körper plagte, nöthigte ihn schon im zweiten Jahre von derselben abzutreten und seinen Sitz im Unterhause wieder ein zu nehmen. Vergebens arbeitete der Edle mit aller Macht seiner Beredsamkeit dem Verderben entgegen, das North's Eigensinn durch wahrhafte Miß-

*) 1766.

handlung der Kolonien über England zu bringen im Begriffe stand; der übermüthige Minister achtete der Warnung nicht, der Krieg brach aus und endigte mit der Trennung fast aller englischen Besitzungen in Nordamerika. Pitt erlebte das Ende derselben nicht. Schon sehr leidend begab er sich nochmals in das Parlament, um mit seiner letzten Kraft sich der Verkehrtheit der Rathgeber des Königs zu widersetzen, tadelte die Hartherzigkeit derselben und ihre despotische Willkühr, stellte alle die Folgen solcher Maasregeln in helles Licht und ermahnte zum Vergleiche. Gegen ihn sprach der Herzog von Richemont. Nochmals ertönte seine Stimme, wie ersterbend auf dem Schauplatz seiner Thaten, sie versagte ihm, und er sank ohnmächtig nieder*). Einige Freunde nahmen den Sinkenden in ihre Arme und brachten ihn aus dem Parlamente. Um seiner versiechenden Lebenskraft wieder auf zu helfen, führte man ihn nach Hayes, einem seiner Landgüter, in Kent — vergebens, von der Reise übermäßig angestrengt, starb er daselbst an dem nämlichen Abend, als er anlangte, in seinem drei und siebzigsten Jahre**). Sein Tod erfüllte die Gegner seiner Ansichten mit Jubel, die Nation aber mit Trauer. Man wetteiferte mit Rathschlägen, wie man das Andenken des Hochgefeierten am würdigsten ehre. Das Parlament verordnete, daß er auf Kosten des Staates mit aller Pracht beerdigt werden solle, und errichtete ihm in der Westminster-Abtei ein seinen Verdiensten entsprechendes Denkmal; der König befahl, mit Genehmigung des Unterhauses, für sich und seine Nachfolger den männlichen Nachkommen Pitt's, als Grafen von Chatam, von der Civilliste eine jährliche Rente von 4,000 Pfund zu zahlen, und der Graf Shalburne sagte im Parlamente: „Ich fürchte, mit Chatam's Tod ist die Sonne brittischer Herrlichkeit für immer untergegangen.“

*) Am 8. April 1778. **) Am 11. Mai 1778.

Pitt war einer der größten Staatsmänner, die je gelebt haben, er war zugleich einer der achtbarsten und würdigsten. Reich an seltenen, großen Gaben, gründlich in all seinem Wissen, kräftig und entschlossen in all seinem Wollen, tief eindringend in seinen Gegenstand, alle Verhältnisse durchschauend, und klar und sicher in allen seinen Ansichten, ruhig und klug, wo es Entwürfe, rasch, furchtlos und begeistert, wo es Handeln galt, vereinte er in sich alle Talente und Tugenden. Kleinliche Politik war seinem großen Geiste fremd; er verschmähete alle Geheimthuerei und alle Winkelzüge der Staatsklügler; Wahrheit und Gerechtigkeit waren die Grundpfeiler seines Charakters, Edelsinn und Thätigkeit für das Gemeinwohl sein Element. Fern von Eigennutz und Selbstsucht vergaß er seines Vortheiles; frei von Kabalen und Ränken ging er fest seines geraden Weges zum Ziele. Die sittliche Würde, die er in so hohem Grade besaß, die er in der Zeit der Jugend, wo Andere in Ausschweifungen fast untergehen, bewahrt hatte, die Reinheit seiner Seele setzte seinem großen Werth als Mensch, als Bürger und Staatsdiener die Krone auf. Er war ein Meister der Beredsamkeit, einfach und klar, ohne Schwulst und Ziererei, ohne gesuchten Witz und ohne die im Parlamente gewöhnlichen schwerfälligen Schlüsse bewegte sich seine Rede frei mit Kraft und fließend mit Begeisterung. Wenn er sprach war Alles Ohr. Sein schönes Sprachorgan, seine vollendete Haltung in Ton, Miene und Geberde, und das hinreissende seiner Darstellung machten ihn zum Demostenes seines Volkes. Wie dieser die Zukunft seines Vaterlandes unheilschwanger sich nähern sah und das einbrechende Unglück mit der Gewalt seiner Beredsamkeit zu verscheuchen suchte, also trat er mit der Fülle seiner Sprechkraft gegen die verblendeten Minister und das irregeleitete Oberhaus in die Schranken. Sein Name gehört der Menschheit, sein Verdienst feiert die dankbare Nachwelt, und Britanien, das ihn als den Schöpfer seiner Größe zu betrach-

ten Ursache hat, wird in der Reihe seiner Staatsmänner ihm die erste Stelle nicht verweigern.

IV.

Freiherr von Fritsch.

Thomas, Freiherr von Fritsch, kursächsischer Geheimer Rath, bewahrheitete an sich das Wort, welches Friederich der Große über den Grafen Ostermann aussprach: „Die Natur theilt ihre Gaben ohne Rücksicht auf den Stammbaum aus.“ — Geboren im Jahr 1700, als der Sohn eines Buchhändlers in Leipzig, entwickelte er schon frühe Anlagen, die zu schönen Hoffnungen berechtigten. Sein Vater widmete ihn den Rechts- und Staatswissenschaften, und sah ihn zu einem kräftigen, tiefdenkenden Manne aufblühen. Seine Kenntnisse und Einsichten blieben nicht verborgen. Kaum hatte man in Dresden seine Tüchtigkeit kennen gelernt, so berief man ihn dahin und fand das in ihn gesetzte Zutrauen so sehr gerechtfertigt, daß man ihn vor dem Ausbruch des Oestreichischen Erbfolgekriegs mit einer wichtigen Sendung nach Paris schickte.*) Kaiser Karl VII. berief ihn bald darauf als Reichshofrath nach München. Nach dem Tode dieses unglücklichen Fürsten kehrte er in sein Vaterland zurück und bot August III. von Neuem seine Dienste an, der ihn bald nachher in den Freiherrnstand erhob. Die Schrecken des siebenjährigen Krieges vertrieben ihn im Gefolge des Königs aus Sachsen; er begleitete diesen nach Polen und nahm an den Verhandlungen jener Zeit fleißigen Antheil. Als man nun nach siebenjährigem fruchtlosem Kampfe in Wien und Warschau auf den Frieden sann, vertraute man seiner Geschicklichkeit

*) 1740.

die erste Unterhandlung an. Er sprach den König von Preussen in Meissen und dann in Leipzig und brachte die Bestimmung einer Friedensversammlung bald zu Stande, wurde von seinem Könige zum Mitgliede der Versammlung zu Hubertsburg ernannt, arbeitete daselbst an dem Abschluß des Friedens und erwarb sich darin um Sachsen großes Verdienst. Seine Erhöhung zum Konferenzminister war eine seiner Auszeichnung würdige Belohnung. Noch zwölf Jahre nach der Herstellung der Ruhe in Teutschland wirkte er segensvoll in Sachsen für Fürst und Volk, als ein redlicher und geschickter Geschäftsmann und als ein treuer Patriot. Als er am 1. Dezember 1775 starb, folgte die Dankbarkeit und das allgemeine Bedauern seinem Sarge und verbürgte dem vollendeten Edeln ein bleibendes Andenken unter seinem Volke, das seinen Namen noch mit Ehrfurcht nennt. — Mitten in dem Geräusche des thätigen und unruhigen Geschäftslebens hatte der Denker die Einsamkeit kennen gelernt und lieb gewonnen; es erschienen von ihm (1763) „Zufällige Betrachtungen über die Einsamkeit."

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klarke, M. J.

Geschichtskunde von der Regierung Friedrich's des Großen bis auf unsere Zeit oder von dem Jahre 1740 bis zum Jahre 1830

Bd.: 5

Frankfurt a. Main 1829

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.p.o.152-a#5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11690582-4